Das kreuz der wahrheit

Georg Hirschfeld


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget

Das Kreuz der Wahrheit

Roman von

Georg Hirschfeld

S. Fischer · Verlag · Berlin


SF
V

Das Kreuz der Wahrheit

Roman

von

Georg Hirschfeld

S. Fischer, Verlag, Berlin
1915

Erster Teil

Erstes Kapitel

An der Mole von Abbazia lag der Dampfer „Daniel Ernö" reisefertig. Er sollte aus dem Quarnero zu den Dalmatinischen Häfen fahren. Es war ein Frühlingsnachmittag von jener trügerischen Schönheit, die nur für Seefeste Hoffnung birgt. Das Hafenwasser still, unter mildem, blauem Himmel — draußen hinter dem Steindamm ein Sprühen und Tanzen auf der weiten Fläche, Lustigkeit scheinbar auf jedem Segler, der schräg geweht in die Adria hinaus wollte. Dennoch wurde der Dampfer stark besetzt. Zaghafte Gemüter mieden es aus Scham, das Wetter für schlecht zu halten — Feste gingen vergnügt über die schmale Brücke auf das Schiff. Schon füllte eine elegante Menge das Oberdeck. Auf der Mole blieben noch drei junge Mädchen, die trotz ihrer Verschiedenheit einander ähnlich waren und auch durch die fast übereinstimmende Kleidung sich als Schwestern dokumentierten. Man kannte die Brahes. Schlanke, kräftige Gestalten, blond, von dem vollen und trockenen Blond der Skandinavinnen. Zwischen 25 und 20 Jahren, wettergebräunt, mit einem etwas harten Reiz, der nicht beim ersten

Anblick gewann. Man mußte sie länger betrachten. Dann sah man, daß Betty, die Älteste, schön war, aber wenig Leidenschaft in den Augen hatte. Die spürte man um so stärker bei Tora, der Jüngsten, deren Züge unregelmäßiger, aber reizvoller waren. Ihre kleine, geschmeidige Gestalt war der Gegensatz zu Bettys hoher Üppigkeit. Hinter diesen beiden Schwestern stand Helene, die Mittlere, zurück. Sie hinkte infolge eines Unfalls in früher Kindheit und hatte etwas Eckiges, Ringendes behalten. An Kraft übertraf sie die Schwestern, aber sie blieb sich ihres Mangels stets bewußt. Das wollten Betty und Tora nicht aufkommen lassen. Absichtlich kleideten sie sich mit einer künstlerischen Schlichtheit, die Helene mitmachen konnte. So blieb es ein harmonisches Trio.

Heute war der Schwesternbund gestört. Sie hatten schon lange auf der Mole gestanden und mit leiser Heftigkeit debattiert. Sie wollten den „Daniel Ernö" besteigen und wollten es doch nicht. Eine weite Reise hatten sie gewiß nicht vor — nach ihren Handtäschchen zu urteilen handelte es sich um einen Abendausflug. Der Vater, der sonst immer dabei war, ließ sich noch nicht blicken. Plötzlich sah man, daß Helene sich mit einem empörten Achselzucken abwandte und die Mole zurück auf Abbazia zuschritt.

Tora machte eine Bewegung, als wollte sie ihr folgen. „Komm, Betty! Sie hat recht! Heut müssen wir's ihm zeigen! Es ist eine Unverschämtheit!"

„Aber was denn?" fragte die hübsche Schwester in ihrer behäbigen Weise. „Was fällt dir denn ein? Ich

werde doch nicht Lenes Verfolgungswahn mitmachen? Wir haben uns den Ausflug nach Bocclari vorgenommen — also machen wir ihn."

„Willst du durchaus seekrank werden? Sieh doch die weißen Kämme draußen!"

„Ich will mich nicht wieder von euch aufziehen lassen. Wenn ich jetzt sage, ich fahre nicht mit, dann zwingt mich Papa mit seinen entsetzlichen Mitteln. Davon wird man erst seekrank."

„Ich verstehe deine Logik nicht, liebe Betty. Aber wir wollen uns doch nichts vormachen. Hast du den Menschen gesehen? Er ist oben auf dem Schiff. Wenn er hört, daß wir nach Bocclari fahren, fährt er auch nach Bocclari. Zum Henker, da steht er schon wieder!"

Tora wandte sich heftig ab und zog Betty auch mit herum. An Bord des „Daniel Ernd" standen die Passagiere plaudernd über die Brüstung gebeugt. In eine Lücke war soeben ein junger Mann getreten, der sofort die Schwestern betrachtete. Man sah unter der Reisemütze ein hageres, bartloses Gesicht mit starker Nase und schönen, etwas groben Zügen. Er lächelte ironisch. In seinen schwarzen Augen brannte ein müdes und doch waches Feuer. Trotz seiner makellosen Eleganz hatte der junge Mann etwas von einem Kommis oder Bedienten. Eben faltete er die Hände auf der Brüstung. Es waren rote und gewöhnliche Hände, obwohl sie sehr gepflegt waren. Sie hielten eine kurze Pfeife, deren Rauch der junge Mann behaglich einatmete.

Tora und Betty hatten sich vollständig abgewandt.

„Sieh nur, wie eilig Lene es hat! Sie ist doch ein famoser Kerl! Komm jetzt!"

„Du bist wirklich närrisch, Tora. Papa hat sich mit uns hier verabredet. Er muß jeden Augenblick kommen. Willst du eine Szene mit Papa haben?"

Tora stampfte mit dem Fuß auf. „Wenn du nur nicht immer wie die Katze um den heißen Brei gehen möchtest! Jawohl! Ich bin gewiß keine Spielverderberin! Aber man muß mal mit dem Unsinn Schluß machen! Du bist schuld, daß der Mensch frech geworden ist!"

„Ich?! Nun reißt mir aber die Geduld!"

„Du hättest nie eine Gefälligkeit von ihm annehmen dürfen! Wir kennen ihn nicht! Warum hast du dir gestern nach dem Konzert die Garderobe von ihm holen lassen?"

„Es war solch fürchterliches Gedränge. Er hat mir plötzlich die Marke fortgenommen. Ich wußte gar nicht, wie das kam."

„Jawohl! Du hast dir mit Wonne in den Mantel helfen lassen! Lene hat sofort gefragt, ob dein seidenes Tuch noch im Mantel ist!"

„Lene hat keine Ahnung von solchem Menschen!"

„So lange wir in Abbazia sind, steigt er uns nach. Auf jedem Spaziergang, bei jedem Konzert — es wird einem alles verleidet. Abends in den Anlagen hat man eine Todesangst — du glaubst doch auch immer, daß er hinter den Palmen steht? Was will der Mensch von uns?"

„Merkwürdig, wie kurzsichtig du bist, Tora. Fällt dir denn eins nicht auf?"

Tora sah schnell zum Schiff hinüber — aber der Verfolger war noch da. Errötend stammelte sie: „Nein! Was denn?"

„Er wohnt doch in einem andern Hotel. Er sitzt nicht an der Table d'hote bei uns. Er hat sich nie an Papa herangewagt. Die besten Anknüpfungspunkte läßt er vorüber."

„Aber Betty! Das ist ja das Unheimliche! Es muß was dahinterstecken!"

„Unsinn. Er ist nur niederträchtig hübsch und kokett."

„Betty! Bring mich da nicht hinein! Ich will das nicht! Ich habe schon furchtbare Träume gehabt! Gestern nacht zum Beispiel —"

„Es ist wirklich Zeit, daß du zu Verstand kommst, Tora."

„Jetzt drehst du dich schon wieder zum Schiff hin! Tu doch das nicht!"

„Nun hab ich's satt! Also — du fährst nicht mit?"

„Nein! Wir hätten sofort mit Lene gehen sollen!"

„Dann fahr ich also auch nicht! Gut! Ich werd es Papa sagen!"

„Was?"

„Ich werde mich über den Menschen beschweren! Papa soll uns von ihm befreien!"

Die Reisenden auf der Mole sahen den Schwestern lächelnd nach. Beide schritten in heftigster Bewegung zum Kai zurück. Da läutete die Schiffsglocke.

„Also, was ist nun?" fragte Betty unterwegs mit zitternder Stimme. „Wollen wir jetzt Papa sagen, daß wir nicht nach Bocclari fahren?"

„Selbstverständlich!“

„Er verspätet sich überhaupt! Schade! Bocclari soll prachtvoll sein!“

„Da kommt ja Papa! Mit Lene! Sie hat ihn getroffen!“

„Aber sie fährt ganz sicher nicht mit!“

Noch eine Strecke gingen die Schwestern. Dann näherten sie sich dem Vater und Helene.

Professor Bernd Brahe war ein zierliches Männchen mit klugen Gnomenzügen. Er trug ein Plaid auf der Schulter und schleppte ein großes Etui in der Hand. Das graulockige Haar wehte unter seinem Schlapphut hervor. „Schnell, schnell, Kinder! Noch drei Minuten! Warum seid ihr denn nicht am Schiff geblieben? Was ist das wieder für eine Dummheit? Faß' Lene unter, Tora!“

„Fährt denn Lene mit?“

„Selbstverständlich!“

Der Vater mißverstand Tora und warf ihr einen zornigen Blick zu. Betty schwieg und folgte mit zusammengepreßten Lippen. Auch Tora konnte zu keinem Widerspruch kommen. Sie wunderte sich über Helene. Aber sie traute sich nicht die Schwester zu fragen. Wieder läutete die Schiffsglocke. Da rief Betty: „Wir erreichen ihn noch!“

Tora zuckte zusammen. Jetzt wandte sie sich zu Helene. „Glaubst du eigentlich, daß Papa es weiß —?“

„Was, Tora?“

„Daß er auf dem Schiff ist?“

„Wer?“

„Ihr seid unglaubliche Menschen!“

Eben sollte die Brücke fortgezogen werden. Da drängten sie sich noch rasch hinauf. Erst der Professor — dann Betty — zuletzt Tora und Helene. Der junge Mann stand oben an der Brüstung. Dicht über denen, die noch mitgekommen waren. Er lächelte auf sie nieder.

Zweites Kapitel

Professor Brahe suchte sich zuerst mit reizbarer Umständlichkeit den geeigneten Platz aus. Selbst Betty hieß es gut, daß man sich auf dem Kiel niederließ, wo die Bewegung am stärksten war. Sie hatte den Verfolger in der Mitte des Schiffes bemerkt, am Kajüteneingang. Dort lehnte er rauchend und sah zum Kiel hinüber. Man konnte nicht erkennen, ob seine Beobachtung der Professorsfamilie galt oder der Einfahrt in die abendliche Bucht von Fiume. Brahe nahm keine Notiz von dem Fremden. Er schien nicht zu ahnen, wie die Gemüter seiner Töchter von dem geheimnisvollen Mann beschäftigt waren. Mit seinem großen Krimstecher stand er an der äußersten Spitze des Schiffes und betrachtete die Farbenpracht der Küste.

Helene sah, daß Betty und Tora zum Kajüteneingang hinüberblickten. Da trat sie rasch neben den Vater. Betty ruhte in einem Liegestuhl, da sie nach Goethes Rezept gegen die Seekrankheit die horizontale

Lage gewählt hatte. Tora saß neben ihr. Sie traute Betty nicht. Ob die Schwester sich nicht absichtlich so malerisch gelagert hatte? Selbst wenn ihr übel war, blieb Betty sich ihrer schönen Gestalt bewußt. Tora war bubenhaft mager und wußte von ihrer Grazie wenig. Heute fühlte sie sich häßlich. Heute verglich sie sich mit Helene. Der Abend war rein und kühl. Tora konnte ihn ganz genießen. Sie schloß ihre Augen und streckte die Füße von sich. Sie ließ sich wiegen und einschläfern. Müde lauschte sie dem Kreischen der Möwen, die zuweilen an ihrem Kopf vorüberschossen. Plötzlich fühlte sie, daß der Schatten einer hohen Gestalt sich ihr näherte. Sie spürte den scharfen Duft einer Tabakspfeife. Erstarrend wußte sie, daß er es war. Wollte er sie jetzt ansprechen? Das war unmöglich. Tora öffnete die Augen erst, als der Schatten vorübergeglitten war. Da sah sie, daß der Fremde gemächlich zum Kiel wanderte. Er blieb dicht hinter dem Vater stehen. Ob Helene ihn bemerkte? Es ließ sich nicht erkennen. Sie tat ein paar Schritte nach links, um dem Vater etwas zu zeigen. Der Fremde wandte den Blick von ihr fort. Helene interessierte ihn nicht. Aber Betty? Er ging seinen Weg zurück. Er betrachtete die Ausgestreckte, und Betty errötete. Sie warf ihm einen langen, schwermütigen Blick zu. Das tat sie wirklich. Empört erwartete Tora den Fremden. Er sah auch sie an, aber anders als die Schwester. Sie erwiderte den Blick voll Trotz, sie maß sich mit ihm ... Nun war er vorüber und verschwand in der Kajüte.

Bald darauf wurden die Mädchen durch den Vater in Anspruch genommen. Eine Auskunft, die der Kapitän ihm erteilt hatte, schien den Professor aus dem Häuschen zu bringen. „Also es ist einfach ganz unmöglich, zwei Tage in Boccalari zu bleiben? Einfach ganz unmöglich?"

„Es ist möglich, mein Herr! Hören Sie mich an!" Der Kapitän war Italiener und machte die flehenden Gebärden eines Opernsängers, der eine Arie beginnen will. „Sie können bleiben! Aber nicht zwei Tage, sondern acht! Dann kommt das Schiff von Dalmatien zurück! Sonst müssen Sie sich mit zwei Stunden Aufenthalt begnügen!"

„Zwei Stunden in Boccalari ist genug, mein Herr," mischte sich der bärtige Steuermann ein.

„Finden Sie?! Wenn ein Aufenthalt von zwei Stunden nun nicht den geringsten Wert für mich hat? Ich habe einen wissenschaftlichen Zweck! Ich muß mich länger aufhalten! Zwei Tage! Aber acht!"

Der Kapitän warf seinem Steuermann einen ratlosen Blick zu. „Mein Herr," begann er mit zarter Stimme, wie ein Pfleger zum Kranken sprechend, „ich kann Ihnen wirklich nicht helfen. Wenn Sie in Boccalari übernachten wollen, bleibt Ihnen nur übrig, auf einer Bauernkarre durch die Berge nach Fiume zu fahren. Aber die Wege sind entsetzlich. Es ist wahrscheinlich, daß ein Rad bricht, und dann bekommen Sie weit und breit nichts zu essen."

„Reizend!"

„Nein, reizend ist es nicht — es ist sehr gefährlich."

„Ich nehme mir ein Segelboot nach Abbazia!“

„Kein Mensch wird Sie fahren.“

Jetzt schützten die Mädchen ihren Vater vor weiteren Zornausbrüchen. Die Passagiere waren schon aufmerksam geworden. Auch der Fremde war herangetreten. Er lächelte. Der wütende Professor schien ihm zu gefallen.

„Papa,“ bat Helene, „sei doch ruhig. Zwei Stunden sind ja eine Menge Zeit. Wir werden sofort in Bocclari herumklettern und gewiß etwas Interessantes finden. Man ist ja froh, wenn man von dem Wackelkasten herunterkommt. Nur Betty wird gern weiter fahren.“

Der boshafte Scherz verfehlte seine Wirkung nicht. Der Professor sah auf die Leidensmiene seiner Ältesten, die mit spitzer Nase eingeschlummert war. Er lachte. „Also — wir werden ja sehen! Welches Schiff liegt zur Rückfahrt in Bocclari bereit, Herr Kapitän?“

„Erzherzog Johann! Abfahrt 8 Uhr 15 Minuten!“

Man landete in Fiume. Dann ging es weiter, in das offene Meer hinaus. Endlich kam man ziemlich durchgeschüttelt nach Bocclari. Die Glocke tönte grell zur Küste hinüber, das Schiff drehte bei. Aber Bocclari war nicht beliebt. Dort stiegen nur wenige Reisende aus. Hinter dem Professor und seinen Töchtern tauchte sofort der Verfolger aus Abbazia auf. Tora bemerkte ihn zuerst, dann auch Betty. Helene blieb neben dem Vater, der zum Glück den Fremden wieder nicht gesehen hatte. Sie schritten über den Hafenplatz, das schmutzig bunte Bild der slawonischen Häuser vor Augen. Vor den Kneipen saßen ziemlich verwahrloste Gestalten

jenes Nationalitätenmischmaschs, der zwischen Istrien und Dalmatien zu Hause ist. Kroaten, Slawonen, Ungarn, Italiener, Seeleute und Händler. Hübsche, aber sehr kleine, schwarzhaarige Frauen trippelten umher. Sie hatten schon den orientalischen Typ. Zudringlich boten sie den Angekommenen ihre Stickereien zum Kauf. Ein baumlanger, alter Türke pries seine Tonwaren an. Hinter den Hafenhäusern stieg der Ort zu den Uferhöhen empor. In Felsenrisse eingeschachtelt, uralt, grotesk, verwittert, mehr wie Steinhöhlen für Tiere, als Wohnstätten für Menschen. Alles gelblicher, sonnedurchglühter Karststein. Wenig Ölbäume, stachlige Kakteen. Aus diesem trüben Stück Orient ragte seltsam fremd die kleine, christliche Kirche heraus. Man mußte sich erst darauf besinnen, daß man noch im Abendlande war.

Der Professor war ruhiger geworden. Er warf sein Plaid über die Schulter, schlug mit dem Stock aufs holperige Pflaster und sah sich vergnügt um. Tora lief schnell zu ihm hin und faßte ihn unter. Sie überließen sich einer sarkastischen Fröhlichkeit. Betty erwachte auch wieder zum Leben und sandte einen langen, versöhnten Blick auf das Meer zurück. Die weißen Sturmkämme verloren sich schon — vielleicht wurde die Rückfahrt ruhig. Helene sah plötzlich den Fremden hinter sich. Sie warf ihm einen Blick zu, dem jede Beziehung zwischen Mann und Frau fehlte. Aber der unheimliche Mensch tat, was ihr willkommen war — er achtete auf das unschöne Mädchen nicht. Wer konnte ihn daran hindern, den Brahes auch in Bocclari zu folgen?

Mochte es Absicht sein oder nicht — Helene zeigte ihm jedenfalls, mit wem er es zu tun hatte.

„Ach, was trinken die da!“ rief Tora lüstern. „Ich habe Durst! Das sieht gut aus!“

Sie zeigte auf eine Gruppe von Männern, die vor einem Wirtshaus saßen und aus primitiven Tongefäßen einen moussierenden Wein tranken.

„Ähnlich wie Asti spumante!“ rief der Professor. „Slawonisches Nationalgetränk! Dann sind wir unfähig, etwas zu untersuchen! Kommt! Zwei Stunden! Kommt!“

Der Professor stampfte voraus. Tora machte ein mürrisches Gesicht, wie ein verwöhntes Kind, das seinen Willen nicht bekommen. Dann legte sie die Hände auf den Rücken und stieg hinterdrein. Das Schiff wollte sie auch nicht versäumen.

Der Fremde war nun plötzlich nicht mehr zu sehen. Gott sei Dank — jetzt konnte man wieder harmlos sein. Plötzlich trat der Professor in eines der baufälligen Häuser ein — er verschwand in einem engen, schwarzen Torweg. Das geschah so selbstverständlich, als ob er in Bocclari eine bestimmte Visite vorgehabt hätte. Tora blieb zaudernd stehen. Diese Baracke erschien ihr denn doch zu bedenklich. War sie von Menschen bewohnt? Was für Menschen mochten das sein? Das Herz klopfte ihr. Sie sah den Vater in Gefahr, denn er konnte die Bewohner reizen oder ihre Habgier wecken. Aber wie vielen Gefahren hatte er sich schon auf seinen Reisen ausgesetzt? Die Schwestern kamen jetzt heran.

„Ach Gott, da soll man hinein?“ rief Betty. „Papa ist doch rein verdreht!“

„Laßt ihn nur,“ meinte Helene.

„Jeden Tag bringen wir Ungeziefer nach Hause! Daraus besteht unsere Erholungsreise.“

„Papa ist eben noch mehr Zoologe als Anthropologe,“ sagte Tora.

„Wir müssen ihm aber jetzt nachgehen,“ mahnte Helene.

Betty sah auf das Meer hinaus. „Ich wäre so gern im Freien geblieben. Ganz oben auf die Felsen möcht ich steigen und über das ganze Meer fort sehen. Das Abendlicht ist so schön.“

Du Schwärmerin, dachte Tora spöttisch. Uns möchtest du hier zurücklassen, und oben soll jemand kommen. Ich traue deiner Gefühlsseligkeit nicht mehr ... In diesem Augenblick kam der Professor aus dem schwarzen Torweg zurück. Er war ganz erhitzt und schwenkte den Hut. „Wo bleibt ihr denn? Zum Teufel! Da drinnen wimmelt es von Experimenten!“

Die Mädchen fuhren zurück. „Wimmelt?“

„Eine wunderbare slawonische Familie! Ein Kupferschmied mit Frau und sieben Kindern! Fabelhafte Degeneration! Entzückende Schädel! Nur verständigen kann man sich nicht! Der Kerl spricht einen furchtbaren Dialekt! Er muß aus Montenegro stammen!“

„Papa, wir hätten so gern noch frische Luft geschnappt —“

„Luft, Luft! Die könnt ihr auf der Rückfahrt haben!

Nur im Torweg müßt ihr euch die Nase zuhalten! In den Stuben geht's!"

Er lief begeistert voraus. Die Töchter folgten, konnten aber plötzlich vor Lachen nicht weiter. Ein unheimliches Wesen, vierbeinig, schwarz und nackt, war Betty zwischen die Beine geraten. Sie ritt schreiend einen Moment darauf. Der edle Renner grunzte und entpuppte sich als ein kräftiges, schwarzes Schwein. Sofort war man nun von der Familie des Schmieds umgeben. Schmutzige Kinder trieben das Schwein in den Kofen zurück, ein struppiges Hündchen bellte, und grinsend erschien der Vater, während die Mutter sich mißtrauisch zurückhielt. So kam man in das „Wohnzimmer". Kahle, bröckelnde Mauern, feuchtes Halbdunkel, Zwiebelgestank. Eine kindliche Madonna mit ewiger Lampe als einziger Schmuck. Die Mutter kehrte an den Herd zurück, der mit farbigen Wäschestücken umhängt war. Sie fuhr fort, etwas Unbestimmtes in einem Kupferkessel zu kochen, und schien sich um den Besuch nicht kümmern zu wollen.

„Mir wird hier übel, Papa," flüsterte Tora. „Kannst du die Schmutzfinken nicht veranlassen, daß sie mit ins Freie kommen?"

„Ach bitte, bitte," bat auch Betty.

Helene sah finster in all den ärmlichen Kram, der ihr zu behagen schien.

Mit einem mächtigen Redeschwall versuchte der Professor die Leute für sich zu gewinnen. Er sprach italienisch, ungarisch, slawonisch — alles umsonst. Plötzlich versuchte er es mit Türkisch — da reagierte der

Mann. Er trieb seine Kinder wie Ferkel vor sich her — so kam man auf die abendrote Straße. Einige Soldi erleichterten den Verkehr. Man hatte schon mit soviel fremden Narren zu tun gehabt — man ließ sich auch den alten Deutschen mit seinen Signorinen gefallen. Freilich, als der Professor seinen Meßapparat aus der Tasche holte, stob das Kindervolk auseinander. Der Apparat glich einer großen Zange. Die konnte nur Lebensgefahr bedeuten. „Seid doch nicht so albern!" fauchte Brahe. „Mann, ich will ja weiter nichts — die Köpfe Ihrer Kinder gefallen mir so." Er begann mit ernster Sorgfalt den Apparat zu fixieren und schraubte daran herum, so daß die Zange sich schauerlich öffnete. In seinem Eifer bemerkte er nicht, daß die Kinder sich wie eine ängstliche Herde um den Vater drängten, und daß dieser halb trotzig, halb furchtsam stehen blieb. Er verschränkte die Arme. Er wollte aus dem verrückten Alten erst klug werden.

Auch die Frau war jetzt im Torweg erschienen und hielt ihren Kochlöffel wie eine Waffe in der Hand.

„Kinder, wie spät ist es eigentlich?" fragte Tora. „Im Hafen liegt schon der ‚Erzherzog Johann'. Der ‚Daniel Ernò' ist längst nach Dalmatien abgedampft."

„Wir sind schon über eine Stunde in Bocclari," meinte Helene.

„Um des Himmels willen!" flüsterte Betty. „Daß wir nur nicht das Schiff versäumen!"

„Es hat ja noch nicht geläutet."

„Haben wir's auch nicht überhört?"

Nun war der Professor mit seinen Vorbereitungen

fertig. Da er seiner Sache nicht sicher war, setzte er ein liebenswürdiges Lächeln auf und näherte sich mit dem Meßapparat den Kindern. Jetzt aber geschah etwas Unerwartetes. Voll Entsetzen schrien die Kinder auf, und der Vater riß sie kampfbereit an sich. Es hatte so ausgesehen, als ob der Fremde mit seiner Zange sich eines der Kinder fangen wollte. Langsam, mit erhobenem Löffel näherte sich ihm die Mutter.

„Aber was wollt ihr denn?" protestierte Brahe. „Seid doch nicht so albern! Ich möchte ja nur —"

„Was möchten Sie?" fragte der Schmied mit unheimlich blitzenden Augen.

„Papa," flüsterte Helene. „Laß sie in Ruhe. Komm. Sie verstehen dich nicht. Komm, Papa."

Der Professor blieb unbeirrt. „Sie sollen mich aber verstehen. Sonst kommt man hier nie weiter. Soviele Degenerationsstufen hab ich noch nie beisammen gesehen. Laß mich nur machen." Er näherte sich wieder mit seinem Apparat der ängstlichen Gruppe. Er schien sich eines der Kinder auszusuchen.

„Ein Zauberer!" schrie da plötzlich der älteste Junge. „Er will mir den Kopf abreißen!"

Im Nu veränderte sich das Bild. Die sonst so tote Gasse belebte sich. Aus allen Steinhöhlen kamen schmutzige Gestalten mit zornigen Mienen. Das Wort „Zauberer" hatte Unheil gestiftet, alle wirren Vorstellungen, die in diesem weltverlassenen Winkel schlummerten, geweckt. Der alte Haß gegen die Fremden erwachte. So sahen sich die Brahes plötzlich von einer drohenden Menge umgeben. Als der Professor sein

Vorhaben immer noch zu erklären versuchte und dabei erregt mit der Zange fuchtelte, glaubte man vollends, daß er zum Angriff überging. Sofort war die Frau des Schmiedes neben ihm und schlug ihm mit dem Löffel heftig auf den Arm. Jetzt hätte etwas Schlimmes geschehen können. Brahes Töchter verteidigten ihren Vater und standen mit kampfbereiten Schirmen neben ihm. Der Professor raste und stampfte mit den Füßen, indem er immer wieder „Idioten!“ schrie. Schon drang die Menge auf die Fremden ein, als ein Helfer in der Not erschien. Es war der Verfolger aus Abbazia. Er verstand das Idiom der „Idioten“ und entwickelte eine fabelhafte Lebhaftigkeit. Man gehorchte ihm, als ob er der Bürgermeister von Bocclari wäre. Die hohe Obrigkeit in Gestalt eines österreichischen Käppiträgers kam zu spät. Das aufgestörte Volk kehrte mürrisch in seine Häuser zurück. Professor Brahe machte noch einen Versuch, dem Polizisten zu erklären, welches Unrecht seinen harmlosen Absichten in Bocclari geschähe. Er schnitt dabei entsetzliche Gesichter, denn sein Arm tat ihm weh — die Frau des Schmiedes hatte dem Beruf ihres Mannes entsprechend zugeschlagen.

Aber der Polizist war für nichts zu haben. „Gehen Sie weiter, mein Herr. Verursachen Sie keine Ruhestörung.“

„Entfernen Sie sich. Ich rate Ihnen gut. Ich kenne das Volk,“ flüsterte der Helfer plötzlich. Seine dunklen Augen glitten dabei von Tora zu Betty hinüber. Dann auch zu Helene. Tora hatte er zuerst angesehen. „Reden Sie Ihrem Herrn Vater zu, meine Damen.“

Jetzt schob Tora resolut ihren Arm in Brahes Arm und zog ihn fort. Sie gingen alle zum Hafen hinunter. Der Fremde folgte lächelnd. Der Professor wandte sich eifernd zu ihm. „Aber sind es nicht Idioten? Ist das nicht ein unerhörter Tiefstand? Ich konnte mich nicht verständlich machen! Was sagen Sie dazu! Ich konnt es einfach nicht!“

Obwohl ihnen nach der überstandenen Gefahr die Knie zitterten, mußten Brahes Töchter lachen, denn die plötzliche Begegnung mit dem Verfolger war zu wunderlich. Der Vater schien die Situation durchaus nicht zu fühlen.

„Papa!“ rief da plötzlich Betty erstarrend, indem sie stehen blieb und auf den Hafen hinunterdeutete. Aller Augen folgten ihrer Weisung. Da glitt ein großes Dampfschiff eben auf das abendliche Meer hinaus.

„Ist das etwa der ‚Erzherzog Johann‘?“ fragte der Professor, blaß vor Zorn.

„Ja, Papa,“ erwiderte Helene mit ihrer herben Ruhe. „Den haben wir glücklich versäumt.“

„Die Schurken haben keine Signale gegeben!“

„Doch wahrscheinlich,“ flüsterte Betty. „Wir haben sie nur in all dem Skandal überhört. Um des Himmels willen —“

„Macht euch bemerkbar! Schreit! Weht mit den Tüchern!“

„Das ist umsonst, Papa. Da würden die Leute höchstens glauben, daß wir ihnen adieu sagen wollten.“

„Deine Wurstigkeit ist unausstehlich, Helene! Lachst du, Tora?!“

Tora stand schön und lustig in der Abendsonne. Sie lachte. Sie sah dabei den fremden Mann an, der in ihre Heiterkeit einstimmte. Aber der Professor war noch nicht zur humoristischen Auffassung der Situation gelangt. Verdutzt und empört fiel sein Blick auf den Reisegefährten. „Sie sind auch noch hier?! Ja, wollten Sie denn nicht nach Abbazia fahren?!"

Der Fremde lüftete den Hut. „Ich hatte nicht die Absicht."

Drittes Kapitel

Man beruhigte sich allmählich und schritt nebeneinander her. Man wollte sich doch von der lächerlichen Situation nicht unterkriegen lassen. Besonders vor dem Fremden nicht, der gewiß sein heimliches Vergnügen an den Sitzengebliebenen hatte.

Der Professor warf ihm einen giftigen Seitenblick zu. „Man wird es schon aushalten," brummte er. „Es ist doch famos hier. Wenn man nur existieren kann. Sie hatten also die Absicht, acht Tage hier zu bleiben? Dann müssen Sie doch einen vertrauenerweckenden Gasthof wissen?"

„Das Albergo del Porto ist ganz gut," erwiderte der Fremde. „Ich habe dort ein Zimmer. Es ist auch das einzige Haus, das für die Herrschaften in Betracht kommt."

Er sah vor sich hin und zündete eine neue Zigarette an. Brahes Töchter blickten sich scheu von der Seite

an. Sie hatten alle Drei dasselbe Gefühl — volle acht Tage unter einem Dach mit dem Verfolger? Aber jede wurde von diesem Gefühl anders erregt. Betty überlief es, als ob eine feste, heiße Hand sie berührt hätte. Helene kämpfte zornig mit einem unbedingten Protest. Tora aber sah nur die lustig abenteuerliche Seite des Kommenden. Der Vater dachte einzig an seine Bequemlichkeit und fragte eifrig weiter:

„Haben Sie die Betten schon gesehen? Sind sie möglich? Kein zoologischer Garten?“

„Brrr!“ rief Tora. „Ich ziehe mich nicht aus, Papa!“

Betty errötete, und Helene zuckte mißbilligend die Achseln.

„Man kommt mit diesen Betten am besten nicht in zu nahe Berührung, gnädiges Fräulein.“

Der Fremde lächelte Tora an. Seine Zähne, die zwischen den bartlosen Lippen sichtbar wurden, waren gelb und nicht gut, vom vielen Rauchen verdorben. Jetzt störte Tora auch das welk Bewußte, Komödiantenhafte, das sein Wesen zuweilen bekam. Sie blieb ernst und sah von ihm fort.

„Ich werde die Zeit hier zunächst mit einer Beschwerde totschlagen, die ich an die österreichische Regierung wegen des infamen, kindischen, hirnlosen Dampferfahrplans aufsetzen werde,“ schimpfte der Professor.

Jetzt lachte man schon etwas freier. Als man das Albergo del Porto betreten hatte, wo es nicht schlechter als sonst in italienischen Gasthöfen aussah, verabschiedete sich der Unbekannte. Er schien eine Zurück-

haltung zu betonen, die den Brahes übertrieben vorkam. Es tat ihnen leid, daß der Reisegefährte so bald verschwand. Noch mehr bedauerten es die jungen Mädchen, daß er auch im Gastzimmer, als man sich bald zum Abendessen niederließ, nicht erschien. Er aß wohl absichtlich in einem anderen Hause. Der Professor schimpfte beim Essen weidlich auf ihn.

„Aber Papa, was hat denn der Fremde für Rücksichten zu nehmen?“ fragte Helene.

„Er ist ein ungehobelter Patron! Man bleibt in solchem Fall zusammen! Er hat quasi Ritterdienste bei euch übernommen!“

„Bei mir nicht,“ verwahrte sich Helene.

„Er hätte sich zum mindesten vorstellen müssen!“

„Das finde ich auch,“ meinte Betty.

„Ach was,“ widersprach Tora. „Er sieht mir gar nicht danach aus, als ob er sich was aus Formen machte. Es gefällt mir übrigens von ihm, daß er sich jetzt zurückhält. Ich hätt es ihm, offen gestanden, nicht zugetraut. Was hättet ihr denn davon, wenn ihr seinen Namen wüßtet?“

„Du fürchtest gewiß nur, daß der interessante Herr ‚Meyer‘ heißt.“

Helene wurde aggressiv, auch Betty zeigte eine müde Verstimmung. Es konnte Streit geben. Das fürchtete der Professor. Er fühlte sich doch ein bißchen hilflos als einziges Maskulinum. So lenkte er lieber ein. „Eßt Spaghetti, trinkt Chianti, redet nicht soviel. Wir werden sehen, ob der stolze Mann morgen früh die Gnade haben wird. Jetzt mag er meinetwegen ins

Quarnero gesprungen sein und Haifische essen. Ich habe Hunger." Er aß mit fanatischer Miene lange Nudeln, die er höchst geschickt um die Gabel zu wickeln und in den Mund zu schleudern wußte.

„Du langweilst dich hoffentlich nicht mit uns, Papa?"

„Das hab ich noch nie getan."

So wurde die Stimmung wieder friedlich, und man saß noch lange beisammen. Das Essen war gut; vor den Stuben brauchte man sich auch nicht zu fürchten. Nur der wunderliche, unübersichtliche Winkelbau, den das alte Gasthaus darstellte, war noch ein beklemmendes Gefühl. Man wußte nicht recht, wo man sich eigentlich befand. Überall gab es Ecken und Stufen, winzige Öllampen in mystischem Halbdunkel. Wo man einen gewissen Ort vermutete, lag die Küche, und öffnete man die Haustür, so stand man plötzlich auf einem niedrigen Balkon. Betty und Helene graulten sich vor der Nacht, Tora aber hatte eine bubenhaft vergnügte Spannung. Sie riß auch den Vater hinein. Man lachte viel, man lachte so laut, daß der Wirt von Zeit zu Zeit sein gelbes Gesicht zur Tür hereinsteckte, grinsend nickte und wieder verschwand.

Nach dem Essen ging man noch zum Strande hinunter. Der Hafen von Bocclari war still. Hier wandelte kein elegantes Fremdenpublikum, hier hörte man keine Gitarrenmusik. Steinig und ernst, von orientalischer Schwermut war alles. Nur Zollsoldaten wanderten auf und ab, und ein Bursche saß mit seinem Mädchen auf einem umgestürzten Boot. Das Meer

war ruhig geworden. Glatt, wie schwarzblaue Seide, lag seine Fläche, und die Spiegelung des Mondes warf eine breite, zitternde Silberstraße darauf. Die Brahes schritten schweigend durch das Geröll. Tora hob, wie sie als Kind getan, jede hübsche Muschel auf. Der Professor summte ein nordisches Volkslied — das war ein Zeichen seiner besten Stimmung.

„Kinder," flüsterte Betty plötzlich — „ich habe seinen Namen im Fremdenbuch gelesen."

Im ersten Augenblick wußten die verträumten Schwestern nicht, wovon Betty sprach. Dann aber lachten sie hell auf. Betty fing auf einmal an, von dem Verfolger zu sprechen. Mit einer ganz lüsternen, belebten Miene. Der Professor hörte das Gelächter der Mädchen nicht. Er marschierte voraus und sang leise. Die Brandung benetzte seine Sandalen.

Tora schlang den Arm um ihre älteste Schwester. „Aber Bettychen! Du hast spioniert? Stille Wasser!... Na, wie heißt er denn?"

„Müller?" fragte Helene.

Betty zuckte die Achseln. „Warum kichert ihr denn? Ich interessiere mich für den Menschen. Das sag ich ganz offen. Es ist mal ein anderes Element auf dieser langweiligen Reise."

„Höre einer die Betty!..."

„Tut doch nicht so, als ob er euch gleichgültig wäre. Habt ihr nicht bemerkt, daß er uns nachsteigt, solange wir in Abbazia sind?"

„Gewiß, gewiß — aber was kann er nur wollen? Oder besser gesagt: wen von uns kann er meinen?"

Jetzt regte sich der Protest in Helene. „Ich verzichte von vornherein auf jedes Interesse dieses Herrn. Ich rate dir auch dazu, Tora. Sei vernünftig. Wir wollen keine Dummheiten machen.“

„Schulmeisterchen, ich will mich ja bloß ein bißchen amüsieren. Also, wie heißt er, Betty?“

Betty näherte sich Tora mit geheimnisvoller Miene. „Im Buche steht Josef Falzaro, aus San Martino di Castrozza. Kein Beruf dabei.“

„Das klingt ja ganz anders als ‚Müller‘. Donnerwetter, Lene. Also ein Italiener?“

„Ein Südtiroler wahrscheinlich. Sonst würde er sich nicht Josef nennen. Weißt du denn nicht, wo San Martino liegt?“

„O freilich,“ erwiderte Tora, „da hab ich ja mal im Tennisturnier gewonnen. Er hat mich auch immer erinnert —“

„An wen?“

„An den Oberkellner im Grand Hotel. Ja, wahrhaftig, Betty. Der hieß auch Josef! Na, sei nicht beleidigt — er ist es natürlich nicht.“

Betty legte die Hände auf den Rücken und schritt ärgerlich voraus. „Mit dir ist nicht zu reden, Tora. Man braucht wahrhaftig nicht an einen Kellner zu denken, wenn man —“

„Na, na,“ meinte Helene, gemächlich hinterher hinkend, „ein bißchen hat er schon davon. Übrigens auch vom Schauspieler. Aber dann freilich — Entdeckungsreisender könnte er sein —“

„Entdeckungsreisender?“

„Ja — oder Ingenieur — auch Aviatiker wär möglich.“

Tora hörte aufmerksam zu. Sie blieb jetzt neben Helene. „Merkwürdig — du sagst da ganz dasselbe, was ich mir schon gedacht habe, Lene. Jedenfalls — bei diesem Menschen ist vieles möglich.“

„Ein Abenteurer.“

„Vielleicht auch ein Genie.“

„Seien wir sparsam mit dem Wort, Tora.“

Ein Schweigen entstand. Der Professor war stehen geblieben und setzte sich auf den Bug eines Fischerbootes, das verankert war und mit seinen dunklen Masten im Mondlicht schaukelte. Er wartete auf die Mädchen.

„Jedenfalls ist er nichts Gewöhnliches,“ sagte Betty leise. „Das sieht man sofort an seinen Augen.“

„Gewiß,“ erwiderte Tora. „Die Augen sind überhaupt das Merkwürdigste an ihm. Ein Feuer haben die — so was hab ich noch nie gesehen.“

„Wie beim fliegenden Holländer.“

„Ganz richtig, liebe Helene. Nur schade, daß er keine schöneren Hände hat. Das stört mich immer bei einem Mann. Die Hände sind der halbe Charakter. Er hat richtige Tatzen.“

„Und nicht einmal Arbeitshände,“ fügte Helene hinzu. „Das ist mir so unsympathisch. Ich will es nicht näher bezeichnen, was es für Hände sind.“

Sie mußten abbrechen, denn der Vater saß dicht vor ihnen. Der kleine Mann hatte sich in sein Plaid gewickelt und lächelte vergnügt. Das flimmernde Mond-

licht gab ihm etwas Gnomenhaftes. „Na, Kinder? Zankt ihr euch schon wieder? Um was geht's denn?"

Die Mädchen schwiegen. Den Vater zogen sie nicht in dieses Gespräch — darin waren alle einig.

Die letzte Wendung, die der Streit um Josef Falzaro genommen, hatte sie um ihre gute Laune gebracht. Es lastete etwas auf ihnen, ihre Mädchenseelen bangten sich. So blieben sie schweigsam, und nur der Vater wurde beredt. Die schöne Nacht berauschte ihn. Er erzählte, was er sonst nie tat, von seiner Kindheit, von seinen längst verstorbenen Eltern. Er beschloß, nach zwanzig Jahren wieder nach Italien zu gehen. So kamen sie allmählich in das Gasthaus zurück.

„Ich weiß gar nicht, ob ich schlafen werde," flüsterte Tora.

„Ich auch nicht," sagte Betty, fröstelnd in ihr Tuch gehüllt.

„Sollen wir Lene bitten, auch bei uns zu schlafen? Wir tragen dann ihr Bett hinüber. Lene hat ja einen Revolver."

„Was fällt dir denn ein? In einer Räuberhöhle sind wir doch nicht!"

„Weißt du übrigens, wo Falzaros Zimmer ist?"

„Bist du verrückt? Wie soll ich das wissen?"

„Komm schlafen. Oder sollen wir's Papa noch sagen, daß der Mensch uns nachläuft? Papa ist sonst ein so kluger Mann, aber in solchen Sachen ist er vollständig vernagelt. Er denkt immer, er hat drei Söhne, nicht drei Töchter."

„Sei jetzt ruhig, Betty. Lene beobachtet uns. Lene soll sich nicht über uns lustig machen. Wenn wir Papa

jetzt etwas sagen, macht er Skandal, und dann wird es erst ganz schlimm."

„Gewiß, gewiß ... Du hast recht ... Herr Falzaro geht uns ja auch wirklich nichts an."

Der Professor hatte sich zurückgezogen, nachdem er mit drakonischer Strenge eine sehr frühe Stunde zum Aufstehen verabredet hatte. Er wußte freilich, daß ihm das nichts nützte — die Mädchen schliefen immer länger als er. Helene sagte auch gute Nacht. Nun entschlossen sich Betty und Tora, ihre Lagerstätten zu untersuchen. Oberhalb und unterhalb. Sie erwiesen sich als antik, aber unverdächtig. Tora war ausgelassen und dachte noch nicht an Schlafengehen. Sie machte allerhand seltsame Entdeckungen im Zimmer, lehnte sich immer wieder aus dem Fenster und lockte einen schwarzen Kater, der über die mondhellen Dächer wanderte. Betty fürchtete sich vor dem gespenstischen Tier und verkroch sich in ihr Bett, immer wieder Tora um Vernunft bittend. Sie schluchzte schließlich wie ein Kind. Da erbarmte sich Tora, schloß das Fenster, und als sie sich entkleidet hatte, setzte sie sich noch zu der Schwester. Sie begann die Unruhige auf eine seltsame, aber probate Weise in Schlaf zu singen. An den Wänden des Zimmers hingen allerhand bunte und naive Öldrucke, deren Gegenstände keinen Zusammenhang hatten. Garibaldi neben einem Fruchtkorb, eine Löwenjagd neben einem neapolitanischen Knaben. Tora aber verstand es, sie zu einer träumerischen Geschichte zu verbinden, die Betty in sich auffog, um schließlich, das Gesicht auf dem Arm, einzuschlummern. Tora

sah ihre älteste Schwester mit lächelnder Überlegenheit an. Betty war hübsch, aber doch nur ein dummes Kind. Die arme Lene. Hatte Tora es vielleicht am besten? ... Sie legte sich mit Vorsicht in ihr kühles Bett. Die Warnung Falzaros fiel ihr wieder ein. In diesem rätselhaften Winkelgebäude war er vielleicht ihr Nachbar. Gleichviel ... Sie fürchtete sich nicht. Sie lachte leise, denn der ganze, seltsam verwobene Tag zog an ihrem Geist vorüber. Dann löschte sie das Licht.

Viertes Kapitel

Als die Mädchen am nächsten Morgen beträchtlich später, als verabredet war, im Gastzimmer erschienen, sahen sie zu ihrer Überraschung ihren Vater mit Josef Falzaro beim Frühstück sitzen. Sie blieben so betroffen stehen, daß anders geartete Männer in Verlegenheit geraten wären. Der Vater aber hatte ein leises Triumphgefühl, und Falzaro erhob sich mit anmutiger Verbeugung.

„Herr Falzaro — pardon, ich weiß keinen Titel —“

„Ich achte nicht auf Titel.“

„Dann müssen Sie Herr Brahe zu mir sagen.“

„Sie sind Professor.“

„Zum Teufel . . .! Also Herr Falzaro! Meine Töchter — Betty, Helene, Tora!“

Der Südtiroler küßte den jungen Damen die Hand. Auch Helene mußte es sich gefallen lassen. Dann saß

man beisammen. Die Mädchen einsilbig und verlegen — Tora, die sonst die lauteste von allen war, am stillsten. Falzaro aber war nicht schüchtern — er sprach für die ganze Gesellschaft. Mit großer Gewandtheit wußte er Fragen zu stellen und selbst zu beantworten, ohne daß die Gefragten in Verlegenheit kamen. Schließlich lachte man herzlich, denn er hatte allerhand Abenteuer in der ersten Nacht erlebt und schien viel weniger geschlafen zu haben als die Brahes. Tora blieb auf ihrer Hut. Sie beobachtete scharf, es lag ihr daran, sich über den Wert dieses Menschen klar zu werden. Aber das Urteil wurde ihr schwer gemacht. Sie blickte in Falzaros Geist wie in eine schillernde Meeresmuschel. Schönheit und Tiefe, Flüchtigkeit und wertloser Kalk. Was war er eigentlich? Er hatte viel erlebt, das stand fest. Aber in seinem Reichtum lag Armut, in seiner Sieghaftigkeit Unterdrückung. Er war ein Talent des Lebens, aber er hatte das eigentliche Leben nie genossen. Oft klangen Bitterkeit und Menschenverachtung aus seinen Worten. Wenn Tora wenigstens gewußt hätte, ob an sie das meiste gerichtet war. In Falzaros Augen sah man nicht hinein. Sie wanderten beständig. Sie fingen den Blick des Hörers auf und ließen ihn los, wenn sie ihn gleichsam geküßt hatten. Betty lauschte in absoluter Gläubigkeit. Sie machte ein stolzes Gesicht, als ob ihr Urteil über Falzaro recht behalten hätte. Aber Tora, für die sein Problem jetzt erst anfing, mußte sich ärgerlich einer Empfindung erwehren, die sie schon oft beschlichen hatte: Betty war dumm. Und Helene? Helene schien kaum zuzuhören.

Das Frühstück war beendet. Nun mußte der Professor sich entscheiden. Entweder blieb man beisammen oder ... Da gab sich Bernd Brahe einen Ruck und forderte den neuen Bekannten zu einem Spaziergange auf. Falzaro dankte höflich und sagte zu. Dann ging er in sein Zimmer, um sich fertig zu machen. Als man allein war, sagte der Professor nachdenklich: „Das ist wirklich ein interessanter Kerl. Er gehört zu der Spezies, die man am seltensten auf dieser Welt von Bäckern und Schneidern findet."

„Was ist das für eine Spezies, Papa?" fragte Tora gespannt.

„Mein Kind, das sind die berufenen Beruflosen."

„Weißt du, was er eigentlich treibt?" fragte Helene.

„Ich mag ihn nicht nach seinem Beruf fragen. Ich will den Schmetterling aufspießen, ohne ihm den Staub von den Flügeln zu wischen. Vorläufig habe ich meinen Spaß an ihm."

„Man sollte vorsichtig mit solchen Leuten sein," meinte Helene, ihre schön gepflegten Fingernägel betrachtend.

„Das kannst du wirklich mir überlassen," erwiderte der Vater kurz.

Man ging vor das Haus, um dort auf Falzaro zu warten. Tora nahm jetzt Helene beiseite. „Sei doch ein bißchen nett zu ihm, Lene. Er ist doch interessant."

„Laß mich, Tora ... Sieh nur Betty. Sie ist noch mal oben gewesen und hat sich anders frisiert. Die macht es gut."

„Pfui, Lene."

„Ich will weiter nichts, als Neugriechisch von ihm lernen. Er kann nämlich Neugriechisch."

Jetzt lachten beide. Falzaro erschien, und man brach auf.

„Wohin gehen wir eigentlich?" fragte der Professor.

„Ich kenne die Gegend," antwortete Falzaro, der eine Ledertasche über der Schulter trug. „Wenn die Herrschaften sich meiner Führung anvertrauen wollen — eine Stunde von Bocclari gibt es prachtvolle Felsen. Vielleicht erklettern wir einen. Es ist nicht anstrengend, meine Damen. Wir nehmen dann oben das Lunch ein."

„Das klingt ja sehr vornehm. Gibt es da bei den slawonischen Schweinehirten ein Lunch?"

„Das nicht, Herr Professor. Da oben gibt es überhaupt nichts. Vielleicht eine Alpe, aber schwerlich Milch."

„Zum Teufel, sollen wir Steine essen?"

„Nein. Dieses frugale Frühstück, das der Wirt mir mitgegeben hat. Salami, Eier, Brot, Butter und Wein. Ich erlaube mir, es zur Verfügung zu stellen."

Brahe machte große Augen. „Sie haben schon dafür gesorgt? Meine Hochachtung! Aber sollen Sie sich jetzt mit unserer Fourage schleppen?"

„Ich werde weder Sie noch die Damen damit belästigen!"

Man setzte sich in Bewegung. Anfangs ging der Professor mit Falzaro. Die jungen Mädchen hielten sich instinktiv zusammen. Dann aber, als man von der Küste abbog und auf einen schmalen, holprigen Saumpfad kam, gab es eine andere Verteilung. Betty

hielt sich schüchtern neben dem Vater, Falzaro ging neben Tora, und Helene blieb etwas zurück.

Tora schwieg, aber ihr Gesicht war voll Leben. Das sah Falzaro. Sie blickte bald nach rechts, bald nach links, sie ließ keine Pflanze unbeachtet und keine Eidechse, die raschelnd im Geröll verschwand. Es lag eine Kinderfreude über ihr, wenn sie wanderte. Kindlich war ihre helle Gestalt und der kleine, lebhafte Kopf mit dem losen Blondhaar. Die Augen freilich und der Mund — da waren Reife und durchdringender Verstand. Als Betty Tora und Falzaro hinter sich wußte, konnte sie nicht widerstehen — sie mußte sich einmal umsehen. Aber der Blick beruhigte sie. Tora hatte noch immer nichts für den Mann aus San Martino übrig. Sie machte sich vielleicht im Innersten über ihn lustig. In einer glücklichen Schwebe lebte sie zwischen Kind und Weib, sie behauptete sich in knabenhafter Freude an den Dingen der Welt. Wenn nur Falzaro dies nicht gerade an ihr gefiel. Aber das war ja nicht möglich. Solch Manneswesen suchte anderes . . . Betty blieb unwillkürlich stehen. Schamröte stieg in ihre Wangen. Wohin verlor sie sich? Sie war schon eifersüchtig? Eifersüchtig auf ihre Schwester, um eines hergelaufenen Fremden willen? Sie wollte sich dagegen wehren. Für sie war ein anderer Mann bestimmt.

„In welcher Stadt leben Sie eigentlich, mein Fräulein?" fragte Josef Falzaro, als Tora ihn neugierig von der Seite ansah. „Ihr Herr Vater hat mir noch nichts davon erzählt."

Seine Stimme klang oft weich, mit unterstrichenem

Wohllaut. Wiener Tenor, dachte Tora. Dann aber antwortete sie artig: „Wir leben in Eschenburg, Herr Falzaro. Mein Vater ist dort Universitätsprofessor.“

„Ihr Herr Vater ist ja ein berühmter Gelehrter. Ich kenne seinen Namen. Aber er ist doch ein Skandinave, nicht wahr? Wie kommt er nach Deutschland? Und Sie? Sind Sie eine Deutsche, gnädiges Fräulein?“

„Wir sind alle drei in Deutschland geboren. Betty in Berlin, Helene in Goslar und ich in Eisenach. Papa hat auch vollständig deutsche Bildung genossen. Er ist schon als Student aus Schweden fortgegangen.“

„Und Ihre Mutter?“

„Meine Mutter war ganz anders. Die stammte aus Finnland. Ich weiß übrigens nur wenig von ihr.“

„Ich weiß von Vater und Mutter gar nichts,“ war Falzaros weiche Antwort. Er wartete nach dieser schwerer wiegenden Bemerkung, aber er fühlte, daß sie auf Tora nicht die gewünschte Wirkung tat. Dies Bekenntnis empfand das junge Mädchen als zu rasch. Sie trotzte, als der fremde Mann empfindsam wurde. So gewann man nichts von ihr. Sie brach schroff ab und fragte spöttisch: „Sind Sie zur Erholung in Abbazia?“

Er lächelte. „Ich würde Ihnen gern Auskunft darüber geben, mein Fräulein, aber ich darf es nicht. Meine Reise führt mich durch ganz Europa. Ich habe überall Verbindungen anzuknüpfen. Aber der Zweck meiner Reise muß Geheimnis bleiben.“

Er merkte, daß Tora auf diesen Ton viel stärker reagierte. Echt weiblich übersah sie die eben verlangte

Diskretion und fragte lebhaft: „Sind es industrielle Verbindungen?"

Er sah sie lächelnd an. „Technische und industrielle. Soviel kann ich verraten. Es handelt sich um ein großartiges Unternehmen."

Tora war wie die meisten Frauen überzeugt, wenn man eine verwandte Seite ihres Wesens anschlug. Jetzt gewann das Unbestimmte Falzaros Konturen für sie. Sie begann Respekt vor ihm zu fühlen. Sie konnte sich vorstellen, daß er ein Mensch der Welt war, die ihr verschlossen blieb. Tora träumte von nichts lieber, als von kühnen Flugfahrten, mächtigen Tunnelbauten und leuchtenden Wundern in finsteren Laboratorien. Es war der Jünglingsgeist, der sich in einen Mädchenkörper verirrt hatte.

„Es muß doch wunderbar sein, so als unabhängiger Mann in der Welt herumzureisen und sich alles für seine Zwecke dienstbar zu machen," sagte sie plötzlich und sah ihn mit leuchtenden Augen an.

Er ging langsamer. Ein Ernst, an den sie glauben konnte, kam auf seine Züge. „Ja, es ist wunderbar. Wenn einem die Hände nicht gebunden sind. Wenn die Mittel zu den Zwecken nicht fehlen."

„Die haben Sie doch aber gewiß! Die fehlen einem wirklichen Manne nie! Wir Frauen, wir tragen die Fesseln unseres Geschlechts und alle möglichen sonst noch!"

„Sie auch, gnädiges Fräulein? Ich denke mir, daß Sie studieren oder studieren wollen und bald selbständiger sind als die meisten jungen Männer?"

Tora legte die Hand aufs Kreuz. Sie wiegte den blonden Kopf. „Wissen Sie, das ist eine eigentümliche Geschichte. Ich möchte gern hinaus und alles haben, was die Frauenbewegung einem bringen kann. Aber ich werde das verdammte Gefühl nicht los, daß geistige Weiberarbeit zweiten Ranges ist."

Falzaro lachte. „Sie sind wenigstens ehrlich," sagte er. „Aber das Leben, das Sie und Ihre Schwestern mit Ihrem Herrn Vater führen — Sie begleiten ihn doch auf seinen Reisen, nicht wahr, Sie nehmen an seiner wissenschaftlichen Arbeit teil — das ist doch so= viel freier als das Leben höherer Töchter? Sie müssen sich doch fast als Jünglinge fühlen?"

„So ist es auch wirklich! Gott sei Dank! Wir laufen nicht am Gängelband! Wir wissen, was wir wollen!"

Falzaro nickte lebhaft. „Das habe ich mir ge= dacht. Sie haben gewiß Ihre volle Selbstbestimmung. Ich verstehe nur nicht, warum Ihr Herr Vater nicht ein freies Gelehrtenleben vorzieht? Warum läßt er sich als Dozent in Eschenburg einsperren? Wirtschaftliche Gründe kann das doch unmöglich haben?"

„Wie meinen Sie das? Er ist mit Leib und Seele Dozent. Eschenburg ist reizend."

„Also nur des Berufes wegen —"

„Natürlich!"

„Ich meine, wenn Ihr Herr Vater vermögend wäre —"

„Ach, so meinen Sie das! Sie reden vom Geld? Geld spielt bei meinem Vater keine Rolle! Dabei haben seine Kinder herzlich wenig davon!"

„Nun, Ihre Reisen —"

„Ja, aber wir leben nicht besser dabei als Herr Oberlehrer Müller und Frau Rentier Schmidt. Wenn man sieht, was Bankierstöchter haben. Mein Vater kennt nur Bücher. Er gibt uns Taschengeld — na, schweigen wir davon. Ich bin auch längst drüber weg."

Sie bückte sich und pflückte ein Kissen roter Blüten ab. Falzaro sah dem Professor nach, der mit Betty vor ihm herging. Es war kein freundlicher Blick, den er dem kleinen, dürren Gelehrten zuwarf. Dann wartete er, ob Tora von dem Thema „Geld" weiter sprechen würde. Ihr aber war alles unbehaglich, was damit zusammenhing. Statt dessen begann sie lebhaft die botanische Klasse der abgepflückten Blumen zu erörtern.

Helene kam jetzt heran. Sie war müde und lächelte gezwungen, als man sie ansah.

„Soll ich dir den Arm geben, Lene?" fragte Tora.

„Ach, Unsinn!" erwiderte sie barsch. Dann verbesserte sie sich. „Ich danke dir verbindlichst. Es ist nur eine Bärenhitze und nicht gerade schattig. Papa scheint auch die Flügel zu Hause gelassen zu haben."

Falzaro wandte sich von Helene ab. Auch auf Tora sah er nicht mehr, sondern eilte auf Betty zu, um ihr einen Handschuh aufzuheben. Sie dankte errötend. Dann blieb sie neben Falzaro, während der Professor mit Helene und Tora ging.

„Sie lieben gewiß die Dichter, mein Fräulein?" sagte Falzaro, seine dunkel brennenden Augen auf das junge Mädchen richtend.

Betty lächelte ihn schwärmerisch an. „Gewiß,“ flüsterte sie.

„Soll ich raten, welchem Sie die Krone reichen? Außer den allerhöchsten Herrschaften natürlich, wie Goethe und Schiller? Heine —“

„Nicht so sehr.“

„Dann Lenau.“

„Ja — den lieb ich!“

Betty war schön, als sie dies ausrief. Er sah ihren Mund an, als ob er ihn küßte. Da überlief es sie.

„Ihr Herr Vater hält gewiß die Dichter von Ihnen fern. Sie sind wohl sehr einsam bei Ihrem Herrn Vater. Ich will natürlich nicht das mindeste damit gegen den Herrn Professor gesagt haben —“

„Nein, nein ... Sie haben aber recht. Mein Vater sieht nur die Wirklichkeit ...“

„Wirklichkeit? ... Und Sie haben Ihre Wirklichkeit, nicht wahr? Sie sind eine romantische Seele. Sie sind eine der seltenen Dichterinnen des Lebens ...“

Betty senkte den Kopf. „Das bin ich nicht,“ sagte sie mit gepreßter Stimme.

„Ich habe etwas zu Hause — wenn ich von ‚zu Hause‘ sprechen darf — also in Wien, in meiner ständigen Wohnung habe ich etwas, was ich Ihnen geben möchte. Für mich ist es nicht da.“

„Ich weiß gar nicht, ob ich es nehmen darf ...“ Betty sah sich nach dem Vater um. „Was ist es denn?“

„Ein Manuskript von Nikolaus Lenau. Das wunderbare Gedicht von den drei Zigeunern.“

„Das haben Sie — —?“

„Es ist ein Erbstück meiner Mutter. Meine Mutter war eine Niemsch von Strelenau.“

„Ihre Mutter? . . . Aber ich werde Sie doch eines solchen Schatzes nicht berauben?“

„Sie sollen ihn mir hüten. Von mir flattert alles fort. Ich halte mich nicht an Erinnerungen. Ich habe den Mut, das Vergangene wertlos zu machen. Haben Sie auch schon das Gefühl gehabt, daß wir dieser herrlichen Welt verschwistert sind und doch im Universum kaum ein Atom haben, das mit uns Schritt hält? Verzeihen Sie, mein Fräulein — ich frage Sie da so ferne Dinge. Hier ist es schön. Das blaue Meer — die schwarzen Zypressen. Man will sogar mit seinem Letzten nicht allein sein. Und der liebe Gott hört nie so gut zu, wie ein schönes junges Mädchen.“

Er schwieg. Um Bettys Sinne legte es sich wie Nebel. Sie fühlte die Nähe des merkwürdigen Mannes und hörte ihn doch von fern. Ihr Herz klopfte, sie konnte nur mit Mühe antworten.

„Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Falzaro, stehen Sie ganz allein auf der Welt?“

„Ich stehe allein. In einer Hinsicht will und muß ich allein stehen. Ich stamme aus einem alten Tiroler Adelsgeschlecht. Unser Stammschloß steht im Etschtal, nicht weit von Trient. Sie werden sich wundern, daß ich mich nur Falzaro nenne. Den Baron habe ich abgestreift. Als ich mit meinen natürlichen Anschauungen immer wieder gegen die traditionellen stieß, wollte ich

mich nicht mehr am Tisch der Drohnen füttern lassen. Ich will die Aristokratie der Persönlichkeit durchsetzen. Meine Heimat ist die Welt. Aber auf allen Fahrten, mein Fräulein — an Vater und Mutter vorüber — das kleine Licht im Hafen wirkt doch immer wieder auf mich ein. Ohne das kann ich nicht auskommen."

Betty sah mit halbgeschlossenen Augen vor sich hin. Sie spürte, daß Falzaros Blick auf sie gerichtet war. Ein wunderbares Erlebnis. Betty genoß es mit dürstendem Munde. Sie fühlte sich vor den Schwestern ausgezeichnet. Er hätte ewig weiter sprechen können. Es fiel ihr gar nicht ein, ihn zu fragen, wer er sei, seine Erscheinung irgendwie auf den Boden der Wirklichkeit zu bringen. Das brauchte sie nicht. Er aber sah ihre Gläubigkeit und war ihres Besitzes sicher.

Jetzt kam man an ein arges Hindernis. Die Höhe, die man ersteigen wollte, lag vor den Wanderern, aber ein Graben, mit gelblichem Lehmwasser gefüllt, zog sich träge um ihren Fuß herum. Man mußte hinüber, wollte man nicht vor dem Lohn des heißen Spazierganges umkehren. Eine Brücke hatten die Bocclariten über das Hindernis natürlich nicht gelegt. Das war wieder etwas für den Professor. Er schimpfte und wetterte. Er war schon wieder zu einer Beschwerde an die österreichische Regierung bereit.

„Ach was!" rief Tora. „Da kommen wir selbstverständlich hinüber! Wozu haben wir denn Turnen gelernt?" Sie wollte schon einen Anlauf nehmen, aber Falzaro hielt sie lächelnd zurück.

„Ich bezweifle Ihre Geschicklichkeit durchaus nicht,

gnädiges Fräulein, aber Sie werden mir erlauben, daß ich Ihnen assistiere.“

Er kam mit einem leichten Sprung über den Graben. Dann stellte er sich auf und reichte seine nervige Hand: „Mut, meine Damen! Es ist gar nichts! Herr Professor! Machen Sie den Anfang!“

„Zum Donnerwetter, keine Brücke? Aber helfen lasse ich mir nicht!“

„Dann werden Sie hineinfallen. Einen kleinen Anlauf müssen Sie nehmen.“

Die Mädchen standen hinter dem Vater und lachten. Als Voltigeur hatten sie ihn noch nie gesehen.

„Also dann — mit Allah! Da man ja doch in einer verfluchten Türkengegend ist!“

Er kam leidlich und nur wenig bespritzt hinüber. Tora und Betty folgten. Nur als die Reihe an Helene kam, wurde man bedenklich.

„Habe keine Angst, Lene!“ rief Tora. „Vier Vorturner! Schieße ruhig hinüber — wie du kommst, kommst du! Oder besser — ich komme noch mal zu dir und hüpfe mit!“

Helene stand blaß und trotzig am anderen Ufer. Sie fürchtete sich, da sie ihres Körpers nicht Herr war, wollte es aber um keinen Preis merken lassen. Besonders gegen Falzaros Hilfe hatte sie die tiefste Abneigung. „Bleib drüben, Tora — sonst purzeln wir höchstens beide hinein. Ich komme schon — seht nur nicht hin.“

„Gehen wir doch weiter den Graben entlang — wir finden vielleicht eine schmalere Stelle,“ meinte Betty.

„Ich dulde es überhaupt nicht, daß sie springt,“ knurrte der Professor. „Wenn sie sich den Fuß bricht, sind wir geliefert.“

„Darauf leg ich auch keinen Wert, Papa. Aber glaubst du, daß ich euch umkehren lasse? Das wäre ja kläglich. Nein, ich mach es schon.“

„Laß mich zu dir hinüber, Lene,“ bat Tora.

„Aber nicht doch! Das Fräulein hat ganz recht! Sie muß es allein tun! Sie kann es auch! Das weiß ich ganz bestimmt!“

Helene sah Falzaro überrascht an. Zum erstenmal gefiel er ihr. Es freute sie, daß sie vor ihm nicht hilflos zu sein brauchte. Er verteidigte sie in ihrem Empfindlichsten. Sie blickte mit frischer Dankbarkeit auf seine ausgestreckte Hand und im nächsten Augenblick hatte sie den Graben übersprungen. Man empfing sie mit herzlichem Bravo, aber sie kümmerte sich nicht darum und strebte trotzig als erste den Berg hinauf. Tora warf Falzaro einen warmen Blick zu. Dann flüsterte sie plötzlich: „Das haben Sie gut gemacht.“

Falzaro sah sie erfreut, aber unsicher an. Er wußte nicht recht, wie ihr spontanes Wort gemeint war.

Auf der Höhe kam der Lohn für alle Strapazen. Man lagerte sich in wohliger Mittagsstille, und das „Lunch“ aus dem Albergo del Porto schmeckte besser als die Table d'hote in Abbazia. Weithin, aus leuchtendem Blau in dunkle Veilchenfarbe sich vertiefend, war das Meer gebreitet. Die Sonne stand golden im Wolkenlosen und schüttete Licht über das All. Ein zehrender Durst lauerte im trockenen Geröll der Lager=

stätte. Aber Falzaros Wein war reichlich bemessen. Man konnte behaglich den Eidechsen zuschauen, die wie zierliche Künstlerarbeit über die Steine liefen, ihre klugen Edelsteinaugen auf den ungewohnten Besuch gerichtet.

„Es ist doch eigentlich prachtvoll in Bocclari!“ meinte Bernd Brahe, nachdem er die Chiantiflasche nochmals erleichtert hatte. „Ich begreife gar nicht, warum wir gestern über das versäumte Schiff so unglücklich waren! Hier ist es viel schöner als in Abbazia! Keine frechen Kellner! Keine Wiener Modepuppen! Man kann ja froh sein, wenn man mal was Unbelecktes sieht!“

„Vielleicht versäumen wir das Schiff noch einmal, Papa,“ meinte Helene.

Alle lachten. Falzaro drehte sich wohlgefällig zu ihr hin.

Tora versuchte einen Schmetterling, dessen bunte Sammetflügel sie umflatterten, zu erhaschen, aber es gelang ihr nicht.

„Es geht nicht,“ flüsterte sie wie ein betrübtes Kind.

„Ich wünschte, daß es noch lange nicht geht,“ sagte Falzaro, von Helene fortblickend, „damit ich Ihre Hände beobachten kann. Die sind wundervoll in der Sonne. Sie erlauben mir doch diese Bemerkung? Aber warum wollen Sie den armen Schmetterling fangen?“

Tora wußte ihm nicht zu antworten. Der Professor warf Falzaro einen funkelnden Blick zu. „Weil ihr Vater eine hervorragende Schmetterlingssammlung besitzt! Meine Töchter sind nicht müßig! Meine Töchter tun nichts ohne Grund!“

„Ihnen zu Gefallen, Herr Professor!“ rief Falzaro lebhaft. „Sie bringen gewiß alles unter Ihr Joch, was von Ihnen abhängig ist. Aber die weibliche Natur —“

„Lassen Sie mich mit der weiblichen Natur in Ruhe!“

„Wir sind Antipoden, Herr Professor. Mich darf man keinen Moment mit der weiblichen Natur in Ruhe lassen.“

In diesem Augenblick ergriff Brahe eine Chiantiflasche und schleuderte sie in weitem Bogen über den Felsen hinunter.

„Aber Papa!“ riefen Betty und Tora wie aus einem Munde.

„Es war nichts mehr drin,“ sagte Helene, der Flasche ruhig nachblickend.

Falzaro lachte sie an. „Das hat Ihr Herr Vater wahrscheinlich gewußt! Sie haben Humor, mein Fräulein!“

Als man gegen Abend wieder zum Albergo del Porto gelangt war und Falzaro sich verabschiedet hatte, flüsterte der Professor seinen Kindern zu: „Gefällt er euch noch immer, der Mann aus San Martino? Glaubt ihr dem ‚Herrn Baron‘, der nicht Baron sein will?“

„Papa, er ist Baron!“ rief Betty entrüstet.

„Ich werde mich erkundigen. Aber das interessiert mich nicht. Ob er Flausen macht oder nicht. Ob er Kellnerhände hat oder Edelmannshände. Er soll sich demonstrieren. Mit langweiligen Subjekten gebe ich mich nicht ab.“

Betty hätte jetzt gern erzählt, daß Falzaros Mutter eine Verwandte von Nikolaus Lenau gewesen. Aber sie

unterließ es lieber. Es war ihr für den Spott des Vaters zu heilig.

„Du betrachtest also auch dieses Subjekt wieder nur als Objekt, Papa," meinte Helene. „Nimm dich in Acht. Es wird kratzen und beißen."

„Unsinn! Das soll es bis zu einem gewissen Grade! Wozu hat er sich denn mit uns in Bocclari einsperren lassen? Glaubt ihr, daß ich das nicht gemerkt habe? Kinder, das ist ein Abgefeimter!"

„Oder ein Genie," sagte Tora. „Das ist vielleicht dasselbe."

„Ich habe jetzt Vertrauen zu ihm!"

„Holla, Betty! . . ." Tora griff nach der Hand ihrer älteren Schwester. „Warum soll man auch zu einem Genie kein Vertrauen haben?"

Helene lachte.

Fünftes Kapitel

In den nächsten Tagen merkten die Brahes wieder Falzaros Absicht, sich von ihnen zurückzuhalten. Er frühstückte zu einer anderen Stunde. Wenn er sie traf, vermied er die Notwendigkeit, von ihnen zum Spaziergang aufgefordert zu werden. Da der Professor mit demselben Hochmut kämpfte, lief man aneinander vorbei. Dabei konnte man sich nicht entbehren. Die Stunden, die man sich aus dem Wege ging, wurden leer und langweilig. Am Morgen des dritten Tages

verlor Tora die Geduld und eilte vor das Haus, als sie Falzaro unten mit seiner unvermeidlichen Zigarette sitzen sah. Sie ließ sich von ihm ansprechen und unterhielt sich lange mit ihm. Sie kamen auf einen vertrauteren Ton. Das dauerte, bis der Professor und die Schwestern erschienen, um nach Tora zu sehen. Nun vergaben sich beide Teile nichts, als etwas verabredet wurde. Falzaro erzählte, daß er eine Segelfahrt nach der Sarazenenburg vorhabe — er lud dazu ein, und Brahes Töchter waren von seiner Idee entzückt.

Bald glitten sie in einer schweren Fischerbarke durch das ruhige Meer. Die Bemannung des Seglers war wunderlich. Ein Greis, dessen Vogelkopf nur mit wenigen Haarflocken versehen war und auf einem dürren Faltenhalse saß, lebhaft an einen Geier erinnernd. Er hieß Nicodemo Lorma und lenkte das Steuer. Das Segel wurde von seinem Enkel bedient, einem kaum fünfzehnjährigen Burschen, dunkelbraun und geschmeidig. Tommaso wurde das Vergnügen der jungen Mädchen. Falzaro wußte auf eine sehr lustige, kameradschaftliche Weise mit ihm zu verkehren und verstand überhaupt jede Regung der Bocclariten. Der Professor kämpfte immer mehr mit einem gewissen Respekt vor ihm. Abenteuerlich erschien ihm Falzaro, aber Brahe war kein trockener Zunftmensch. Er wußte, wie selten in seiner vom Gelde durchseuchten Zeit die echte Persönlichkeit war. Josef Falzaro mochte etwas derartiges sein. Haftete noch so viel Schlacke an ihm. Log er noch so frech ins Blaue hinein. Es blitzte immer wieder durch all sein Trübes. Das fesselte Brahe.

Schweigsam saßen die Passagiere des Segelbootes einander gegenüber. Die Fahrt durch die Bucht von BoccIari war wundersam leicht. Man näherte sich schon dem anderen Ufer. Falzaro begann italienische Lieder zu singen. Seine Stimme klang gut, wenn auch etwas scharf; er wußte seinem Vortrag durch leise Karrikierung jede Sentimentalität zu nehmen. Als man zur Küste kam, und die Ruine der Sarazenenburg immer mächtiger über den Menschen im Boot ragte, verstummte Falzaro. Er sah zu den Felsen empor, als wollte er sie ehrfürchtig grüßen. Das freute Tora. Wer vor einem großen Eindruck nicht versagte, wurde ihr lieb. Dann kletterte man einen Geröllweg empor. Die Ruine stammte aus der Zeit Kaiser Friedrichs des Zweiten. Seeräuber arabischen Stammes hatten hier gehaust und in dem unzugänglichen Felsennest ihre Beute verborgen. Eine Belagerung der Kaiserlichen hatte das Raubnest zerstört. Eine ergreifende Szene war überliefert zwischen Friedrich, dem Hohenstaufen, und Ibrahim, dem Piratenhäuptling. Die waren vor vielen Jahren Kameraden auf einer wilden Meeresfahrt gewesen. Nun sahen sie sich wieder — der Herr der Welt und ein elender Räuber, dessen Haupt durch des Kaisers Richtspruch fallen sollte. Da hatte Friedrich — „natürlich", wie Bernd Brahe höhnisch bemerkte — Gnade vor Recht ergehen lassen. Die Erinnerung an eigenes Piratentum der Seele, durch die Pflichten der Krone verdrängt, war plötzlich in ihm wach geworden. Er hatte in den Augen eines sturmzerstörten Antlitzes seine Jugend wiedergesehen und um ihretwillen verziehen.

Falzaro hatte das schön erzählt, und die Mädchen lauschten ihm mit pochenden Herzen. Plötzlich aber ging ihre Ergriffenheit in Lachen über, als sie sahen, was der Vater trieb. Der trippelte umher und fing buntschillernde Fliegen. Plötzlich aber stand er wie ein Steinbild und sah einer Bremse zu, die auf seiner Hand saß und Blut sog. „Aber Papa!" rief Tora. „Warum erschlägst du das Vieh nicht?"

„Es hat vielleicht auf meinem Jugendfreunde Mikkel Petersen gesessen, der auch einmal in Bocclari war," antwortete der Professor weich. „Sein teures Blut vermischt sich jetzt vielleicht mit dem meinigen."

Die Mädchen kletterten übermütig in den Trümmern der Sarazenenburg umher. Falzaro aber warf dem Professor einen stechenden Blick zu. Er lächelte gezwungen. „Ihnen ist wohl jede Poesie lästig? Andere Leute haben etwas davon."

„Machen ein gutes Geschäft damit."

„Ich möchte auch zuweilen Seeräuber sein. Den satten ‚Vergnügungsreisenden' auf den Leib rücken. Können die Damen mir das nachfühlen?"

„O, ich täte gleich mit!" rief Tora.

„Aber in diesen acht Tagen, die ich in Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft verbringen darf, will ich nicht Seeräuber sein. Da möchte ich ausruhen."

Nach diesen geheimnisvollen Worten schwiegen alle. Stumm betrachtete man die moosbewachsenen Trümmer der Piratenburg. Wundersam von Schlinggewächsen umrankte Pfeiler und Säulen, zersprengte Stufen, zwischen denen Kakteen wucherten, Zisternen, worin

immer noch helles Wasser sprudelte. Man erstieg den Wachtturm. Hier gab es einen herrlichen Rundblick über das blaue Meer und die braunen Küstenlinien bis nach Dalmatien hinüber.

Nachdenklich stieg man wieder zum Strande hinab. Die Rückfahrt war heiß und langsam. Schließlich mußten die Schiffer rudern, und Falzaro half. Der Professor schimpfte. „Lassen Sie sich doch das Beschwerdebuch geben," sagte Falzaro.

Da fuhr Bernd Brahe hoch. „Sie sind sehr keck, mein Herr!"

Die Mädchen erschraken. Es war dem Vater zu warm geworden — jetzt konnte es Streit geben.

„Come vole,
Grande Sole",

sang Tora schelmisch und tauchte die Hand ins Wasser. Sie bespritzte den Professor. Da schmunzelte Brahe, und die Stimmung war wieder gerettet.

„Sie sind doch ein merkwürdiger Kauz," sagte er, sich nach einer Weile ruhig zu Falzaro wendend. „Sie sind nun mehrere Tage mit uns zusammen und hüllen sich in eine Bedeutsamkeit, die Sie vollständig unmotiviert lassen. Wer ich bin, wissen Sie. Aber Sie verkehren mit mir und meinen Töchtern und legen keinen Wert darauf, daß wir wissen, wer Sie sind. Wir sind durchaus nicht neugierig. Aber gesellschaftlich halten wir Ihr Benehmen für unmöglich."

Die Mädchen wurden blaß und sagten kein Wort. Sie wußten nicht, was jetzt geschehen würde. Falzaro lächelte, aber seine Beherrschung war mühsam. „Es

wundert mich, daß Sie diesen Ausfall unternehmen, während wir uns auf dem Meere befinden, Herr Professor. Ich kann jetzt nicht aufstehen und fortgehen. Ich muß die Damen bis zur Küste belästigen."

„Ach, Unsinn!" rief Tora ganz unmittelbar.

Falzaro warf ihr einen dankbaren Blick zu.

„Papa, Du treibst es wirklich zu weit!" ließ Betty sich mutig vernehmen.

„Mir ist es zu viel Komödienspiel," flüsterte Helene.

Falzaro sah sie scharf an. „Von wem, mein gnädiges Fräulein?" Dann wandte er sich zu dem Professor: „Ich kann mich wie gesagt erst in Bocclari verabschieden. Aber ich möchte Sie von Ihren Zweifeln befreien. Ich werde Ihnen einiges von mir erzählen, muß aber vorher Ihre und der Damen Diskretion erbitten."

„Das ist selbstverständlich," knurrte Brahe. „Wofür halten Sie uns denn?" Falzaros Bereitwilligkeit hatte ihn eingeschüchtert.

Der Fremde sah auf die Meeresferne hinaus. Toras Augen folgten seinem Blick. Dann begann er, ohne die anderen anzusehen: „So will ich Ihnen denn etwas vom Kupferberge im Lande Dschamela erzählen." Er seufzte.

Der Professor hielt die Hand ans Ohr. „Wovon?"

„Haben Sie nie von dem roten Wunder der Gondokorus gehört?"

„Nein, aber ich werde wohl mein blaues Wunder dabei erleben."

„Das Land der Gondokorus heißt Dschamela und liegt am Ostrande der Wüste Sahara. Man vermutet

dort eine Nilquelle. Ich war ein halbes Jahr dort. Ich habe den Kupferberg gesehen, das neue Weltwunder."

Die Brahes schwiegen. Das klang glaubhaft. Falzaro war sicherlich im Innern Afrikas gewesen.

„Wie sind Sie denn da hingekommen?"

„Ich habe einen Freund begleitet, der als Missionär mit einer französischen Expedition nach Dschamela gezogen ist. Mein Freund ist Jesuitenpater."

Der Professor lachte leise vor sich hin. „Das muß ein netter Kreuzzug gewesen sein."

„Es war eine schwere, aber wunderbare Zeit," erwiderte Falzaro und wandte sich zu den jungen Mädchen. Die Ruder hatte er niedergelegt. Er überließ den Schiffern die Arbeit. Mechanisch stießen sie das Boot durch die Mittagsglut zum heimatlichen Hafen hinüber. „Ich blieb in Dschamela und sah einen alten Kult verschwinden und einen neuen entstehen. Mein Freund, der den Heiden das Christentum predigt, verfügt über eine unbeugsame Energie, aber auch die Götter der Heiden sind mächtiger, als wir uns in unserer gemäßigten Zone vorstellen. Der Gott der Gondokorus lebt auf dem Berge Rofu, der sich hoch aus dem Wüstensande erhebt und weithin sichtbar ist. Er ist das Wahrzeichen, das ersehnte Ziel für die Karawanen. Er ist ganz rot, denn dieser Berg besteht nicht aus grauem Granit oder weißem Kalk, wie im nüchternen Europa, sondern zum größten Teil aus Kupfererz, so daß er in der Sonne wie eine Riesenflamme leuchtet. Die abergläubischen Menschen betreten ihn nicht, denn sie fürchten auf ihm verbrannt zu werden. Auf dem Gipfel wohnt

nämlich nach ihrer Vorstellung der schrecklichste Gott, und sie tragen ihre Opfer bis an seine Füße. In alten Zeiten hat jeder Vater dort sein drittes Kind geschlachtet. Aber der Moloch ist sanfter geworden — das verlangt er nicht mehr. Jetzt genügen ihm die fettesten Schafe. Damit wissen die Priester offenbar mehr anzufangen."

Die Brahes lachten. Nicodemo und Tommaso verstanden nichts, aber sie sahen, daß die Fremden wieder vergnügt wurden und lachten zur Gesellschaft mit.

„Das ist ja eine nette, ethnologische Geschichte," sagte der Professor. „Und wie steht es mit dem andern Kult? Haben die Gondokorus Ihren Jesuitenpater dem Kupfergotte schon geopfert? Hat er dem Moloch geschmeckt?"

„Durchaus nicht. Mein Freund lebt und steht bei den Negern in höchstem Ansehen. Man kann sogar das triviale Gleichnis brauchen — das heidnische Kupfer schmilzt, und der christliche Stahl wird immer härter."

„Und biegsamer. Namentlich der jesuitische. Ich bin ein alter Protestant. Ich kenne die Leute."

„Wir wollen uns auf dieses Gebiet nicht begeben, Herr Professor. Ich sehe die Welt durch keine Religionsbrille. Ich lebte in Dschamela als Zuschauer. Ich dachte an meine Zukunft."

„Und an Ihr Geschäft."

„Also gut. Wenn Sie es nicht anders ausdrücken können. Sie sind ein großer Gelehrter — ich beuge mich. Sie werden verstehen, daß ich den Kupferberg anders angesehen habe als die armen Neger. Ich kam aus Europa, wo man nur dem Gott des praktischen

Nutzens opfert. Ich sah einen Schatz im Herzen von Afrika, der das meiste, was bei uns errungen werden kann, in den Schatten stellt. Hunderte von Millionen liegen in Dschamela als zweckloses Gestein da. Man könnte unsere sämtlichen Industriewerke mit Kupfer versorgen. Aber die Wertfrage ist seit Urzeiten umgekehrt — das ist das Hindernis. Die Besitzer des Schatzes werten ihn anders als die Besucher. Jene brauchen ihn als Gottheit —"

„Diese würden ihn auch als Gottheit brauchen," kicherte Brahe.

„Gewiß! Aber ein offener Krieg der beiden Anschauungen würde nichts erreichen, nur endloses Blutvergießen."

„Aha! Jetzt verstehe ich Sie! Ihr Missionär macht es heimlich! Er entthront den Kupfergott und errichtet das Kreuz! Der Geist soll in Afrika triumphieren — und die Materie triumphiert in Europa!"

Brahe lachte nach diesen Worten so stark, daß er in einen Hustenanfall verfiel und sich lange nicht beruhigen konnte. Die Mädchen mußten ihm immer wieder auf den Rücken klopfen. Er war ganz erschöpft, aber vorzüglicher Laune. Falzaro verschränkte die Arme und wartete ab. Dann sagte er: „Sie haben schon begriffen, was ich meine. Aber wir können ganz ernst bleiben, Herr Professor. Es tut mir leid, daß die jungen Damen anwesend sind. Nur ein Mann weiß, was unsere Abhängigkeit vom Gelde bedeutet."

„Die Frauen wissen es wirklich nicht," sagte Helene düster.

Falzaro sah sie wieder scharf an und nickte. Dann wandte er sich zu Brahe. „Es handelt sich also im Lande Dschamela um ein Changement der Gottheiten."

„Changement!"

„So muß man es nennen. Die Gondokorus werden Christen und sind von ihrem scheußlichen Heidengotte befreit. Sie werden schließlich den Mut finden, auf den Gipfel des Berges zu klettern, und dort nichts finden, als kaltes, gemeines Kupfererz. Sie werden begreifen, daß ihre Opfer jahrhundertelang vergebens waren. Diese Erschütterung führt sie zum Christentum. Der Kupferberg ist ihnen entwertet, sie haben gleichsam geistigen Besitz dafür eingehandelt. Es wird leicht sein, europäische Kultur in das ferne Land zu führen, eine Eisenbahn von Abessinien nach Dschamela zu bauen und allmählich den ganzen, riesigen Schatz, die Trümmer des alten Gottes, fortzuführen. Die Gondokorus werden eine Kirche bauen und wir werden das Kupfer haben."

Falzaro schwieg. Die Mädchen blickten mit großen Augen zum Ufer hinüber. Sie wünschten bald in Bocclari zu sein. Es war so schwül, und das Boot roch in der Mittagsglut nach getrockneten Fischen. Häßlich hatte Falzaros Rede den Töchtern Bernd Brahes geklungen. Jetzt liebte ihn keine. Und dennoch . . .

Brahe hockte mit hochgezogenen Beinen im Boot und barg das Gesicht an den Knien. So sprach er, immer noch kichernd und schwer verständlich: „Man hat mir oft meinen ‚Zynismus' vorgeworfen. Aber so, wie Sie, habe ich's doch nicht getrieben. Sie sind mein Meister. Aber ist das alles nicht nur Spielerei mit

Worten? Wo steckt der reale Wert? Sind Sie ein Poet oder ein Geschäftsmann? Am Ende nur ein Zeitungsschreiber?"

„Nichts von alldem. Ich dichte nicht und denke nicht nur an Geld. Noch weniger lebe ich von der Feder. Ich will das menschliche Machtgefühl vermehren und zugleich selbst hoch kommen. Ich habe mich an die Spitze eines internationalen Unternehmens gestellt. Es handelt sich zunächst um den Bahnbau. Mit einer Firma ist es nicht zu machen. Darum reise ich umher, um die Großindustrie Europas zu wecken. Ich will nur als Direktor der afrikanischen Mine fungieren. Die Ausbeutung — nun ja, ein paar Millionen fallen auch für mich ab. Die sollen mir dann dienen, etwas Größeres anzupacken."

„Hm ... Das läßt sich hören ... Es kommt auf die Voraussetzung an. Alles Originelle ist ungewohnt. Warum soll man nicht mal auf einem Rhinozeros durch Sachsen reiten? Ist Ihr Unternehmen schon im Gange?"

„Um es glänzend in Gang zu bringen, fehlt mir nur eine Kleinigkeit."

„Was ist das, wenn ich fragen darf?"

„Geld. Ich selbst muß über eine bedeutende Summe verfügen, um anfangen zu können. Sie begreifen, die kolossale Propaganda —"

„Gewiß ... Also Sie haben kein Geld? Das ist aber schade."

„Vernichtend ist es. In Monte Carlo hatte ich Unglück ... Ja, wenn ich dort Glück gehabt hätte ..."

Falzaro schwieg. Die letzte Wendung des Gespräches lastete auf den Brahes. Der Professor hockte wie eine Schildkröte, die, einen Angriff fürchtend, Kopf und Füße unter den Panzer gezogen hat. Man konnte ihn jetzt rütteln und stoßen — er blieb unempfindlich. In den Mädchen aber keimte eine neue Empfindung — sie hatten Mitleid mit Falzaro. Sie sahen plötzlich in sein wirkliches Leben hinein. Zugleich fürchteten sie den häßlichen Ton, den das Wort ‚Geld‘ in ihre Beziehung gebracht hatte. Tora mußte plötzlich daran denken, wie Falzaro schon einmal das böse Thema angeregt. Aber das allein — nein, das konnte unmöglich seine Triebfeder sein ...

„Ja, ja,“ seufzte Brahe mit bissigem Humor. „Der Weg vom roten Heller bis zum roten Kupferberge ist weit.“

„Sie haben mir gewiß kein Wort geglaubt von allem, was ich Ihnen erzählt habe?“ fragte Falzaro kalt, aber unbestimmte Glut in den Augen.

„Doch, doch ... Was denken Sie denn von mir? ... Jetzt glaube ich Ihnen. Sie sind auf Gedankenreisen.“

„Aber ich bin kein Phantast! Ich verstehe nur aufzuheben, was die Dummheit der Menschen liegen läßt!“ Falzaro rief es stark, in merkwürdiger Erregung.

„Millionen oder Zigarrenstummel? Wißt ihr noch, Kinder, die armen Leute vor den Pariser Cafés?“

Brahe lächelte Tora an, aber die warf ihm einen so empörten Blick zu, daß er still wurde und fort sah. Er mußte jetzt einlenken.

In Bocclari lohnte der Professor die Schiffer ab.

Er hatte ein Raffinement, billig zu reisen, aber die Genügsamkeit der Bocclariten überschätzte er. Nicodemo Lorma murrte. Sein Enkel begann sogar zu schimpfen. Da wandte sich Falzaro zu Brahe. „Wieviel haben Sie den Leuten gegeben, Herr Professor?“

„Was wollen Sie denn? Sie sind mein Gast.“

„Wieviel haben Sie den Leuten gegeben?“

„Fünf Kronen, zum Teufel! Das ist genug!“

„Nein. Das Doppelte.“

Falzaro kehrte zu den Schiffern zurück und gab ihnen noch ein Fünfkronenstück. Jetzt waren die Leute versöhnt und schwenkten ihre Mützen.

„Wenn Sie so weiter wirtschaften, werden Sie nie den afrikanischen Kupferberg nach Europa bringen. Das prophezeie ich Ihnen, lieber Freund.“

Falzaro lachte.

„Auf welche Weise sind Sie denn zu Ihrem Vermögen gekommen?“

„Durch Vorfahren. Ich bin kein Geschäftsmann. Aber ich habe durch kluge Verwaltung mein Vermögen auf anderthalb Millionen gebracht.“

„Wirklich?“

„Ja. Das ist eine hübsche Summe, nicht wahr? Jede meiner Töchter erbt eine halbe.“

„Erbt . . . Wenn sie alt und grau ist? . . .“

„Selbstverständlich. Sonst würde ja mein Geld den Mitgiftjägern verfallen. Meine Töchter sind frei und jeder Strapaze gewachsen. So lange sie bei mir sind, nehmen sie an meiner Lebensführung teil. Sie

dürfen sich auch Männer nehmen, wenn sie wollen, aber in Armut — die ist ja der Reichtum der Jugend."

Brahe ging nach diesen Worten in eine Schusterwerkstatt, um sich ausgebesserte Stiefel abzuholen. —

Falzaro aß abends wieder mit den Brahes. Er war guter Laune und sprach viel, wie ein gesicherter Mann, der ein festes Zukunftsland vor sich hatte. Der Professor befand sich dagegen in einer eigentümlichen Unruhe. Gern hätte er beim feurigen Chianti wieder die Rede auf den Kupferberg im Lande Dschamela gebracht, aber er schien mit seinem eigenen Spott nicht fertig zu sein. Er schüttelte nur von Zeit zu Zeit den Kopf, kicherte und rückte auf seinem Stuhl umher. Schließlich wandte er sich wütend ab und ließ Falzaro mit den Mädchen plaudern. Er selbst sah in alte, illustrierte Blätter. Plötzlich schien ihn etwas stark zu interessieren. Er las einen ganzen Artikel durch und schlug mit der Hand auf das beigefügte Bild. „Seht ihr! Das ist etwas! Mein verehrter Herr Falzaro! Das ist die einzige Leistung, die in Betracht kommt! Was ist nach Ihrer Ansicht der höchste preußische Orden? Der schwarze Adlerorden natürlich! Aber nein, mein Bester! Die Rettungsmedaille ist es!"

„Gewiß, Papa," sagte Helene trocken.

„Ich hätte diese Antwort auch gegeben, aber Sie hatten nicht die Freundlichkeit, sie abzuwarten. Wovon sprechen Sie im übrigen, Herr Professor?"

„Hier — das ist äußerst interessant! Das ist eine alte Nummer der ‚Illustration de Suisse' — vom Jahre 1905! Da ist das große Unglück der ‚Corimba'

geschildert — wissen Sie noch, das spanische Auswandererschiff, das bei Aden gescheitert ist? Der Artikel ist nur eine trockene Aufzählung von Tatsachen — aber die Rettungen — das ist das Fabelhafte! Ich finde es wenigstens — Kulturmenschen, die in Todesgefahr nicht an sich selbst gedacht haben, sondern es für wichtiger hielten, arme malaiische Weiber zu retten! Das ist mehrfach vorgekommen, lieber Herr! Gerade die Europäer haben sich am Rettungswerk beteiligt! Ein hilfloses Wesen vom Ertrinken zu retten dünkt mich mehr als Ihr ganzer phantastischer Beutezug nach Dschamela!"

Bernd Brahe verpustete sich. Die Mädchen schienen ihm zuzustimmen. Auf Falzaros Gesicht zuckte es kaum merklich. Dann griff er gelassen nach der Zeitschrift. „Erlauben Sie, Herr Professor? Das ist wirklich amüsant. Ich war auf der ‚Corimba', als die Katastrophe passiert ist."

Der Professor sperrte Mund und Augen auf. Aber er war entrüstet, während die Mädchen Falzaro unwillkürlich glaubten. „Was? Was? Sie sind auf der ‚Corimba' gewesen? Sie haben natürlich ein Dutzend Menschenleben gerettet? Ach, verschonen Sie mich jetzt mit Ihren Geschichten! Ich habe genug! Mit solchen Dingen Spott zu treiben ist frivol!"

Betty legte sich ins Mittel. „Aber Papa — du weißt ja noch gar nicht —"

„Ich weiß alles!"

Statt jeder Antwort blätterte Falzaro in dem Bande und hatte schließlich gefunden, was er suchte. „Hier ist noch ein zweiter Artikel. Bitte. Überzeugen Sie sich."

Brahe warf ihm einen Blick zu, als wollte er sich nicht von ihm behexen lassen. Dann las er. „Die Liste der am Rettungswerk Beteiligten? ... Josef Falzaro aus San Martino di Castrozza, zwei junge Mädchen — Schwestern aus Singapur? ... Junge Mädchen natürlich ...“

„Alte Weiber waren glücklicherweise nicht vorhanden.“ Jetzt sprangen Brahes Töchter auf und drängten sich hinter den Vater. Sie wollten den Beweis auch lesen. Den Beweis! Das war es! Mit zitterndem Kopf starrte Brahe auf den unbegreiflichen Menschen.

„Ich habe den Artikel nicht lanciert, Herr Professor,“ sagte Falzaro.

„Davon ist keine Rede! ... Ich kenne die ‚Illustration de Suisse‘ ... Ein anständiges Blatt ... Na — gratulieren Sie sich. Darauf könnte man Ihnen Geld geben. Aber der Kupferberg! ... Sie sind ein seltsamer Kauz.“

In den letzten Worten lag positive Anerkennung. Bernd Brahe sprach sie ringend aus, aber es blieb auch die einzige, die er Falzaro spendete. Er hob die Tafel bald auf und ging in die Nacht hinaus. Es war eine wunderbare, lichterfüllte Mondnacht. Grämlich setzte sich der Professor auf die Bank vor dem Hause. Helene schwankte noch, ob sie bei den Schwestern bleiben sollte — dann aber wandte sie sich trotzig ab und ließ sich neben dem Vater nieder. Betty und Tora blieben in fröhlicher, bewundernder Einigkeit bei Falzaro. Sie gingen mit ihm auf und ab. Sie sprachen und lachten, von der märchenhaften Stunde durchglüht. Plötzlich

kamen alle drei auf das Haus zu. „Papa, wir haben eine famose Idee!" rief Tora. „Das heißt, Herr Falzaro hat sie!"

„Der hat ja immer famose Ideen. Was ist nun wieder?"

„Wir nehmen ein Ruderboot und fahren noch zu den Klippen hinaus. Das ist zwanzig Minuten von hier. Heute ist Vollmond, Papa. Ganz ungefährlich."

„Wer soll fahren?"

„Wir alle natürlich!"

„Ich bleibe," sagte der Professor mit verschränkten Armen.

„Ich auch," fügte Helene schroff hinzu.

„Na, dann fahren wir eben! Herr Falzaro, Betty und ich!"

„Ihr seid verrückt!" brauste Helene auf. Dann faßte sie sich. „Was fällt euch denn ein? Ihr könnt doch unmöglich mitten in der Nacht — —"

„Schulmeisterchen, das können wir doch!"

„Papa wird euch sagen . . ."

Bernd Brahe aber sah seine Töchter, die im Mondschein wie heitere Gottheiten vor ihm standen, gleichmütig an. Dann wandte er sich zu Falzaro. „Übernehmen Sie die Garantie, daß mit dem Boot nichts passiert?"

Falzaro faßte an seine Mütze.

„Fahrt also in Gottes Namen."

Tora klatschte in die Hände. „Fein, Papa! Also fix, Herr Falzaro! Betty, das wird heute ein Märchen!"

Sie eilten zum Hafen hinunter. Helene stand auf. Sie zitterte vor Erregung. „Papa, du bist mir wirklich unbegreiflich! Wie kannst du nur so unvernünftig sein?"

„Holla! Lene!"

„Du lieferst sie in die Hände dieses Menschen!"

„Wenn ich das täte, wäre es nicht schade um sie. Sie machen eine Mondscheinpartie mit ihm. Zwei robuste Mädels mit einem jungen Mann. Was ist dabei?"

„Das mußt du mich nicht fragen! Ich habe weiß Gott keine überspannten Ideen! Ich werde aber für meine Schwestern die Besinnung behalten!"

„Dazu bist du nicht da! Die müssen sie selbst haben! Sie heißen Brahe!"

„Er ist ein gefährlicher Mensch!"

„Für unsereinen nicht!"

„Also gut, Papa! Du treibst es zum Äußersten! Du hast wirklich keine Ahnung mehr, was ein Spiel mit menschlichen Herzen ist!"

„Meinst du?!"

„Du fühlst ganz sächlich! Wir aber sind Frauen!"

„Sei nicht so unverschämt!"

„Ich will hier nicht die Zeit vergeuden! Du mußt dich heute abend schon allein amüsieren, Papa! Ich verlasse meine Schwestern nicht! Ich fahre mit! Und wenn sich Herr Falzaro etwas heraus nimmt, schlag ich ihn nieder!"

Nach diesem Kampfruf eilte Helene, so schnell sie konnte, zum Hafen hinunter. Brahe sah ihr kopfschüttelnd nach. Dann sagte er: „Macht, was ihr wollt!" und rauchte seine Pfeife weiter. —

Helene erreichte die anderen, als sie eben das Boot bestiegen. Sie wurde mit Hallo empfangen. Tora küßte sie in plötzlicher Aufwallung. „Na, Lene!“ rief sie. „Wir werden uns musterhaft betragen! Damit du belohnt wirst! Aber heute nacht heißt's frei sein! Endlich mal! Ohne Professor! Laß doch! Er hört's ja nicht! Wir haben schon alle Spitznamen! Das ist Gondokoru!“ Sie deutete auf Falzaro. „Ich bin Tor! Und Betty ist Freia! Willst du Erda heißen?“

„Nennt mich meinetwegen Mime — mir ist es gleich,“ brummte Helene. „Nur laßt mich rudern. Ich muß erst meine Wut unterkriegen.“

„Also rudere nur! Dann kann ich faulenzen!“

Falzaro und Helene ruderten. Betty und Tora legten sich auf die Bootsbänke und blickten in den funkelnden Nachthimmel auf. So kam man mit leichten Schlägen zu den Klippen hinüber. Nachtblau brandete das Meer zwischen den braunen Steinpackungen. Felstürme schienen, wie von Menschenhand erbaut, eine Einfahrt zu bedeuten. Falzaro lenkte das Boot in die schmale Bucht. „Lassen Sie die Ruder liegen,“ sagte er zu Helene. „Hier ist eine Strömung. Wir lassen uns treiben.“

„Kommen wir auch wieder heraus?“ fragte Tora etwas zaghaft.

„Ich beabsichtige nicht, mein Leben zwischen diesen Klippen zu beschließen,“ erwiderte Falzaro kurz.

Ein Lächeln kam auf ihr Gesicht, als sie Betty ansah. Die ließ sich von Charon in die Gewässer des Hades steuern. In stummer Hingabe saß sie da, und ihre Augen verließen Falzaro nicht. Helene aber er-

tappte sich selbst bei einer merkwürdigen Regung. Sie griff in ihre Handtasche und überzeugte sich, daß ihr Revolver vorhanden war. Eigentlich glaubte sie an keine gefährliche Absicht Falzaros. Aber die Stimmung dieser Nacht barg Gefahr. Vier junge Menschen saßen in Einsamkeit beisammen. Über ihnen stand in funkelnden Sternbildern das ferne Wort Ehre.

Seltsam — dieser Mensch hing doch mit höheren Gewalten zusammen. Er ergriff das Unausgesprochene, er knüpfte dort an, wo ein scheuer Mädchengedanke hielt. „Wir sind jung," sagte er plötzlich, die schlanke Gestalt aufrecht im Boot und so verdunkelt, daß man sie nur wie einen Schatten sah. „Es ist gut, daß wir Jungen einmal allein sind. Darin werden Sie mir recht geben, meine Damen. Wir brauchen untereinander kein Mißverständnis zu fürchten."

Er beobachtete die drei Mädchen, während das Boot ohne Ruderschlag durch die Bucht glitt. Helene lächelte spöttisch, aber ihr Antlitz war unnatürlich bleich. Betty seufzte. Und Tora — Tora ließ ihre weiße Hand wie einen Silberfisch im Wasser schwimmen. „Sie antworten nicht," sagte Falzaro nach einer Pause. „Ich entnehme daraus, daß Sie meiner Meinung sind."

„Sie machen es sich bequem," flüsterte Helene.

„Warum sind Sie meine Feindin, Fräulein Helene?"

Zum erstenmal klang ihr Vorname aus fremdem Mannesmunde. Aber sie stützte ihre Hände auf den Bootsrand, sie wehrte sich. „Ich bin nicht Ihre Feindin," erwiderte sie schwer atmend. „Wie kommen Sie darauf? Dazu müßte ich doch Grund haben."

„Sie sind als Schutzgeist Ihrer Schwestern mitgekommen.“

„Spotten Sie nur. Wir haben keine Mutter. Wer sich auslebt von uns Frauen — wer das darf — der ist wehrlos, für den muß ein Schutzgeist da sein.“

„Sie sind ein Charakter. Wir beide haben trotz aller Verschiedenheit manche Ähnlichkeit, Fräulein Helene. Sie lachen? Ich hoffe, daß Sie mich doch einmal verstehen.“

Ein Schweigen kam. Es war so schwer, in dieser geheimnisvollen Dunkelheit zu sprechen. Man wurde in ein Dasein eingesungen, das nicht von dieser Welt war. Ein Dämon führte das Steuer. Wie fern war Bernd Brahes hartes, nüchternes Leben.

Plötzlich weitete sich die Bucht. Die Strömung hörte auf, und ein Binnenwasser umschloß den Sandstrand. Man hatte die Klippen durchfahren. Hier waltete das Mondlicht wieder frei. Aber der Schimmer auf der Wasserfläche war seltsam intensiv und grünlich metallisch. „Kann das der Mond sein?“ fragte Tora. Da tauchte Falzaro ein Ruder in die Flut und rührte sie auf. Ein wunderbares Farbenwogen entstand, doch alles in endloser Skala Grün. Es zuckte und glitt und sprudelte, es ergänzte sich im Schwinden milliardenfach. Das Wasser war von leuchtenden Algen erfüllt. Tora klatschte selig in die Hände. „Ist das wunderbar!“ Sie rief es wie ein entzücktes Kind — sie hatte jetzt Falzaro vergessen.

„Nun wollen wir das Boot auffahren lassen. Wir lagern uns am Strande.“ Falzaro führte die Landung

geschickt herbei. In dieser heiligen, lichtumwobenen Einsamkeit wurden ihm die Schwestern gut. Sie setzten sich furchtlos neben ihn in den Sand, der immer noch ein wenig die Glut der Sonne enthielt. So war es ein warmes, wohliges Lager. Die kühle Nachtluft wie ein seliger Trunk.

„Nun, meine Damen?“ fragte Falzaro. „Ist es schön hier? Versteht man sich endlich?“

Er lächelte, und in seinen Augen blinkte das Mondlicht. Tora wandte sich zu Helene. „Hör doch!“ rief sie bang und leise, indem sie den Arm um die Schwester legte. „Hier ist es still — aber drüben —“ Sie deutete nach links.

„Drüben ist Brandung,“ erwiderte Helene.

„Im Westen liegen große Klippen,“ sagte Falzaro. „Wollen wir noch hin?“

„Ach ja!“

„Erst Ruhe, Fräulein Tora. Erst ein wenig rasten. Die Ruhe hier ist kostbar.“

Erstaunt sahen die Mädchen ihn an. Er hatte sich ausgestreckt und die Augen geschlossen. Auf seinen Zügen lag etwas kindlich Müdes. Es mochte ein stiller Schmerz in ihm sein.

„Bleiben wir doch,“ flüsterte Helene.

Ein Schweigen umschloß ihre Eintracht. Dann begann Falzaro, ohne sich zu regen: „Ihr Vater mißtraut mir. Und ich — ich habe Vertrauen zu ihm. Das ist der Lauf der Welt. Wenn ich nicht immer mißverstanden würde . . . Aber ich muß es wohl so schwer haben. Sonderbar. Hier lieg ich am Meer, in einer wunder-

baren Nacht, und drei schöne Mädchen hören mich an. Ich gebe euch allen einen Preis —" Er hatte die Hand voll Sand genommen und ließ den kühlen Staub durch die Finger gleiten.

„Mir auch?" fragte Helene. Ihre Stimme klang hell, wie gesprungenes Glas.

„Ja, Fräulein Helene. Weil Sie ebenso daran sind, wie ich. Und Ihre Schwestern auch. Schönheit, die nicht schön sein darf. Kraft, die ruhen soll. Geist, der nicht herrscht. Aber eine ist unter Ihnen — eine — ich will sie nicht nennen. Aber sie versteht mich. Sie ist der Anfang. Zu ihr will ich steuern." Er sah auf Betty.

„Hört nur die Brandung," flüsterte Tora und packte mit fieberndem Griff Helenes Hand. „Ich halt es nicht mehr aus, ich muß hinüber!"

Helene wehrte sich zitternd. Sie blieb im Sande liegen. Aber sie wußte nicht, was sie fest hielt. Die Stimme Falzaros, oder ihre Schwestertreue.

„Komm, Lene," bat Tora in seltsam wogender Angst.

„Laß mich!"

„Sie wollen fort?" Falzaro wandte sich gelassen zu Tora. „Sind Sie die Gleichgültige?"

„Lassen Sie uns mit Ihrem unverständlichen Wortkram in Ruhe," stieß Helene wütend hervor und erhob sich. „Sie stören uns!"

„Wie grob sie sein kann. Häßlich. Häßlich." Falzaro lächelte. Er maß Helenes Gestalt.

„Kommst du mit?" fragte Tora, sprang auf und hängte sich an ihren Arm.

Beide sahen auf Betty. Jetzt aber siegte in beiden dasselbe Gefühl: Betty war für Falzaro bestimmt. Sie war sein Geschöpf. Davor konnte sie niemand bewahren. In demselben Instinkt wandten Helene und Tora sich ab und schritten am Strande entlang den Klippen zu. Die Brandung klang näher. Ein Brausen, ein Stürzen. Hinter ihnen in der Stille Betty und Falzaro. Aber sie hatten die Schwester nicht im Stich gelassen. Sie mußten einander schützen. Leises Schluchzen schüttelte Tora. Sie hielt Helenes Arm und ging immer schneller. Nun standen sie dort, wo die Wellen sich brachen. Wo funkelnder Gischt immer höher spritzte, und das herrlich fessellose Spiel der Elemente war.

„Hier ist man frei!“ rief Tora, die Brandung übertönend. „Hier ist die Harfe, die man schlagen möchte! Wem zum Preis?!“ Sie breitete die Arme aus.

„Ich weiß es!“ erwiderte Helene, in den stahlblauen Augen Härte und Düsternis. Doch um den Mund zitterte weiches Weh.

Sie blieben noch lange Arm in Arm über das brodelnde Wunder gebeugt. Dann erwachten sie und fühlten, daß es Zeit war, zu Betty zurückzukehren. Erst gingen sie langsam, dann jagte sie die Angst. Sie wußten plötzlich, daß sie pflichtvergessen waren. Nicht vor dem Vater. Vor ihrem geheiligten Schwesternbund. So kamen sie außer Atem an die Landungsstätte. Falzaro und Betty waren nicht mehr dort. Das Herz stockte den Schwestern. Erst als sie eine Strecke weiter gelaufen waren, kamen ihnen die beiden entgegen — Arm in Arm. Ein scheues Glücksleuchten lag auf

Bettys Gesicht. Falzaro war gleichsam jünger geworden.

„Wir haben uns verlobt,“ sagte er. Seine Stimme bebte. Das war nicht gespielt. „Ich möchte meinen Schwägerinnen die Hand küssen.“

Helene und Tora brachten kein Wort hervor.

„Seid ruhig,“ flüsterte Betty. „Es ist gut so. Es muß so sein. Er braucht mich. Er hat mich immer gebraucht. Nur ich kann ihm helfen.“ — — —

Als die Schwestern gegen ein Uhr zum Albergo del Porto zurückkehrten, sahen sie den Vater, den sie längst im Bett geglaubt, noch immer rauchend vor der Tür sitzen. „Na?“ rief er gleichmütig, aber doch mit einigem Gift ob seiner Verlassenheit. „Seid ihr wieder da? Ich muß mal eure Häupter zählen. Drei. Es stimmt. Wie war's denn? Hat's Prügel gegeben?“

„Durchaus nicht,“ erwiderte Falzaro. „Nur eine Verlobung, Herr Professor.“

Brahe fuhr in die Höhe. Er war jetzt vollkommen verändert. Sein spitzes Gesicht wurde grünlich. „Wer ist denn die Glückliche?“ stieß er mühsam hervor.

„Das mußt du dir denken können, Papa,“ sagte Helene.

Da ging Tora schnell in das Haus. Helene eilte ihr nach. Der Professor aber wandte sich zu Betty. „Du also! . . . Na, meinetwegen . . . Du weißt ja — Dein Leben ist dein Eigentum. Ich vergreife mich nicht daran.“

„Ich auch nicht,“ versetzte Falzaro und zog seine schöne Braut an sich. Dann rief er, die Mütze schwenkend: „Jetzt hab ich Bernd Brahes Segen!“

Zweiter Teil

Erstes Kapitel

Bernd Brahe lebte schon ein halbes Menschenalter in seiner mitteldeutschen Heimat Eschenburg, aber assimiliert hatte er sich ihr nicht. Er war Skandinave. Überall hatte er die Ausrede seiner Nationalität bei der Hand. Seine Bedeutung als Gelehrter erleichterte ihm sein Einsiedlertum. Man hatte sich daran gewöhnt einen giftigen Spötter in Professor Brahe zu sehen, einen Sauerteig, der die Trägheit der Provinzstadt aufrührte. Wenige Männer von Rang gab es, die Brahe nicht gekränkt hatte. Wenige auch, die ihn nicht insgeheim bewunderten. So war der Verhaßte im ganzen doch „beliebt". Man amüsierte sich über „Tycho", wie man ihn nach seinem großen Ahnen nannte. Man erzählte sich von seinen Töchtern gern Extravaganzen, ohne ihnen etwas vorwerfen zu können. Sie konnten sich viel „erlauben". Das hieß etwas in Eschenburg, wo die Töchter vornehmer Familien in klösterlichen Instituten erzogen und von dort auf den Heiratsmarkt geführt wurden. Insgeheim vergötterte die Jugend Brahes Töchter. Aber die Vergötterung traute sich nie heraus. Man fürchtete den Sarkasmus der Mädchen, und die

Sympathie für sie war immer von Kopfschütteln begleitet. Helene hatte eine Sonderstellung. Da man Toras stählerne Anmut und Bettys hochmütige Schönheit bewunderte, hätte man Helene gern bei ihrer Schwäche genommen. Aber sie wehrte sich so energisch gegen jedes Bedauern, daß sie bald als „Kinderschrecken“ galt. Man respektierte sie erst, als man erfuhr, daß sie ihren Doktor summa cum laude gemacht hatte. Das war etwas Außerordentliches für eine schwache Frau. Doch man mußte sich hüten, Helene als schwache Frau zu bezeichnen. Sie war froh, wenn man sie unbehelligt ließ. Sie ging am liebsten einsam über den Stadtwall und zur Markgrafenburg, um den Kopf vom Lernen auszuruhen und den Rätseln des Lebens wie Abendwolken nachzuschauen. Eine heimliche Freundin der Armen und Beladenen war Helene Brahe. Die lernten sie anders kennen als die neugierige Welt. Ganz sanft und zart und lustig war sie da. Auch den Geiz ihres Vaters besiegte sie. Brahe glaubte ihr Geld für Bücher zu geben, die einzige Ausgabe, die er anerkannte — Helene aber hatte in einem alten Häuschen am Burgtor eine arme Schustersfamilie entdeckt, die sie täglich besuchte. Dort war sie für mutterlose Kinder Mutter, und dem Vater brachte sie, was seine früh verstorbene Frau ihm einst mühselig verdient hatte.

Um Betty war die männliche Jugend bemüht. Sie fühlte sich gern als Königin und liebte ein Gefolge. Ihre keusche Mädchenwürde hatte es zu einem beträchtlichen Raffinement gebracht. Sie war so rein und mild in ihrer Blondheit und Blauäugigkeit, aber sie

wußte törichte Herzen zu quälen. Wer mit ihr getanzt hatte, wurde vergessen. Nie gewann man sich von ihrer spröden Anmut eine Gunst. Bettys Stolz verdeckte die Mängel ihres Temperaments. Eigentlich lachte sie über all die schwärmerischen Anbeter. Bevor Falzaro in ihr Leben kam, hatte sie sich von jeglichem Manneswesen fortgeträumt. Das wahre Erlebnis erst weckte die wahre Betty.

Tora ging voll Unrast an all dem vorbei. Halb grollend, halb verliebt. Halb lustig, halb traurig. Sie fand sich in das Leben, wie sie es vor sich sah, nicht hinein. Es stimmte nirgends zu den Maßen ihrer Sehnsucht. Sie wäre am liebsten immer ein guter Kamerad geblieben, immer auf der Wanderschaft mit anderen Kameraden. Dann aber hielt sie plötzlich in dem heiligen Dom einer Ehe, sah sich als Mutter blühender Kinder und ganz dem Einen, Einzigen gehörig. Sie hatte ihre Mutter kaum gekannt, und der Vater zerstörte ihr, was Einheit hätte für sie bleiben müssen. Ihr junger Mund sprach alte Gedanken aus. Sie ließ im Baalsaal ihren Tänzer stehen und weinte sich im dunklen Garten aus. Der Mond war ihr Freund, und unter der Sonne ging sie wie unter einer goldenen Rute.

Als Falzaro in Toras Weg kam, wurde er von ihr am besten verstanden. Doch Tora hätte sich nie mit ihm verlobt. Sein Bild blieb ohne Glorie für sie. Sie sah sofort den Menschen und durchschaute, das Geschöpf bewundernd, den Charakter. Falzaro haßte solche Objektivität. Aber er hörte nicht auf, Toras subjektive Leidenschaft zu suchen. Er sah sie immerfort

zweifeln und glauben. Er wußte, daß er sie gewann, sobald er ihren Zweifel überwunden hatte. —

Als es in Eschenburg ruchbar wurde, daß Bernd Brahe von seiner diesjährigen Forschungsreise nicht nur Schädelmessungen, sondern auch einen lebendigen Schwiegersohn mitbrachte, hatte man die lange entbehrte Sensation. Kein Sprößling der Stadt, ein gänzlich Unbekannter war es, mit fremdländischem Namen, eine Reisebekanntschaft, deren Beruf man nicht einmal wußte. So hielten sich Enttäuschung und Neugier die Wage. Man kannte die Vorsicht Bernd Brahes. Kein Fuchs behütete seinen Bau so klug, wie der Professor sein Geld. Es mußte sich um ein ernsthaftes Erlebnis handeln. Aber eine Brahetochter und ernsthaftes Erlebnis? Wie stimmte das zusammen? Man hatte in Eschenburg zunächst das Pech, Tora für die Verlobte zu halten. Redakteur Froheimer verbreitete das falsche Gerücht. Man stand vor einem noch größeren Rätsel. Betty, die Hübscheste, war doch als erste bestimmt, zu heiraten. Helene kam nicht in Betracht. Aber Tora? Die sich für keinen Mann interessierte? Die voll Schrullen war? Die Damen von Eschenburg entsetzten sich. Da hörte man die erlösende Berichtigung: Tora hatte sich nicht verlobt, sondern Betty, natürlich Betty. Man war zwar traurig, daß den Söhnen der Stadt diese Partie entging, aber man fand einen Trost — es hätte sie ja doch keine Familie der andern gegönnt. Nun aber der Bräutigam. Wie sah er aus? Was war er? Wie hatte er das Mißtrauen Bernd Brahes überwinden können? — —

Lange mußte man diesmal auf die Rückkehr der interessanten Leute warten. Im Herbst erst kam der Professor. Wie freute man sich auf die große Komödie: Verlobung im Hause Brahe. Tycho als Schwiegervater. Die verdrehte Tora, die brummige Helene als Schwägerinnen. Und Betty, die Unnahbare — was für ein Exemplar von Mann hatte sich sich ausgewählt?

Mit steigender Verwunderung hörte man, daß der Schwiegersohn vom Frühling bis zum Herbst des Professors Reisegefährte gewesen. Die Verlobung war in dieser langen Zeit nicht zurückgegangen. Man war in Dalmatien, Serbien, Griechenland gewesen, man hatte eine große Seefahrt um Spanien und Frankreich herum gemacht. Jetzt kamen die Brahes mit ihrem Erkorenen aus Paris zurück. Dort konnte man sich „Tycho“ am wenigsten vorstellen. Sah man ihn als eleganten Lebemann wieder? —

Der erste, der die sehnsüchtig Erwarteten sah, war Justizrat Gabriel, der bekannteste Advokat von Eschenburg. Er hatte seine Frau zum Bahnhof begleitet und stand plötzlich vor den Heimgekehrten. Aber Justizrat Gabriel war ein Schelm und ein Geschichtenerzähler, der gern ausschmückte, einer Pointe zuliebe. Bernd Brahe war sein bestes Material, er reiste sozusagen auf Anekdoten von ihm. Der Professor und sein Schwiegersohn hätten sich auf dem Bahnsteig, zwischen allen Leuten, wie zwei ungezogene Jungen gebalgt? Brahe trüge einen orientalischen bunten Gürtel um den Leib, und seine Töchter, braun wie Mulattinnen, wären hellgrün gewandet? Der Schwiegersohn aber? Justizrat

Gabriel hatte nur die Bezeichnung „Manolesku“ für ihn. Das war der berühmte Hoteldieb. Um des Himmels willen — es mußte etwas daran sein, denn Gabriel hatte den Blick dafür. Was würde die Universität zu solchem Schwiegersohn sagen? Man lachte unter Herzklopfen. Dann wurde Betty mit ihrem Bräutigam auf der Straße gesehen. Man hörte auch den Namen — Josef Falzaro. Betty stellte ihren Bräutigam als Ingenieur und Forschungsreisenden vor. Gab es so etwas? Nun ja, da draußen, hinter dem Stadtwall. Aber mitten in Eschenburg, zwischen ordentlichen und außerordentlichen Professoren? Nun war man begierig, ob der exotische Mann sich als gesitteter Europäer benehmen würde. Als exotisch galt Falzaro, obwohl man wußte, daß er aus Südtirol stammte. Würde er mit seiner Braut die Besuche machen, zu denen er verpflichtet war? Es wurde fast beleidigend, wie lange sich das Brautpaar Zeit ließ. Man hatte die Verlobung nur in der Zeitung mitgeteilt. Vermutlich war Brahe zu geizig, um Karten zu verschicken. Dann kamen die jungen Leute. Erst zu Froheimers, dann zu Gabriels. Natürlich — der einflußreichste Journalist, der Reichstagskandidat wurde bevorzugt. Und der Justizrat, zu dem man hinlief, wenn man Protektion brauchte. Wer wollte sich freilich bei den Brahes um Taktfragen kümmern? Dennoch fühlte man eine neue Rangordnung der Gesellschaft bestätigt. Der Rektor der Universität und der Präsident des Landgerichts mußten auf Herrn Falzaro warten — erst wurden der Zeitungsmann und der Rechtsanwalt be-

sucht. Jedenfalls erkundigte man sich bei den Besuchten, welchen Eindruck der „Ingenieur und Forschungsreisende“ gemacht habe. Man traf auf unbedingte Zustimmung. Es sei ein höchst interessanter Mensch, endlich einmal ein neues Element in Eschenburg, ein Mann des großen Stils, von dem man alles Mögliche erwarten könne. Wie schnell wurde dieses Urteil weiter getragen. Falzaro bekam einen Nimbus, bevor er für Tatsachen zu sorgen brauchte. Über seine männliche Schönheit waren die Damen einer Meinung. Betty wurde beneidet und Tora bedauert, denn ihr war sicherlich der Bräutigam entgangen.

Falzaro erfüllte sogar gewissenhaft, was der gesellschaftliche Kodex der Provinzstadt verlangte. Alle „Spitzen“ wurden besucht. Überall mit dem gleichen Resultat — der Bräutigam entzückte. Man war sogar der Meinung, daß er seinen Schwiegervater etwas weltfähiger machen würde. Wie konnte dieser Mann erzählen. Was hatte er alles gesehen und erlebt. Man glaubte ihm aufs Wort. Diese Augen, dieses faszinierende Lächeln. Das Philisterium fürchtete nichts so, wie philiströs zu erscheinen. Man hatte Vertrauen, wenn es sich um eine Persönlichkeit handelte. Wo sich Zweifel regten, wurden die Frauen Falzaros Verteidiger. Man erhitzte sich für seine Lebensaufgabe, ohne sich über sie klar zu sein. Der Kupferberg im Lande Dschamela wurde den Eschenburgern bald ebenso vertraut, wie Kreuzburg oder Emmashütte, die beliebtesten Ausflugsorte für den Nachmittagskaffee.

Ob Justizrat Gabriel und Redakteur Froheimer, die

Männer des praktischen Lebens, Falzaro wirklich glaubten? Undurchsichtige Gönner waren beide. Sie hoben den neuen Mann empor, um ihn sicher wieder fallen zu lassen. Sie rechneten mit der Raschlebigkeit ihrer Zeit. Besonders Froheimer war schnell gewonnen und schnell verloren. Jedem Mißtrauen begegnete sein journalistisches Pathos. Er war ein hübscher, hochgewachsener Mann, germanisch blond und rotwangig. Aus seinen blauen Augen sprach Redlichkeit, aber man sah ihnen nicht auf den Grund. Er polterte seine Meinungen frei heraus und konnte sich stets noch decken. Froheimer war der Mann der allgemein verständlichen Themen. Er glänzte als Volksredner. Beständig Ideen produzierend, die er mit Emphase durchsetzte, vergaß er die produzierten. Seine Zeitung hatte die Physiognomie seines Charakters. Sie förderte Werte, die nie außer Kurs kommen konnten, und schmückte sich mit pikanten Vergänglichkeiten. Ihr Geist war der gesunde Menschenverstand. Sie schonte die Kirche und griff die verhaßten Pfaffen an. Sie ging mit den Juden und stand vor dem Staatsregiment als gebückter Revolutionär. Diese schillernde Charakterstärke hatte Froheimers Blatt zu einem außerordentlich verbreiteten gemacht. Hans Froheimers Persönlichkeit war eine vaterländische Garantie. Man konnte ihn sich am besten mit einem Gefolge bekränzter Jungfrauen vorstellen. Sein Optimismus war unfehlbar, so lange er nicht der einen, bösen Gruppe begegnete, die ihm feindlich gesinnt war. Die wollte ihn mit einem Wort abtun — Streber. Sobald Froheimer dieses Wort herannahen fühlte, zeigte er die ver=

borgene Seite seines Wesens. Er wurde brutal. Seine Goldschnittlyrik verflog. Aber mit den Feinden wurde er immer wieder fertig. Sie waren als seine Gegner unbeliebt und kamen nicht vorwärts.

Das Haus des Journalisten entlastete seinen Charakter. Dort konnte man ihm wirklich nicht gram werden. Die kleine, hübsche, goldblonde Frau und die vielen fröhlichen, gesunden Kinder — sie waren ein Beweis für Froheimers vaterländische Tüchtigkeit. Er war ein glücklicher Mann. Wenn seine Welt auch der Durchschnitt hieß — wann hätte sich ein Problematiker nicht vom „Durchschnitt“ beschämt gefühlt? Anders stand es im Hause des Justizrats. Dort waren Witz und Geschmack die Herrscher. Man mußte geistig präpariert zu Gabriels kommen. Frau Gisas Tees waren „Mittelpunkte“. Die einst gefeierte Opernsängerin, die ihre Stimme verloren und als Gesanglehrerin ihren Ruhm erhielt, verstand es, die stärkste Anziehungskraft auszuüben. „Die Justizrätin“ war maßgebend für Schick und Urteil. Bei ihr versammelten sich die Musikfreunde von Eschenburg. Die immer noch schöne Frau ließ ihren Reiz auf dem Hintergrunde einer Melancholie wirken, die mit dem Verlust ihrer Stimme zusammenhing. Namentlich junge Leute fühlten sich zu Frau Gisa hingezogen. Sie konnte immer über ein Gefolge von aufstrebenden Künstlern, dichtenden Studenten und empfindungsvollen Mädchen verfügen. Die ästhetische Kultur ihres Salons harmonierte mit dem ernsten Lebensklang, den der Beruf ihres Gatten hineinbrachte. Man blieb sich, in der Kunst schwelgend, stets be-

wußt, daß man sich im Hause des Kriminalisten befand. Wie Froheimer auf beherrschende Tagesereignisse, so hatte Justizrat Gabriel auf Sensationsprozesse abonniert. Immer, wenn sich das allgemeine Interesse dem Gerichtssaal zuwandte, konnte man sicher sein, daß Gabriel verteidigte. Die interessanten Fälle befriedigten ihn als Juristen und steigerten seine Praxis. Er war ein außerordentlicher Dialektiker, aber sein Scharfsinn war zu durchsichtig, und sein Pathos überhitzt. Er schadete oft vor schlichten Gemütern. Nur ein Gerichtshof, der ihm glaubte, nicht einer, der ihn Komödie spielen sah, war gefügig.

Männer, wie Froheimer und Gabriel, konnten auch die Widerspenstigsten in ihren Bann ziehen. Bernd Brahe und seine Töchter verkehrten bei ihnen. So kam Falzaro in die Kreise, die er am meisten gesucht hatte. Betty sah man weniger bei der Justizrätin als in der Villa des Redakteurs. Tora ging lieber zu Gabriel, als zu Froheimers. Das beruhte auf einer Zudringlichkeit, die Hans, der Sonnige, sich einmal ihr gegenüber erlaubt hatte. Tora hatte ihn schroff abgewiesen. Daß sie ihn durchschaute, verzieh ihr Froheimer nie. Aber er konnte auf Toras Diskretion bauen. So behielt ihr Verkehr seine Harmlosigkeit. Auch Helene ging lieber zu Gabriels, als zu Froheimers. Bei Frau Gisa schätzte sie den edlen Hafen echter Kunst — in der oberflächlichen Robustheit des Froheimerschen Hauses fühlte sie sich gedemütigt. Bernd Brahe aber liebte den Blonden von der Zeitung mehr als den Schwarzen von der Jurisprudenz. Seine Zwerghaftigkeit delek-

tierte sich heimlich am Anblick strotzender Lebensgeschöpfe.

Tiefer Ärger erfüllte den Professor, wenn man ihm diese Schwäche anmerkte. Er lebte deshalb in ständigem Zwist mit einem Manne, der ihm sonst unentbehrlich war. Dieser Mann hieß Doktor Peter Kugleut und war Brahes Assistent. Ein bäurischer, wohlgenährter Blondkopf, äußerlich dem Schlage Froheimers nicht wesensfern — um so mehr aber innerlich. Peter Kugleut war trotz seiner frischen Farbe ein Problematiker. Er neigte zum Grübeln und konnte im menschlichen Leben nichts leicht nehmen. Es war ihm auch nicht leicht gemacht worden. Peter Kugleut war armer Leute Kind und lebte bei seiner alten Mutter, die er ernährte. Sein Studium war ihm dermaßen erschwert worden, daß er am Verzagen knapp vorüber kam. Mühselig hatte er sich durch Lektionen weitergebracht und seine Freistunden geopfert, um dem Hauptziel, der Anthropologie, näherzukommen. Endlich dem gereiften Manne wurde das Glück hold. Peter erregte die Aufmerksamkeit Bernd Brahes und wurde sein Mitarbeiter. Das machte ihn in Eschenburg zum Privatdozenten. Eine Professur stand ihm auch bereit.

Dennoch lebte Peter Kugleut nicht gern in Eschenburg. Sein Blick schien durch die Mikroskope, an denen er arbeitete, geschärft, und er sah die menschlichen Schmarotzer zu deutlich durcheinander kribbeln. Das Getriebe der Oberfläche war ihm verhaßt. Bei der Alma mater herrschte dieselbe Streberei, wie unter den Bögen der Flußarkaden, wo Eschenburgs Pro-

duktenbörse war. Peter Kugleut war ein Bauernsproß. Seine Vorfahren hatten durch moderne Spekulanten ihr Gut verloren, aber die Richtschnur ihrer Weltanschauung erhielt sich in dem Enkel. Von seiner Linie war Peter niemals abgewichen. Keine Versuchung kam an den Bauernstudenten heran. Ein Hof wurde ihm nicht vermacht, aber er brauchte auch keinem nachzutrauern. Sein Vater war schon kein Bauer mehr, sondern ein armer Dorfschulmeister gewesen. Durch diesen eigenartigen, im Innersten lernbegierigen Mann, den von seiner Sippe niemand verstanden hatte, war Peter zur Wissenschaft gelangt. Nicht einmal zu einer, die ihm rasch Brot gab. Hier sprach sein Bauerntrotz. Er war weder Pfarrer geworden, noch Landarzt. Ihn lockten auch nicht die fetten Pfründe eines Notars. Ein „Luxusstudium", das sich nur die Söhne reicher Leute leisten konnten, wurde Peters bitter schweres Ziel. Als die Reichen um ihn herum gewahr wurden, was ein armer Schlucker da zustande gebracht, wandten sie ihm doppelt ihre Gunst zu. Mißtrauen und Gleichgültigkeit schwanden. Aber Peter Kugleut blieb, der er war, ohne bitter zu sein. Er lachte sich eins und behielt den Blick für das Wesentliche. Ihm war es nie darum zu tun gewesen, zur „melkenden Kuh" zu gelangen. Wenn er nur seine Bücher hatte. Wenn er nur bei Bernd Brahe war, dem glühend Verehrten.

Eines nur wurmte ihn. Er hatte es auf Rat von Männern getan, die ihm wohl wollten — daran war nicht zu zweifeln. Aber er bereute sie doch, seine einzige Konzession. Peter hatte seinen Namen verändert. Nicht

völlig, nicht durch ein willkürliches Phantasiegebilde hatte er ihn ersetzt. Er schrieb den Namen nur anders, um über seine Komik hinwegzutäuschen. Peter hieß nämlich nicht Kugleut sondern Kuhgläut, ganz wörtlich, im heimischen Dialekt geschrieben. Befreundete Professoren, die ihn nach Eschenburg empfohlen, hatten ihm versichert, daß seine Name ihn in dem neuen Wirkungskreise lächerlich machen könnte. Man witzelte gar zu gern in Eschenburg, man hielt sich immer an Äußerlichkeiten. Wenn dieser rundköpfige, flachsblonde Mensch sagte, daß er Kuhgläut heiße — der Name eines Gelehrten durfte nicht von vornherein Spitzname werden. Aber ihn völlig aufzugeben — dazu brachte man Peter ebensowenig wie seine Mutter zum Bibelverkauf. Er entschloß sich nur zu einer Konzession: er wollte seinen Namen vereinfacht schreiben. Die Kuh verschwand, und das Geläut verstummte. Peter biß sich wenigstens in den Wahn fest, daß diese Verhüllung alles gut machte, ohne seine Familie zu kränken. Man ließ ihn dabei. Natürlich hatten die Eschenburger bald heraus, welche Operation der neue Privatdozent an seiner Visitenkarte vorgenommen. „Bim, bim" summten die Straßenbuben hinter ihm her, und „Muh" war auch zu vernehmen.

Aber Peter ließ sie laufen. Er bekam von der gefährlichen Welt außerhalb der Hörsäle nicht viel zu sehen. Draußen, vor der Stadt, in einer Mulde der Eschenburger Weinberge, stand das Häuschen, das er mit seiner Mutter bewohnte. Frau Philomena Kuhgläut blieb ihrem Namen treu. Sie wußte schon dreißig

Jahre länger als ihr Sohn, was die Welt wert war, und versöhnte sich mit den Menschen, indem sie für ihre Kinder Puppen fabrizierte. Die arme Lehrerswitwe hatte schon bei Lebzeiten ihres Mannes diesen Nebenerwerb betrieben. Aber es war keine mechanische Beschäftigung, der sie sich hingab. Auch ihr Gemüt wurde dadurch befriedigt. Sie sammelte bunte Seidenfetzen und grobe Leintücher, Dinge, die in Truhen von Geschlecht zu Geschlecht gekommen und auf ländlichen Webstühlen, nicht unter den Fabrikschloten der Stadt entstanden waren. Frau Philomena hatte in ihren Kästen ein köstliches Lager von verblichenen Hauben, Bändern, Spitzen und funkelnden Knöpfen. Aber all das war kein unfruchtbarer Sammelbesitz, sondern stand im Dienste der Puppen, die sie meisterlich anzukleiden wußte. Männlein in schwarzem Bauernfrack mit Silberknöpfen, Weiblein in schweren, bauschigen Röcken und Tressenmiedern. Sie waren beliebt, obwohl sie stets dieselben pausbäckigen Kindergesichter mit starren Glasäuglein hatten. Vielleicht gerade deshalb, denn die Kunden waren ebenso konservativ wie ihre Lieferantin. Niemand wußte, daß bei besonderen Leistungen Frau Philomenas gelehrter Sohn geholfen hatte. Peter liebte die Puppen seiner Mutter, er zimmerte gern ein Bauernhäuschen für sie, mit Scheune, Ziehbrunnen und Misthaufen, alles niedlich im Kleinen, was er im Großen nie besessen hatte. Auch Kühe wußte Peter für den Stall zu schnitzen und Geflügel für den Hof. Oft hatte er Monate lang seine Abendarbeit daran, dem Stuhle der Mutter gegenüber. Wenn er dann fertig

war und nichts mehr hinzuzufügen wußte, schob er das Kunstwerk seufzend seiner Alten hin. Ein Lächeln huschte ihm höchstens über das Gesicht, wenn er an die Kinder dachte, die mit seiner Hände Arbeit spielen würden.

Täglich stiefelte Peter den stundenweiten Weg von seinem Häuschen am Weinberge zu den Bildungsstätten der Stadt hinunter. Seitdem er wie ein Opfertier seine Antrittsbesuche erledigt hatte, war er konsequent ungesellig geblieben. Ihn sah man nicht bei Gabriel und nicht bei Froheimer. Aber seine Zurückgezogenheit war ihm nicht leicht geworden. Sobald die „Maßgebenden“ solche Absicht merkten, waren sie eifriger auf der Jagd nach dem Eigenbrödler, als nach dem Salonmenschen. Doch bei Peter Kugleut nützte Frau Gisas Liebenswürdigkeit nichts. Er zeigte zu deutlich, daß er auf Protektion verzichtete. Er war weder eine Zukunft für junge Mädchen, noch ein Kandidat des Ruhmes. Das einzige Haus, das er besuchte, war Bernd Brahes Villa. In diesen verschachtelten, halbdunklen Räumen ging es „ungezwungen“ zu. Der Professor empfing nur selten Gäste und dann nur solche, die ihm keine Umstände machten. Er saß mit alten Käuzen beim schwedischen Punsch. Er spielte Schach. Daß es in seinem Hause drei junge Töchter gab, blieb unbeachtet. Denen überließ er es, allein ihre Zerstreuung zu finden. So hatten sich die Mädchen bald hinaus gewöhnt. Sie merkten, daß auch Peter Kugleut nicht kam, um die Öde des väterlichen Hauses zu vertreiben. Brahes Töchter hielten ihn für einen misanthropischen Querkopf, den echten Schüler ihres Vaters. Sie ließen ihn nicht als

Gast, sondern als Gewohnheit gelten. Betty und Tora wenigstens zeigten eine verletzende Gleichgültigkeit — Helene hatte für Peter etwas übrig. Sie debattierte gern mit ihm und war dem ungeschminkten Wahrheitsmund gewachsen. Kaum eingestanden fühlte Helene Neigung für Peter. Aber sie war klug genug, um bald zu wissen, daß sie für Peter als Frau nichts bedeutete. Er achtete nur den Kameraden in ihr. Tora war es, für die er all das Dumpfe und Große empfand, das seine Liebe war. Wortlos trug er seine Sehnsucht umher und mied das bewunderte Mädchen. In jedem Beethovenkonzert, das in Eschenburg stattfand, sah man Peter Kugleut, den Ungeselligen. Auch zu Bruckner trieb es ihn, wenn er frei sein wollte im Manneringen der Elemente. Aber bei Beethoven genoß er seinen stolzen Schmerz, seine hoffnungslose Hoffnung. Die Wirklichkeit war schlecht, auch im Bannkreise der Geliebten. Er konnte bis zu Tora nicht vordringen. Sie sah nur seine bäurische Plumpheit, aber trotzig behauptete er sein Herkommen. Sie sollte alles Häßliche an ihm hassen — er sah sie um so schöner in ihrer Wesenheit. Ein Geschöpf der bunten Laune, wie Frühlingswetter wandelbar. Sie mied ihn, sie verspottete ihn. Sie war es, deren Übermut den Gassenjungenkrieg um seinen verwandelten Namen entfacht hatte.

Aber zu wem wandte sie sich, da sie ihn so ablehnte? Dieses Temperament konnte doch nicht ruhen. Sie mußte nach einem Erlebnis dürsten. Sie brauchte den verheerenden Brand, der beglückt oder zugrunde richtet. Mit beklommener Objektivität beobachtete Peter den

Lebensweg Tora Brahes. In der Gefahr, die ihres Vaters Zynismus über die Mädchen brachte, sah er sie am tiefsten. Durfte Brahe sie dem Stolz ihrer menschlichen Kraft überlassen? Wie leicht, wie gern betrogen war ein Weib.

Das Herz stockte Peter, als das Gerücht von Josef Falzaro nach Eschenburg kam. Und als es anfangs hieß, daß Tora die Braut geworden, verließ ihn jede Ruhe. Obwohl er nur das Geschwätz der Leute hörte, hatte er doch ein deutliches Bild von Falzaro. Sein Instinkt zeigte ihm gefährliche Umrisse dieses Menschen. Dann aber konnte er aufatmen. Die Schwätzer hatten geirrt. Nicht Tora hatte sich verlobt. Dennoch, auch dem Schwager gegenüber mußte sie auf ihrer Hut sein. Was war er denn am Ende, Herr Falzaro?

Als Peter ihn sah, war er zuerst beschämt. Sein angeborener Respekt vor Eigenart ließ ihn zurücktreten. Das ist ein Hauptkerl, sagte er sich. Man sieht es ihm an. Er fand es ganz natürlich, daß Falzaro ihn mit gleichgültiger Höflichkeit behandelte. Auch Peter war in die Phantasiewelt verliebt, die für Falzaro die Wirklichkeit bedeutete. Aber er brannte darauf, von den wahren Beziehungen dieses Mannes zu Betty zu erfahren. Tora auszuforschen getraute Peter sich nicht. Helene sah er in menschenfeindlicher Abneigung gegen Falzaro befangen. Da gelang es ihm, unverhofft das Vertrauen der Braut zu finden. Betty suchte einen Menschen wie Peter Kugleut. Ihre Verlobung hatte die sonst so Sichere aus dem Geleise gebracht. In ihrem Herzen herrschte Lust und Furcht. Ihre eigene

Unzulänglichkeit wurde ihre Sorge. Sie liebte Falzaro. Aus dem ersten Traum war brennende Leidenschaft geworden. Sie konnte nichts mehr denken als ihn, kein Leben mehr sich vorstellen ohne seine Neigung. Noch durfte sie seiner sicher sein. Sie war wohl hübsch, sie verstand es auch, ihre Vorzüge zur Geltung zu bringen. Da der Vater nichts hergab, verschaffte sie sich von einer reichen Tante in Finnland die Mittel, um sich in den ersten Geschäften Eschenburgs auszustatten. Sie wurde eine elegante Braut. Wenn auch Menschenkenntnis nicht Bettys Stärke war — vor Falzaro bewährte sie sie und trieb, um ihn äußerlich zu fesseln, ein raffiniertes Spiel. Ihre Kleidung blendete nicht sofort — erst den nachspürenden Blick des Mannes gewann sie mit ihren Reizen. Die feinsten Unterkleider und der zarteste Schuh — Falzaro liebte solche Überraschungen. Aber um so tiefer wurde Betty dann wieder von seiner Erkaltung getroffen. Ihre geistigen Grenzen erkannte sie. Sie wußte, was sie vor Falzaro dumpf und stumpf machte. Das schmerzte sie tief, aber sie war auch beleidigt, daß er so gleichmütig an ihrer Erkenntnis vorüber ging. Wußte er schon einen Ersatz? Hatte er von jeher nur ihren Körper gesehen? Ja, wenn sie wie ihre Schwester Tora wäre. Die hatte, was ihr fehlte. Freilich, so hübsch war Tora nicht. Sie konnte zuweilen sogar häßlich sein. Aber wie wußte sie mit Falzaro zu streiten, die Klingen zu kreuzen in geistiger Kraft. Wie belebte Falzaro sich, wenn er Tora erblickte. Müde und gleichgültig wurde er oft in Bettys Armen. Auf der Reise war ihre Eifersucht gegen Tora

entfacht worden. Aber der Adel in Bettys Gemüt wehrte sich dagegen. Sie kannte den Charakter ihrer Schwester. Nur anders wollte sie werden, anders, um Falzaro immer zu fesseln. Sie rettete sich in ihrer Unruhe zu einem Grundgesetz: Sie erinnerte sich beständig an die Stunde ihrer Verlobung. Was in jener wunderbaren Nacht lebendig geworden, konnte nicht sterben.

Fanatisch drängte Betty sich in dieses Gefühl hinein. Sie sehnte sich danach, in diesem Sinne Verständnis zu finden. Kalte Herzen umgaben sie in Eschenburg. Dort war eine Welt, die nichts von ihr und Falzaro wußte.

Eines Nachmittags, zur Dämmerstunde, saß Betty Peter Kugleut gegenüber. Sie schüttete dem Erstaunten ihr Herz aus. „Sehen Sie, Herr Doktor, Sie sind doch ein Mensch — mir liegt daran, daß Sie ihn verstehen. Mein Bräutigam läuft in Eschenburg wie ein Löwe unter den Schafen herum. Was können Herr und Frau Professor Liesegang oder Oberstleutnant Scharmützel oder Staatsanwalt Kühne von ihm wissen? Gabriels und Froheimers — die verstehen ihn allenfalls. Das sind ja die einzigen modernen Menschen hier. Und Sie, Herr Doktor —“

Peter Kugleut fuhr in die Höhe. „Ich bin kein moderner Mensch!“

„Nein, nein!“ Betty hielt ihn erschrocken am Ärmel fest. „Verzeihen Sie! So mein ich das nicht! Ich meine nur, Sie sind doch frei in Ihrem Urteil! Sie messen nicht alle Menschen mit derselben Elle!“

Peter setzte sich wieder. „Gewiß nicht. Ich interessiere mich für Ihren Herrn Bräutigam,“ sagte er errötend.

„Wenn ich auch keine Vorstellung davon habe, was er eigentlich ist. Aber schon sein Herkommen. Er stammt doch aus einer alten Adelsfamilie? Er hat doch seiner Überzeugung zuliebe den ganzen Wappenplunder an den Nagel gehängt?"

Betty sah vor sich hin. „So ist es nicht ganz, Herr Doktor. Aber ähnlich. Ich weiß es jetzt, ich bin auf der Heimreise an seinem Stammschloß vorübergekommen. Mein Bräutigam ist der natürliche Sohn eines alten Barons, verstehen Sie ... Er ist von einfachem Herkommen —"

„So ..."

Betty erschrak. „Aber das bitte ganz unter uns!"

„Selbstverständlich. Ich pflege überhaupt nichts weiterzuschwatzen. Das gefällt mir, das bringt mich ihm näher. Wie war denn sein Bildungsgang? Er muß doch eine technische Wissenschaft studiert haben?"

„Das hat er auch ... In Wien ... und Budapest ... In Budapest hatte er nämlich einen alten Mäzen ... Der fand soviel Gefallen an ihm, daß er ihn ausbilden ließ ... Später kam es leider zu Differenzen zwischen ihm und seinem Wohltäter."

„Er verkracht sich wahrscheinlich immer wieder. Das liegt in solchen Naturen. Aber wenn er nur in einem gewissen Punkte treu bleibt ..."

„Das tut er! O, das tut er! Wissen Sie, daß er bei einem Schiffsuntergang zwei Menschen gerettet hat?"

„Jawohl. Die Geschichte war ja neulich im Generalanzeiger beschrieben. Die Stellung Ihres Herrn Vaters zu ihm begreife ich freilich nicht. Aber Ihr Herr Vater

hat ja immer besondere Standpunkte Menschen gegenüber ..."

„Er reibt sich an ihm ... Mein Bräutigam gefällt ihm als Gegensatz. So ist es, Herr Doktor ..."

Peter Kugleut nickte mit seinem schweren, blonden Kopf.

„Darf ich noch fragen, gnädiges Fräulein, was Ihr Herr Bräutigam für Zukunftspläne hat? Bleibt er in Eschenburg? Nachdem er durch die halbe Welt gekommen ist?"

Betty rückte unruhig auf ihrem Stuhl umher. „Ach, wissen Sie — danach darf man so bestimmt nicht fragen. Bei einem Menschen, wie mein Bräutigam — da hängt alles von Tag und Stunde ab —"

„Der ganze Beruf?"

„Er ist — er kann eigentlich alles, nicht wahr. Er braucht nur dieses oder jenes anzupacken. Wo man ihn hinstellt, würde er Erfolg haben. Und ich weiß auch, daß er Dinge vor hat — nun, man wird staunen. Aber er tritt erst mit Resultaten hervor, sonst würde man ihn doch nicht verstehen. Nein, nein, Herr Doktor — das ist es auch gar nicht, worüber ich mit Ihnen reden wollte — —"

„Was dann?"

„Gott — Ihr persönlicher Eindruck ... Sie sind doch so fest und solide ... Wissen Sie — haben Sie vielleicht schon mit Tora über ihn gesprochen?"

„Mit Fräulein Tora? ... Nein ..."

„Mit Lene dürfen Sie nämlich nicht über ihn sprechen.

Die kann ihm nicht gerecht werden. Sie ist ein bißchen eng in ihren Anschauungen — nicht wahr —?"

„Das möcht ich nicht gerade sagen . . ."

„Nun ja — sie tut einem ja leid. Aber Tora — Tora versteht meinen Bräutigam. Die versteht ihn manchmal besser als ich."

Peter horchte auf.

In Bettys Augen kam jetzt ein flackernder Glanz, der ihr etwas schmerzlich Schönes gab. „Ja, wirklich! Ich höre furchtbar gern, wenn die beiden sich zanken! Herrgott, da fliegen die Späne! Das werde ich nie können! . . ." Tränen klangen plötzlich in ihrer Stimme. „Hat Tora wirklich nie mit Ihnen über meinen Bräutigam gesprochen?"

„Fräulein Tora spricht überhaupt nicht mit mir."

„Das ist sehr unrecht. Sie weiß gar nicht, was wir an Ihnen haben. Vielleicht unsern einzigen Freund in diesem abscheulichen Nest. Ich weiß es, Herr Doktor. Ach — wir waren so lustig auf der Reise. Davon können Sie sich keinen Begriff machen. Sie wissen doch, wenn Tora in Stimmung ist!"

„Das ist schön," murmelte Peter und sah zornig seine großen Hände an. „Aber nicht jeder ist ihr gewachsen."

„So geht mir's auch! Und darum war ich froh, daß sie und Falzaro — ich meine — es war reizend, die beiden in Lissabon zu sehen! Und Lene mit ihrem Geschimpfe! Ach, rechte Kameraden waren wir! Wie richtige, wilde, lustige Jungen! Schön war die Reise! Warum nur sowas nicht bleibt! . . ."

Peter wußte nicht recht, was er noch fragen sollte. Bettys Erregung war ihm fremdartig. Sie schien etwas anderes zu meinen, als sie aussprach. Das war nicht Peters Sache. Er verabschiedete sich. Betty stand bedrückt und gleichsam kleiner geworden vor ihm. Der Dünkel des vielumworbenen Mädchens war dahin. Sie hatte etwas Demütiges bekommen. „Adieu, Herr Doktor ... Ich hoffe immer noch, daß Sie meinem Bräutigam näherkommen werden ...“

„Meinen Sie nicht, daß wir zu große Gegensätze dazu sind?“

„Wenn's nur wenigstens große Gegensätze sind ... Mit den Eschenburgern ist gar nichts anzufangen. Ach — nun heiraten wir ja bald ... Er ist wirklich ein prachtvoller Mensch, Herr Doktor ...“

Peter Kugleut nickte, mehr aus Höflichkeit, als aus Empfindung. Dann entfernte er sich, um aus den wirren Geständnissen dieser Mädchenseele herauszukommen.

Zweites Kapitel

Falzaro hatte bald übersehen, was es in Eschenburg zu holen gab. Er lachte oft, wenn er überdachte, wohin ihn das Abenteuer von Bocclari verschlagen hatte. Aber er sagte sich auch, daß das Leben in der deutschen Provinzstadt ihn weiterbringen würde als Paris oder Berlin. Je naiver die Umgebung, desto bewußter und sicherer wurde Falzaro. Er mußte wie ein Schauspieler

sein Publikum haben — Skepsis verdarb ihm die beste Kraft.

Er blieb im Munde der Leute. Er war der interessante Mann. Aber die Oberfläche der neuen Epoche brachte ihn nicht über ihren Ernst fort. Er mußte immer mehr erkennen, daß er in Deutschland lebte, wo das Ernste unermeßliche Bedeutung hatte. Er hatte sich verlobt. Mit einem vornehmen Mädchen. Er wurde in das Leben aufgenommen, das er bisher nur mit einem geringschätzigen Lächeln angesehen hatte. Es ebenso verantwortungslos zu betrachten wie das bunte Irgendwo war nicht möglich. Ein lebendiger Mensch stand neben ihm und hatte sein Schicksal mit dem seinen verknüpft. Ein Mädchen, das ihn liebte. Liebte! Falzaro wehrte sich gegen die Schauer dieses Wortes. Er gehörte nicht zu denen, die man liebte. Wohl hatte der Rausch von Bocclari auch ihn gepackt. Das Gelöbnis aber, das sich daraus herleitete, wurde ihm bald zum Requisit. Er nahm es auf sich, um sich gesellschaftlich zu behaupten. Eine Fessel durfte es nie für ihn werden. Aber wie schwer es war, die Hände frei zu behalten, erkannte er immer mehr. Stets schlug ein anderes Herz neben dem seinen. Immer fühlte er Augen auf sich gerichtet, die vorwurfsvoll Glück suchten. Dennoch — in stillen Stunden, wenn er müde war, lauschte er gern auf den neuen Klang. Dann traten längst verblaßte Bilder vor ihn hin. Er sah sich selbst, wie er hätte werden können. Er freute sich an Betty Brahe.

Doch diese Stunden waren vergänglich. Der nächste Tag schon sah den richtigen Falzaro. Eschenburg war

ein gutes Versteck vor seinen internationalen Gläubigern. Hier vermutete man ihn nicht. Auch war der Name des Professors ein vorzüglicher Trutzschild gegen alle Widersacher. Freilich war von einem Eintreten Brahes für seinen Schwiegersohn keine Rede. Er setzte sich dabei nicht der Gefahr aus, von der öffentlichen Meinung verurteilt zu werden. Die Welt sollte sich nur über seinen Kampf mit Falzaro amüsieren, nicht Partei darin ergreifen. Für einen Geizhals hatte niemand etwas übrig, wohl aber für einen klugen Mann, der seinen Besitz wahrte. Brahe blieb taub gegen die Bitten seiner Tochter Betty. Er ließ sie auch als Braut bei ihrem kargen Taschengeld. Aber dem wütenden Falzaro begegnete er dann plötzlich mit dem Entschluß, Betty eine Aussteuer auszusetzen, die erheblich größer war als seine Verpflichtung. Eine Hochzeitsfeier mit luxuriösem Diner im ersten Hotel der Stadt warf der Professor den Eschenburgern hin.

Diese Hochzeit blieb lange der Gesprächsstoff der Stadt. Man hatte sich noch bei keiner so amüsiert. Die Eschenburger sahen einmal in funkelnder Wirklichkeit, wovon sie immer nur gehört hatten. Aber sie hielten in der bewegten Stimmung alles nur für Scherz. Sie hätten Bernd Brahe und Josef Falzaro, wie guten Schauspielern, am liebsten Beifall geklatscht. Es war ja nicht möglich, daß die Keckheiten des jungen Mannes, der dem Alten Wahrheit auf Wahrheit an den Kopf warf, ernst gemeint waren. Ebensowenig die Geringschätzigkeit, mit der der Professor diese Hiebe parierte. Bücherwurm? Flausenmacher? Knicker? Falscher Mis-

sionar? So titulierten sich die beiden bei der Hochzeit? Aber man brauchte sich bei Bernd Brahe über nichts mehr zu wundern. Ein Beweis für den weit getriebenen Spaß war auch das Lachen der Braut. Man konnte ihr weder Furcht noch Scham anmerken. Alles war nur sehnsüchtige Verliebtheit. Auch das halb verrückte, ausgelassene Wesen Toras glaubte man richtig zu deuten. Sie betäubte natürlich ihr Leid um Falzaros Verlust. Ihr konnte es nicht toll genug zugehen.

Sie tanzte immer wieder mit dem Bräutigam. Betty war keine gute Tänzerin. Aber sie dachte an das Beste, das nur ihr beschieden war. Ihre Seele zog von Lärm und Lustigkeit fort in die köstliche, wartende Nacht. Darum saß sie so ruhig, den Duft ihres Rosenstraußes einatmend, und sah zu, wie Falzaro mit Tora tanzte. Sie lächelte ihnen entgegen, wenn sie erhitzt auf sie zukamen. Sie ermunterte sie und warf ihnen nichts vor. Heute konnte sie Toras am sichersten sein. Die Schwester war frei und wollte frei bleiben. Tora aber fühlte Falzaros Angst vor dem, was ihn bindend erwartete. Eine dämonische Freude ergriff sie darüber. Sie trieb ihn in seinen „Hafen". Er sollte es für immer auf sich nehmen, womit er vielleicht nur gespielt hatte. Sie war frei. Sie blieb frei.

Helene hatte nur einige Male mit Schülern ihres Vaters getanzt. Sie hatte keine Freude am Tanzen, obwohl sie es mit größter Anstrengung erlernt hatte. Wenn man sie aufforderte, glaubte sie stets an eine Verpflichtung junger Streber. Plötzlich war sie verschwunden und hatte sich, fern vom Lärm, in

ein Nebenzimmer gesetzt. Dort lagen allerhand Zeitschriften, in denen sie blätterte. Sie hatte sich vor dieser Hochzeit gefürchtet und fand ihre Furcht bestätigt. Bei einer Gelegenheit, welche die Äußerlichkeit der Menschen noch stärker hervortreten ließ, verlor sie den Boden unter den Füßen. Hier putzte sich alles, hier taxierte einer den andern nach dem „Glanz", den er entfalten konnte. Ein Mädchen wie Helene war nur geduldet. Sonst mied sie die Festlichkeiten der Stadt. Heute aber — die Hochzeit ihrer Schwester? Wenn sie wenigstens mit Betty, mit Tora hätte fühlen können. Aber Helene wußte, was Bettys Hochzeit bedeutete. Einen frechen Angriff fühlte sie auf geheiligte Dinge. Betty suchte noch, was sie längst hätte finden müssen. Tora kam zu keinem Vorsatz, sondern nur zur Flucht vor sich selbst.

Helene saß still, den Kopf in die Hand gestützt, am Tisch und starrte in eine Zeitschrift, ohne zu lesen. Plötzlich fühlte sie einen Mann neben sich. Sie erkannte Falzaro. „Hier bist du, Schwägerin? Aber das ist ja nichts. Hier sieht es aus, wie im Wartezimmer eines Arztes. Ich erlaube mir, dich darauf aufmerksam zu machen, daß ich heute Hochzeit mit deiner Schwester feiere!" Er sah sie lachend an, schön und siegesgewiß in seinem eleganten Frackanzug.

Helene blickte an ihm vorbei. „Das weiß ich," sagte sie bitter.

„Schon wieder der erhabene Grabeston? Komm doch tanzen! Du hast überhaupt noch nicht mit mir getanzt!"

Sie sah ihn trotzig an. „Ich tanze nicht mehr. Drei Studenten haben sich schon mit mir abgequält. Ich will nicht zum Gespött der Leute werden."

„Was heißt das? Das versteh ich nicht. Komm doch. Die Studenten können ja nicht tanzen."

„Es sieht auf keinen Fall gut aus. Und darauf kommt es an."

„Das ist ein sonderbarer Wahn bei dir . . ."

Helene biß sich auf die Lippe. Jetzt mußte sie sich in acht nehmen. „Ich tanze nicht," stieß sie nochmals hervor.

„Also gut . . . Dann unterhalten wir uns ein bisl."

„Geh doch zu Betty! Du bist hier wirklich nicht am Platz!"

„Ich bin sogar sehr am Platz. Mit Betty werde ich noch genug zusammen sein."

„Schäm dich!"

„Helene —"

„Hast du sie eigentlich lieb?"

„Das ist ja eine merkwürdige Frage. Am Hochzeitstage."

„Du könntest sie mir beantworten."

„Ich lasse mich nicht auf große Gefühle festnageln. Das hab ich noch nie getan."

„In diesem Fall ist es nötig."

„Bei guten Bürgern vielleicht. Ich kann meiner Frau nichts Besseres geben als Kameradschaft. Stehen wir uns nicht vorzüglich? Betty, Tora, du und ich? Denk mal an unsere Reise."

„Ich verzichte auf solche Gleichberechtigung. Tora tut es auch. Betty hat höhere Rechte."

„Die hat sie!" Falzaro lachte sein breites Faunslachen, das die gelben, vom Rauchen verdorbenen Zähne zeigte. Helene lachte jetzt auch. Aber sie zerknüllte mit zitternder Hand eine Zeitschrift dabei.

Sie wurden von Tora unterbrochen, die Arm in Arm mit Peter Kugleut erschien. Tora glühte. Ein Sektschwips machte ihre innerste Natur frei. „Hier seid ihr! Kommt doch hinüber! Da gibt es Moët Chandon! Ich kenne Papa nicht mehr! Er wird immer splendider! Ich versichere und schwöre euch, daß er eben Frau Doktor Froheimer auf dem Schoß gehabt hat!"

„Aber Tora! Das ist doch nicht möglich!"

„Doch, Lene! Die sitzt übrigens bald auf dem Schoß! Jetzt gib mir mal eins auf den Mund — ich weiß nicht mehr, was ich rede! Na, Papa ist 58 — da geht es schon!"

„Er gefällt noch immer den Damen," sagte Falzaro sarkastisch.

„Still jetzt, Tora!"

„Lene geniert sich! Und der Herr Privatdozent weiß nicht, ob es sich mit dem ‚Respekt' verträgt!" Tora tippte auf Peter Kugleut, den sie noch immer untergefaßt hielt. Der arme Peter wußte nicht, was er aus der ungewohnten Gunst machen sollte. „Sie sind zu ehrsam! Sie sind viel zu solide! Aber nett ist er!" Mit dieser naiven Entdeckung wandte sie sich plötzlich zu den anderen. Falzaro lachte laut auf. „Nur

mit dem Tanzen geht es noch nicht! Kommen Sie, wir probieren noch mal!"

Peter sträubte sich, aber es half ihm nichts. Tora drehte ihn herum, und es war ein hübscher Anblick: der plumpe bäurische Mann und das schlanke Mädchen. Falzaro ließ die leuchtenden Augen nicht von Tora. Da stand Helene auf und brachte die anderen dazu, mit ihr zu Betty zu gehen.

Mit schimmernden Augen kam die Braut auf sie zu. „Kommt ihr endlich? Ich hab es inzwischen schwer gehabt. Justizrat Gabriel hat sich zu mir gesetzt und hat mir ein Dutzend Geschichten erzählt. Ich konnte nicht mal lachen — denn erstens spricht er so undeutlich, und zweitens hab ich heute wirklich keinen Sinn für Geschichten."

Man setzte sich zusammen. Helene, die von Bettys Harmlosigkeit ganz betroffen war, sah staunend mit an, wie Falzaro zu seiner Braut überging. Tora existierte nicht mehr für ihn. Er strebte mit voller Wesenskraft auf die kommende Nacht zu. Nur Betty, der Erschauernden, galt alles, was er tat und sagte. Soviel Inbrunst konnte unmöglich gespielt sein. Helene wurde wieder beirrt. Sie glaubte Falzaro tiefes Unrecht getan zu haben. Ein Abschied kam, als das Brautpaar heimlich verschwand, nicht minder bewegt und schicksalsvoll, als bei den Hochzeitsfesten bürgerlicher Liebe.

Drittes Kapitel

Als das junge Paar von einer Reise nach Wien und Venedig zurückgekehrt war, entschloß sich Bernd Brahe überraschend, wie immer, die Verhältnisse nach seinem Maßstab zu ordnen. Er räumte seiner Tochter einen monatlichen Zuschuß ein, der freilich für einen Beamten, nicht für Falzaro ausreichte. Nach dieser pekuniären Hilfe zog sich Brahe ein für allemal zurück. Betty tröstete ihren Gatten. Sie bat ihn, geduldig zu sein. Hatte der Vater soviel gegeben, so würde auch noch weiteres folgen. Aber gerade die kleinen Zugeständnisse, die „Almosen", wie Falzaro sie nannte, empörten ihn. So kam er nicht weiter. Seine Gläubiger hatten allmählich den Unterschlupf entdeckt und begannen mit erneuten Kräften die Treibjagd. Noch gelang es Falzaro, sie auf seinen reichen Schwiegervater zu vertrösten. Aber wie lange nützte dieser Kredit? Allzu bekannt war es, was man von dem unerbittlichen Geiz des Professors erwarten konnte. Sein Alter hatte keine Bedeutung. Er war kerngesund in seiner zähen Zwerghaftigkeit.

Einen großen Schritt vorwärts tat Falzaro. Er brachte einen befreundeten Bankbeamten zu der Indiskretion, ihm die tatsächliche Vermögenslage des Professors zu verraten. Brahe hatte nicht gelogen. Er besaß wirklich eineinhalb Millionen Mark. Mit pochendem Herzen empfing Falzaro diese Gewißheit. Bettys war er sicher. Tora und Helene sollten ihm auch nicht

entgehen. Er träumte sich tief in die erlösende Zukunft hinein. Millionär! Endlich einmal erfüllt, was ihn durch all sein Irren verfolgt hatte! Ein freier Mann, ein Beherrscher des Lebens! Aber das Leben war es, was ihn in Fesseln hielt. Ein Menschenleben, ein einziges, zähes, häßliches: Bernd Brahe! Er saß wie ein unsterblicher Gnom auf seinen verborgenen Schätzen. Ratlos stand Falzaro vor dieser Übermacht.

Dank den Zuschüssen ihrer reichen Tante in Finnland sorgte Betty dafür, daß Falzaro der vorbildliche Elegant der Stadt wurde. Kleider machten Leute in Eschenburg. Aber man traute sich auch sonst nicht, über Falzaro die Nase zu rümpfen. Er hatte eine dämonische Kraft, stets etwas Großes von sich erwarten zu lassen. Wer mit ihm sprach, fühlte sich bereichert. Sobald er angreifbar wurde, hatte er schon einen neuen Trick bei der Hand, der ihn imponieren ließ. Der wirksamste wurde sein abessinischer Orden. In Eschenburg blühte das edle Weidwerk der Ordensjagd. Wer ein buntes Bändchen ins Knopfloch bekam, konnte viel Unbill an seinen Mitbürgern rächen. Plötzlich hieß es, Josef Falzaro habe in Anerkennung seiner hohen Verdienste um das Projekt der Dschamela-Bahn vom Kaiser von Abessinien einen Orden erhalten. Beim nächsten Vereinskonzert sah man den Dekorierten neben seiner glückstrahlenden, jungen Frau. Um sich vor den Eschenburgern mit seinem Orden zeigen zu können, ließ der unmusikalische Falzaro drei Sinfonien über sich ergehen. Das war aber auch ein Orden — der lohnte sich. Ein großes, goldenes Kreuz, frei auf

der Brust zu tragen. Auf jedem Flügel des Kreuzes ein leuchtender Stein, natürlich ein Diamant. Man verstand sich in Eschenburg nicht auf die abessinischen Orden und fragte den würdevollen Besitzer eifrig nach dem Namen seiner Auszeichnung. Ehrfürchtig wurde die Auskunft weiter getragen. Falzaro hatte „das Kreuz der Wahrheit und der sieben Geheimnisse des Apostels“ erhalten.

Das Kreuz der Wahrheit ... Bernd Brahe ließ es sich zeigen. „Simili,“ murmelte er, als er die Diamanten prüfte. Falzaro schien es zu überhören. Dann schüttelte der Professor sich kichernd. „Wie heißt denn der Gesandte von Abessinien, der Ihnen den Orden im Auftrage Seiner Majestät überbracht hat? Levy Pascha? Wohnt er in der Siegmundgasse?“ Das war die Trödlergasse von Eschenburg.

Falzaro verzog keine Miene. „Die Gesandtschaft in Berlin hat mir den Orden geschickt. Ich muß jetzt hinauffahren, um mich zu bedanken.“

„Grüßen Sie schön von mir!“ —

Allmählich wurde die Stellungnahme Brahes zu seinem Schwiegersohne doch so, daß ein Zusammenleben unmöglich war. Der Vater hüllte sich ganz in giftigen Spott ein. Er wurde immer geiziger und gab auch allmählich das Letzte auf, was das Leben seiner Kinder bereichert hatte: er reiste nicht mehr. Er blieb in seinem Studierzimmer. So ergab es sich von selbst, daß Tora zu dem einzigen Element hinstrebte, das für sie noch Jugend bedeutete. Sie war täglich Gast in Bettys Heim. Oft kam auch Helene hinüber. Mochte die

Einsamste der Brahetöchter es sich eingestehen oder nicht — sie konnte sich von Falzaro nicht losmachen. Licht und Wärme, ohne die auch sie nicht leben konnte, schienen mit ihm zusammenzuhängen. Eine laute, zuweilen zynische Heiterkeit war es, die an den Abenden bei Betty herrschte. Aber es war doch eine Heiterkeit. Die Geister kamen zum Vorschein. Junge Körper blühten auf. Das ertötende Einerlei bei dem weltverachtenden Greise war überwunden.

So wurde ein plötzlicher Reiseplan Falzaros nicht nur von Betty mit Begeisterung aufgenommen — auch Helene und Tora schlossen sich an. Falzaro wollte mit Frau und Schwägerinnen nach Paris fahren. Brahes Töchter sollten zum erstenmal die Stadt ihrer Sehnsucht genießen, denn der kurze Aufenthalt mit dem Bräutigam war durch Brahes Anwesenheit verkümmert worden. Nun rüstete man sich. Sogar Helene versprach sich einen Aufschwung. Möglich wurde die Reise für die ganze unternehmende Gesellschaft freilich erst durch Tante Hjördis in Finnland. Tante Hjördis Venerborg bewahrte der früh verstorbenen Frau Brahe treue Schwesterliebe. Betty, das schöne Ebenbild der Toten, war ihr Liebling. Sie entschloß sich, auch nach Paris zu kommen, um Bettys Gatten kennen zu lernen. Von dieser Bekanntschaft versprach sich Falzaro viel. Tante Hjördis war fast ebenso reich wie Bernd Brahe.

Sie schickte Geld, und die lustigen Reisenden zogen los. Am Pariser Bahnhof empfing die Tante ihre Schützlinge. Frau Hjördis Venerborg war eine hoch gewachsene, männlich wirkende Dame mit kurzge-

schnittenem, eisgrauem Haar und deutlichem Schnurrbart über den festen Lippen. Sie war Karikaturenzeichnerin, und ihre Arbeiten wurden von Pariser Witzblättern sehr begehrt. Wenn sie eine neue Bekanntschaft ansah, funkelte immer in ihren Augen etwas, was deren Umrisse schon als Karikatur zeichnete. Falzaro gefiel ihr und schien sogar ihren Spottrieb einzuschüchtern. Er hatte den einzigen Mannestyp, der ihr viel zu schaffen gemacht. Lachend ließ sie sich von ihm erzählen, welche Miene Bernd Brahe zu der kühnen, selbständigen Reise seiner Kinder gemacht habe. „Das geschieht ihm recht!“ rief sie. „Er denkt immer, er kann euch in die Kommode legen! Wenn es ihm Spaß macht, guckt er mal nach, sonst läßt er euch liegen und verstauben! Junge Mädels! Gotteslästerung! Na, Betty hat ja geheiratet! Aber nun müßt ihr es auch tun — Tora und Lene! Ich bin böse, wenn ihr nicht als Bräute nach Eschenburg zurückkommt!“

Um Helenes Lippen zuckte ein trauriges Lächeln. Tora aber lachte hell auf und hängte sich an Tante Hjördis' Arm. Es war ein schrilles Lachen, das nicht aus dem Herzen kam. Die Tante sah Tora betroffen von der Seite an. Dann glitten ihre klugen Augen von ihr auf Betty und Falzaro. —

Nach den ersten Genußtagen, die Tante Hjördis' Reichtum in Paris hervorzauberte, kamen stillere. Frau Venerborg arbeitete, und Falzaro war mit seinen industriellen Verbindungen beschäftigt. Er hatte ein Automobil gemietet und blieb oft Tage lang fort. Wenn er ins Hotel zurückkam, erzählte er viel von

den einflußreichen Persönlichkeiten, die er auf ihren Besitzungen besucht habe. Der Bau der Dschamela-Bahn sei gesichert. Betty benützte die Abwesenheit ihres fleißigen Gatten, um sich mit Tante Hjördis über ihn auszusprechen. Diese Aussprache gipfelte in der Bitte, Falzaro selbständig zu machen, ihn vor dem Geiz Bernd Brahes endgültig zu schützen. Frau Venerborg saß in ihrem Atelier und zeichnete an einer altmodischen Bürgersfrau mit wolligem Schafskopf. Während sie ihrer Nichte zuhörte, trachtete sie intensiv nach dem Gelingen der Tierkarrikatur. Dann schüttelte sie ihr graues Haupt und richtete die klugen Augen auf Betty: „Soviel ich auch deinetwegen täte, liebes Kind — ich muß es mir noch reiflich überlegen. Ob ich etwas Gutes damit tue nämlich. Zum Schornstein fährt genug bei mir hinaus — aufs Geld kommt es mir nicht an. Aber deinetwegen. Ob es für dich nicht besser wäre, wenn man Herrn Falzaro knapp hielte . . .“

„Ganz im Gegenteil, Tante!“ rief Betty lebhaft. „Josef ist ein Mensch, der überhaupt erst zur Entfaltung seiner Kräfte kommt, wenn er endlich die Mittel in Händen hat!“

„Erst muß ich wissen, was in ihm steckt. Ich sehe gewiß vieles als Vorzug bei ihm, was andern Leuten als Fehler erscheinen mag. Aber das Amüsante an ihm genügt mir nicht. Zum wirklichen Leben gehört mehr. Laß mich über sein Material klar werden, Betty — dann helf ich ihm auch weiter, soweit ich's für gut halte.“

Betty hielt diese Antwort der Tante für äußerst günstig und beeilte sich, sie Falzaro, der erst am frühen Morgen aus Fontainebleau zurückkehrte, zu überbringen. Falzaro nickte schwer. Er war berauscht und schien nur halb zu verstehen. „Tantchen kriegen wir schon," sagte er mit lallender Zunge. „Tantchen soll nicht zu vorsichtig sein. Wir kriegen überhaupt alle . . ." Er wandte sich von seiner jungen Frau ab und schlief bald ein. Betty saß noch lange an seinem Lager. Mit pochendem Herzen betrachtete sie ihn. Nicht das Schöne seines dunklen Kopfes bannte sie heute. Im Rausch, den er ausschlief, hatte er etwas Grobes und Häßliches. Sein Nacken war stierhaft, die roten, gespreizten Hände konnten in der Wut erwürgen. Das sah Betty heute erst. Es ließ sie nicht los, auf ihn zu blicken, mit neugieriger, bebender Furcht. —

Beim „Grand prix" in Longchamps tat sich Falzaro wieder mit Tante Hjördis zusammen. Hier mußte die Kasse der Frau Venerborg in Kraft treten. Aber es erwies sich auch, daß Falzaro wirklich vornehme Verbindungen hatte. Auf der Tribüne, dicht neben der Präsidentenloge, traf er seine Bekanntschaften und stellte die Damen ihnen vor. Mit Hjördis Venerborg konnte er renommieren — die alte Künstlerin war berühmt. Betty empfand es in ihrem Stolz auf Falzaro gar nicht, daß er seine Gattin gegen die jüngere Schwägerin zurückstehen ließ. Sie wußte, daß Tora in ihrer entzückenden Frühjahrstoilette besser aussah als sie. In wunderlicher Selbstvergessenheit freute sie sich, daß die Pariser ihre flüssigen Komplimente bei der Schwester anbrachten.

Helene fühlte das mit tiefer Empfindlichkeit. Nicht um ihrer selbst willen. Sie haßte nur das Buhlen Falzaros um alle schlechten Instinkte. Er unterstützte das heimliche Urteil: seine Frau scheint dumm zu sein, und mit seiner Schwägerin wird er ein Verhältnis haben. Helene hielt sich auf der Tribüne ganz zurück. Die Schroffheit ihrer Haltung genügte, die Pariser über sie fortsehen zu lassen. Das wollte sie. Sie fühlte sich als Disharmonie, sie störte dieses zierliche Gefüge. So begrub sie ihren Pariser Traum. Trotzdem achtete sie scharf darauf, ob Falzaro nicht den notwendigsten Takt verletzte. Sie stand dabei, während er mit eleganten Frauen in Konversation verwickelt war. Er hatte die Tante, Betty und Tora hineingezogen. Helene ließ er unbeachtet. Wie eine Fremde, wie ein Dienstmädchen. Dabei hatte er bei der Fahrt nach Longchamps an sie am meisten das Wort gerichtet. Sie amüsierte ihn oft mit ihrem herben Humor, sie hätte auch hier am meisten „Geist" entwickelt. Wie gern war sie doch witzig, um ihm zu gefallen — jetzt ertappte sie sich dabei. Sie hatte sich auch von ihm überreden lassen, als Modedame nach Longchamps zu fahren. Sie! — Und nun — nun ließ er sie stehen. Nun schämte er sich ihrer. Da wandte sich Helene ab und verließ die Tribüne. Sie fuhr in die Stadt zurück, während die kolossale Menschenmenge hinter ihr den Kampf um den „Grand prix" umjohlte.

Helenes Abwesenheit fiel zuerst Tante Hjördis auf. Sie war besorgt und drang darauf, daß man nach dem Rennen sofort ins Hotel zurückkehrte. Betty und Tora

glaubten nur an eine Laune Helenes. Falzaro war schweigsam. Im Hotel fand man Helene nicht, aber einen Brief von ihr. Sie sei abgereist und kehre weder nach Paris, noch nach Eschenburg zurück. Nach England wolle sie hinüber, um dort eine Stelle als Erzieherin zu übernehmen. An der Entwicklung eines jungen Menschenkindes mitzuarbeiten — das sei die richtige Aufgabe für sie. Dem Vater werde sie alles brieflich auseinandersetzen ...

Tante Hjördis war von Helenes Brief bewegt. Als sie Tora aufschluchzen hörte, wandte sie sich rasch an diese: „Verstehst du das?"

„Ja, Tante! Ich wollte, sie hätte mich mitgenommen!"

Frau Venerborg schüttelte ihren grauen Kopf und sah verstohlen zu Betty hinüber. Die junge Frau ließ ihren Blick nicht von dem Gatten, als wollte sie von ihm eine Aufklärung hören. Falzaro aber pfiff mit unergründlicher Miene vor sich hin. „Gouvernante will sie werden," murmelte er. „Schad' um sie. Ein gescheiter Kopf. Aber total ohne Flügel geboren." Mit diesen Worten ging er hinaus. —

Abends kam Tora ganz erfrischt an die Tafel, wo schon die Tante und Betty saßen. Falzaro fehlte. Tora trug einen neuen Hut, der ganz aus dunkelroten Rosen geflochten war. Sie sah verführerisch aus. „Morgen früh fahren wir nach Amiens," erzählte sie heiß und vergnügt. „Du entschuldigst uns doch, Betty? Josef will den Baron de Trumolles besuchen. Du bist ja nicht für Automobilfahrten."

„Fahrt nur," sagte Betty ruhig. „Wann kommt ihr zurück?"

„Übermorgen abend." —

Frau Venerborg richtete es so ein, daß sie Betty heute noch allein sprach. „Warum läßt du deinen Mann mit Tora über Land fahren? Das gefällt mir nicht. Das solltest du vermeiden, Betty."

Betty sah sie groß an. „Aber es ist doch Tora, Tante!"

„Nun ja, ein junges, heißblütiges Mädel. Und dein Mann ist offen gestanden nicht der richtige Schutzgeist für sie."

„Bitte, sprich so etwas nicht aus, Tante. Josef braucht man freilich nicht zu trauen. Aber Tora — auf die kann ich mich verlassen."

„Ist das nicht ein großes Unrecht an deiner Schwester?"

„Was? Sie will es ja selbst!"

„Du solltest sie davon zurückhalten!"

„Ach, weißt du, Tante, wir Mädel haben so wenig vom Leben gehabt — und außerdem, Josef muß immer von mehreren Seiten gefesselt werden. Es ist doch gut, daß ich mir darüber klar bin, Tante. Ohne ihn könnt ich nicht leben ... Da laß ich ihm Tora. Er will auch nichts von ihr ..."

Frau Venerborg sah mit schwerem Blick vor sich hin. Dann trat sie ans Fenster, das einen Blick auf das nächtige Paris bot, mit seinen Lichtblitzen auf endlosem Dunkel. „Ihr seid sonderbare Geschöpfe. Jetzt begreife ich auch, warum Lene so plötzlich davongelaufen ist."

„Lene flieht immer vor sich selbst, Tante.“ Betty war aufgestanden und hielt mit zitternder Hand ihr Weinglas umspannt.

„Nein, mein Kind. Ich glaube, daß sie sich selber sucht.“

Viertes Kapitel

Tora und Falzaro hatten auf ihrem Automobilausflug eine aufregende Nacht voll wilder, seltsamer Schönheit zu bestehen. Sie waren an einem drückend heißen Vormittag nach Amiens gefahren und verließen die Besitzung eines reichen Industriellen nachmittags, um abends wieder in Paris zu sein. Schon auf der Hinfahrt hatte Tora Bedenken gegen den Chauffeur geäußert, der ihr nicht nüchtern und als ein leichtfertiger Bursche erschien. Aber Falzaro hatte sie beruhigt und mit seinem Übermut in eine Stimmung gerissen, die nur auf die Schönheit des freien Tages achtete und nur in der eigenen, trunkenen Liebe Gefahr empfand, nicht in der Willkür einer fremden. Der Schloßherr in Amiens warnte vor dem drohenden Gewitter und lud seine Gäste mit aller französischen Liebenswürdigkeit ein, bei ihm zu übernachten. Falzaro wollte darauf eingehen, aber Tora sträubte sich. Sie dachte an Betty. Wenn sie mit Falzaro die Nacht fortblieb, könnte die überreizte Schwester plötzlich in eine Krisis geraten. Sie selbst fühlte sich sicher, aber sie

wollte eine derartige Probe ihres Zusammenseins mit Falzaro nicht erst aufkommen lassen.

Nach dem Diner fuhr man fort. Der Chauffeur, der sich bei dem Küchenpersonal des Schlosses rasch beliebt gemacht hatte, schien nicht weniger und nicht schlechtere Weine getrunken zu haben als die Herrschaft. Er sang und pfiff und kam mit seinem Wagen gar nicht in Ordnung. Falzaro schimpfte und warf dem Burschen in seinem Zorn allerlei italienische Grobheiten an den Kopf. Aber der fidele Chauffeur verstand sie nicht. Nur als er immer wieder „Bestia!" hörte, war er beleidigt und fuhr nun stumm, mit dunkelroter Miene, die Straße nach Paris. Er schien eine tiefe Wut über den groben Herrn zu bekämpfen. Dumpf meldete sich auch immer wieder in seinem trunkenen Gehirn das Verantwortungsgefühl, das die halbe Seele des Chauffeurs ist. Er fuhr in rasendem Tempo. Falzaro beschwichtigte Toras ängstliche Bitten. Das Gewitter drohte in schwarzen Wolkenballen am Horizont. Man fuhr ihm auf diese Weise vielleicht davon und kam nach Paris, bevor ein Tropfen fiel.

Doch das Wetter war schneller. Schon sang der leise, höhnisch klagende Wind. Schon dunkelte es ringsum, und über dem Waldsaum lag zerzaustes Ringen und Warten. Ein tiefes Murren, dann ein greller Strahl aus schwefelgelber Wolkenwand. Donnerkrachen, ungeheurer Aufruhr. Das Gewitter brach los. Wie mähte der Platzregen das junge Getreide nieder. In kranker Farbenschönheit wogte alles durcheinander. Tora verlor ihre Furcht und sog mit Entzücken das Wunder

der Natur ein. Falzaro freute sich an ihr, und seine brennenden Augen näherten sich immer mehr dem Antlitz der Schwägerin. Sie schien nicht darauf zu achten. Sie war nur selig, mit den Elementen einmal ganz verschwistert zu sein. Zuweilen regte sich noch die Bitte in ihr, daß der tolle Chauffeur langsamer fahren möge. Es ging wie in die Hölle. Nasser Sand, spitzige Steinchen umwirbelten Tora. Der Regen prasselte auf das Ledergezelt und fand allmählich Einlaß zu den fahrenden Menschen, sie durchnässend. Ein heißer, duftender Dampf war alles. Frühlingsgewitter! Aber Toras Wunsch wurde machtlos. Sie ließ sich gradeswegs zum Teufel fahren. Als sie Falzaros Hand an der ihrigen fühlte, sie plötzlich stark und fest umpackend, ließ sie es geschehen. Sie glaubte einen Halt an ihm zu haben — mochte nun geschehen, was wolle.

Plötzlich schleuderte der Wagen. Tora schrie auf, sie hielt sich an ihrem Begleiter. Aber das Automobil rannte gegen einen Baum, und Tora fühlte sich wie von unsichtbaren Händen ergriffen, geworfen, weit, gleich einem Kinderball. Ihr Sturz war trotzdem sanft. Sie fiel in einen Graben, der mit dürren Winterblättern gefüllt war. Als sie aus ihrer Betäubung erwachte, sah sie Falzaro über sich gebeugt. Er blutete an der Stirn, schien aber auch nicht wesentlich verletzt zu sein. Als er sich von Toras Unversehrtheit überzeugt hatte, lachte er hell auf und rief: „Das ist noch gut gegangen!"

„Wo ist denn der Chauffeur?"

„Den habe ich tüchtig durchgeprügelt, aber nur soweit, daß er noch bis ins nächste Dorf laufen konnte.

Er wird uns irgendeine Karre bringen, die uns bis an die Bahn fährt. Das ist ein Abenteuer, Tora! Merkwürdig, daß wir am Leben geblieben sind. Aber wir beide sind eben für etwas Besseres aufbewahrt! Ist ja nicht auszudenken! Herrgott, du!! Ein Glied, ein Fingernagel nur von dir verletzt! Das durfte ja nicht sein!"

„Sei ruhig, Josef — bitte ... Du blutest? ..."

„Ist nicht schlimm!"

„Ich binde dir mein Tuch um."

„Danke, danke. Nun hat man doch das Schönste davon."

„Josef! ... Was ist mit dem Automobil?"

„Gewesen. Aber ich bezahl es nicht. Herr Menier in Paris soll sich anständigere Chauffeure halten."

Tora richtete sich mit Falzaros Hilfe auf. Da lag der zertrümmerte Wagen dicht bei ihr. Wie schrecklich. Es war wirklich ein Wunder, daß sie unverletzt geblieben war. Sie sah sich um. Die Kraft des Gewitters war gebrochen. Alles lag in einem märchenhaften, violetten Dämmer. Die dampfenden Felder, der durchnäßte, schwere Wald. Schon rang sich durch Wolkenrisse der Mond und tröstete die wirren, geängstigten Herzen.

„Ich bin ganz frisch," sagte Tora, Falzaros Blick ausweichend. „Wenn es dir recht ist, gehen wir die Straße weiter, bis wir den Wagen treffen. Das Automobil ist ja ein trostloser Anblick. Ich wär ihn gern los!"

„Gut!" rief Falzaro. „Gehen wir! Aber du mußt mir deinen Arm geben!" „Das ist nicht nötig!"

„Tora, deine Kameradschaft!“ Sie sah ihn beleidigt lachen, fühlte sich beschämt und gehorchte. So gingen sie, Arm in Arm, die aufgeweichte Straße entlang, erfrischt und mutig, nicht wie Verunglückte.

„Warum kann es nun nicht immer so bleiben?“ fragte Falzaro plötzlich leise. Ein Seufzer rang sich aus seiner Brust, wie Tora ihn noch nie vernommen hatte. Sie erschrak und antwortete schnell: „Wie wird sich Betty freuen, daß dir nichts geschehen ist!“ Er biß sich auf die Lippe. „Betty?“ flüsterte er finster. „Ja . . . Sie sorgt sich immer um mich. Mir soll nie etwas geschehen, damit sie mich ewig behält. In ihrem Käfig. Draußen im Freien ist es gefährlich . . . für Betty.“ „Sprich doch nicht so, Josef,“ stieß Tora hastig hervor. „Du tust mir weh. Das ist undankbar. Das ist schlecht von dir.“ „Und wenn es nun so wäre, daß ich noch nie Gelegenheit hatte, dankbar und gut zu sein? Weil mich das Schicksal hin und her geworfen hat, ausgenützt, mißbraucht von den menschlichen Bestien?!“

Er brach ab. Was war das? Ernster Schmerz und tiefes Ringen. Aber sie durfte es niemals gelten lassen. Es durfte nie mit einem Ton zu ihr herüberklingen. „Was willst du denn, Josef? Betty hat dich doch lieb?“ „Lieb!“ schrie er plötzlich, und sie glaubte zum erstenmal den wahren Falzaro zu hören. „Man soll mich nicht lieb haben! So nicht! So hündisch! So tyrannisch! Mit Handschellen und ewigen Gesetzen! Verantwortung jede Stunde! Das bin ich nicht! Das kann ich nicht! Ich habe mich nicht mit Deutschland

verheiratet! Mit seinen sämtlichen Bibeln und Skrupeln und Instituten! Ich muß frei sein!“ „Josef, weißt du denn gar nicht, was du an Betty hast?“ „Ja, das weiß ich jetzt! . . . Aber mißversteh mich nicht, liebe Tora — ich weiß auch, daß deine Schwester ein gutes, vornehmes Geschöpf ist. Viel zu schade für mich, in mancher Beziehung. Ich bin nur ein wildes Unkraut. Ich bin der natürliche Sohn eines Edelmannes! Aber der natürliche! Siehst du, das ist es! Da hast du die ganze moralische Verkehrtheit der Welt! Dieser blöden, aufgeblasenen, nichtsnutzigen ‚Kulturwelt‘! Man stößt mich, man treibt mich aus der Reihe, wo ich mich auch anstelle! Wie deine Schwester Lene! Obwohl ich grade gewachsen bin, Gott sei Dank! Irgendwie bin ich aber für die Bande da draußen nicht grade gewachsen! Irgendwie soll ich mich schämen und verstecken! Aber den Gefallen tu ich ihnen nicht! Ich setze mich durch! Trotz ihrer muffigen Moral! Trotz deinem Vater! Ja, dein Vater, Tora — das ist mein größter Feind! Der schielt immer auf meine Schwäche! Und Betty — ist auch mein Feind, weil sie nur meine Schwäche sieht! Lene — die Arme! Die flieht vor mir und flieht in Wahrheit vor sich selbst! Du bist die einzige — du, Tora — vor dir kann ich sein, wie ich bin!“ „Ach, könntest du's doch, Josef!“ kam es da unwillkürlich von Toras Lippen. „Das ist ja das Einzige, was ich mir wünsche!“ Er horchte auf, und es loderte in seinen Augen. „Versteh ich dich recht? Du wünschest es dir? Du läufst also nicht nur neben mir her? Du bist mein Kamerad? Du willst mich

kennen lernen und mich schätzen, so wie ich bin, und wie ich mich — —"

„Laß mich, Josef! Laß meinen Arm los! Bitte! Ich will dich als Menschen endlich einmal kennen lernen! Ich verberg es dir nicht mehr — ich habe dir nie geglaubt! Aber jetzt ist die Stunde — da hab ich das Gefühl — jetzt darf ich dir glauben!" „Ja, Tora! Du einziges, du wunderbares Weib! Jetzt ist die Stunde! Wir sind allein! Mein Liebstes, Schönstes! Sei doch einmal frei in deinem Gefühl! Erbarme dich doch! Erhebe mich! Wir wollen beide freie Menschen sein! Mit dir kann ich durchdringen!"

Sie riß sich los. Schon knarrte ihnen der Bauernwagen entgegen, dessen Rosse der Chauffeur, beschmutzt und hinkend, die Straße entlang führte. Tora war erwacht. Sie starrte den Schwager in seiner namenlosen Gier und Erregung feindselig an. Sie zerstörte mit letztem Entschluß das Band zwischen ihnen. „Du mißverstehst mich!" rief sie mit glühender Empörung. „Du hast mich immer mißverstanden! Jetzt weiß ich es! Jetzt kenn ich dich! Soweit bin ich nun!" „Soweit! Soweit!" Er ballte die Faust und lachte höhnisch. „Ja, jetzt kenn ich dich auch! Euch alle! Aber Tora! Es kann ja nicht sein! Soll ich dich so kennen?" „Josef! Ich bin Bettys Schwester!"

„Weiter nichts?!" Da hörte sie einen Ton aus seiner Kehle, tief und weh, wie das Stöhnen eines tödlich verwundeten Tieres. Das erschütterte sie, das riß sie herum, ihr ganzes Gemüt. Aber sie wehrte sich noch und schwieg, es durfte nicht wahr werden. Entschieden

blieb es zwischen ihr und ihm. Der Wagen hatte sie erreicht, sie stiegen mühselig hinauf. Sie hockten schweigend und fröstelnd, Schulter an Schulter, bis sie zur Bahnstation gelangt waren. Auf der Fahrt nach Paris sprachen sie kein Wort mehr. Tora sah in den Sternenhimmel empor und schauderte immer wieder, wenn der Ton, den sie vernommen hatte, in ihr Gedächtnis kam. Falzaro starrte ins Leere. — —

Tora kam von dem Ausflug nach Amiens in tiefer Depression zurück. Auch Falzaro machte einen verstörten Eindruck. Betty beobachtete die beiden in steigender Angst. Sie sah Tora von Falzaro beleidigt und wußte sofort, was sie immer erwartet hatte: Die Schwester konnte ihm nie verfallen. Aber ihre quälende Sorge war es nun, daß ihr Mann den ewig aufrüttelnden Lebensgeist Toras verlieren würde. Daß Feindschaft zwischen ihnen entstehen könnte, wo Betty Kameradschaft gewollt. Sie traute sich seit ihrem letzten Gespräch nach Helenes Flucht nicht mehr, Tante Hjördis ihr Leid zu klagen. Sie spürte jetzt eine vorsichtige Zurückhaltung der Tante, etwas, das einer Erkaltung ihres hilfsbereiten Herzens gleichkam. In Paris wurde es nun für Betty unerträglich. Das kostspielige Leben, das man sich angewöhnt hatte, dankte man Frau Venerborg, aber seine Genüsse wurden vergällt, sobald die Spenderin sich unbehaglich fühlte. Falzaro war mürrisch und immer schwerer zu behandeln. Seine Weltmannshaltung trug er, namentlich der Tante gegenüber, weiter zur Schau, aber man konnte nie davor sicher sein, von ihm beleidigt zu werden. Er fühlte sich

wieder in Fesseln, wieder auf ein totes Geleise gebracht. Tora sprach täglich von ihrer Absicht, Helene nach England zu folgen. Die Reisegesellschaft, die so einmütig und fröhlich aus Eschenburg fortgezogen war, schien sich in dem bösen Paris zersplittern zu sollen. Da gewann Frau Venerborg es über sich, die Haltlosen zur Fassung zu bringen. Sie teilte ihren Entschluß mit, nach Finnland zurückzukehren. Aber sie hielt es zugleich für ihre Pflicht, ihre Gäste aus Paris auch gastfrei zu entlassen. Um Falzaros Stolz zu schonen, wurde Betty mit einem kleinen Vermögen ausgestattet. Falzaro nahm sich zusammen und war mit der Rückkehr nach Eschenburg einverstanden. Betty atmete auf, als auch Tora sich zur Heimkehr bereit zeigte. Jetzt, in dem Halbweltgetriebe, das doch nur Schaum und Abglanz war, regte sich in Tora als starke Gewissensstimme die Erinnerung an ihren Vater. Brahe war in seiner menschenfeindlichen Einsamkeit zu stolz, um über das Verhalten seiner Töchter zu klagen. Er hatte sogar in einem Brief voll wunderlichen Mischmaschs seine Befriedigung über Helenes Flucht ausgesprochen. „Mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit war es ihr also nicht ernst," hieß es darin, „aber ein tüchtiger Kerl ist sie. Sie hütet sich vor Bauernfängern. Sie weiß, daß sie ein Mensch und nicht nur ein Mädel ist. Sie wird jedem Rindvieh, das sie eine alte Jungfer schimpft, in die Zähne schlagen und zum Himmel hinauf rufen: Pereat speculatio!" —

Bevor es ans Abschiednehmen ging, wußte Falzaro noch eine feierliche Rücksprache mit Frau Hjördis Vener-

borg herbeizuführen. Er leitete sie mit seinem ewigen Dank für die wundervollen Pariser Tage ein und ging dann geschickt auf seine Zukunft über. Jetzt stehe er vor der Entscheidung. Der Bahnbau in das Kupferland Dschamela sei auf dem Papier gesichert. Eine Gesellschaft erster Industriellen könne sofort gegründet werden. Die Regierungen von Abessinien, England und Frankreich würden bestimmt ihr Einverständnis geben. Das klinge alles glänzend, aber es sei nun so oft schon sein Schicksal gewesen, bis dicht an die Pforte des Gelingens zu kommen, bis dorthin, wo nur noch die rohe, materielle Hilfe einsetzen müsse. Hier aber hätten ihm wieder Trägheit und Unverstand die Zähne gezeigt. Vor einer Frau, wie Hjördis Venerborg, zu der er in wahrer Verehrung aufblicke, sei er sicher usw. Sie werde schon aus Liebe für ihre Nichte Betty, deren ganze Zukunft auf dem Spiel stehe . . .

Tante Hjördis hatte ihn mit ernster Aufmerksamkeit angehört. Aber ihre Antwort klang ausweichend. Sie interessiere sich für Falzaros Unternehmen, wie für alle kühnen Selbständigkeiten, die das Mittelmaß erst nach dem Gelingen anerkennen wolle. Aber da nur eine Beteiligung mit größerem Kapital für ihn in Frage komme, habe sie keine selbständige Entscheidung und müsse sich erst mit ihrem Rechtsfreunde in Helsingfors, dem Verwalter ihrer Familiengüter, besprechen. Sofort nach der Heimkehr solle das geschehen, und Falzaro Nachricht erhalten.

Bettys Gatte war schon versucht, Tante Hjördis auch um ein kleineres Kapital, nach dem sie den Rechts-

freund nicht erst zu fragen brauchte, zu bitten, aber er besann sich und war von der Antwort der würdigen Dame befriedigt. Er hatte in seinem Leben mit soviel unzuverlässigen Menschen zu tun gehabt, daß ihm die halbe Zusage eines ehrenfesten schon als ganzes Wort galt.

In Eschenburg sollte er freilich aus seinem Pariser Traum bald erwachen. Frau Venerborg hielt zwar Wort und schrieb schon nach wenigen Tagen. Aber ihr Brief war eine Absage. Sie könne sich nach der Rücksprache mit ihrem Rechtsfreunde doch nicht zur Erwerbung von Dschamela-Aktien entschließen. Im übrigen dürfe Betty für immer ihres Beistandes gewiß sein. Das war deutlich. Falzaro trug die Enttäuschung lange, wie einen nagenden Wurm, herum. Das Ziel war ihm abermals zugemauert worden. Er versagte — immer wieder. Kriecherische Sattheit kam vorwärts — ein trotziges Temperament mußte hungern. Von neuem sah er all sein Zukunftshoffen auf Bernd Brahe gestellt. Er fürchtete sich im Innersten davor. Er fühlte, daß es ihm und allen, die mit ihm verbunden waren, nicht gut tat. Brahe war sein Feind, Brahe wollte vielleicht die letzte Zuflucht für Falzaro werden, um ihm desto vernichtender die Weigerung entgegenzuschleudern. Zufällig belauschte Falzaro in diesen Tagen aus dem Nebenzimmer ein Gespräch Toras mit ihrem Vater. Tora hatte sich offenbar für ihren Schwager eingesetzt — das freute Falzaro mehr als alle Liebesbeweise seiner Frau. Bald aber mußte er etwas hören, was ihm siedenden Grimm in die Adern trieb.

„Tante Hjördis hat ihn doch sitzen lassen, nicht wahr? Ich hab mir's gleich gedacht. Tante Hjördis ist ein komischer Kerl. Du verehrst sie, Tora — meinetwegen. Ich tu es auch, bis zu einem gewissen Grade. Aber sie weiß doch nicht, was sie will. Ich war für sie immer der einsame Klopfspecht, der Nörgler, der niemals gerecht sein kann. Immer hat sie sich mit ihrer frohen Selbständigkeit gebrüstet und über mich gelacht. Aber wenn ihr ein Kerl, wie Falzaro, begegnet, weiß sie nicht, was sie tun soll. Da kommt sie zu mir. Schreibt mir aus Paris einen langen, wehleidigen Brief voll Weibergeschichten und bittet mich um Auskunft, da ich doch Herrn Falzaro am längsten kenne. Na, meine Auskunft kannst du dir vorstellen. Ich habe Tante Hjördis 100000 Kronen gerettet."

„Mir ist es auch nicht verständlich, warum sich Tante Hjördis an dich gewandt hat," sagte Tora leise. Dann brach sie ab, denn sie sah erblassend Falzaro, der plötzlich ins Zimmer getreten war. Sie ahnte, daß er das Gespräch mitangehört hatte. Bernd Brahe aber begegnete dem Blick seines Schwiegersohnes mit kaltem Lächeln. Es war ein furchtbarer Blick, den Tora nicht mehr vergessen konnte. —

Diesmal blieb Falzaro nicht lange in Eschenburg. Irgendein geheimnisvoller Pump hatte ihm Mittel verschafft, um zu reisen. Betty vermochte ihn nicht festzuhalten. Ohne Toras Beistand wäre sie jetzt der Verzweiflung nahe gewesen. Sobald Falzaro fort war, glaubte sie ihn verloren. Es war unmöglich, Betty das Selbstvertrauen zu geben, das in die Ferne wirkte.

Sie sah, indem sie ihr eifersüchtiges Herz marterte, mit Falzaros Augen. Sie war sich selbst die Blasse, Reizlose, Ohnmächtige. Draußen, im Unbekannten, wohnten die Dämonen, die Falzaro riefen. Bei ihnen war er daheim. Wenn sie ein Kind von ihm gehabt hätte. Aber dafür regte sich keine Hoffnung. Betty verschloß sich in Einsamkeit. Sie wollte nicht von den Blicken der Eschenburger Philister getroffen werden. Tora blieb bei ihr. Immer wieder las Betty in ihren Zügen. Ja, sie war rein. Sie litt unter Falzaro, aber sie gehörte ihm nicht.

Unbekannt blieb, wohin Bettys Gatte sich wandte. Ebenso plötzlich, wie er verschwunden war, tauchte er wieder auf. Bei Nacht und Nebel vor dem Lager seiner Frau erscheinend, als wollte er sie auf schlechten Wegen ertappen. Das wiederholte sich mehrmals. Gläubigerbesuche kamen während seiner Abwesenheit zu Betty, die ihr die widerwärtigsten Szenen machten, aber doch begütigt abzogen, wenn sie sich überzeugt hatten, daß die junge Frau wirklich Bernd Brahes Tochter war. All diese Gefahren gingen vorüber. Betty atmete auf, wenn nur ihr Mann in alter Frische wieder zu ihr kam.

An einem Winterabend fuhr er plötzlich nach Wien. Auf dem Nordwestbahnhof wartete im Morgengrau ein Mann von seltsamer Erscheinung auf ihn. Es war ein äußerst hagerer und dunkler Mensch in Priesterkleidung. Von mittleren Jahren, mit einem Blick, der etwas Totes und Forschendes zugleich hatte. Feiner Spott spielte um die bartlosen Lippen, die so mager waren, daß sie die Form der Vorderzähne durchscheinen

ließen. Tiefschwarzes Haar umrahmte ein bläulich-blasses Gesicht. Die Nase war stark und sinnlich. Bis ins letzte gepflegt erschien der Mann, trotz seiner Askese. Wie ein Geschöpf des Reichtums. Davon zeugten die kostbaren Ringe an seinen langen, gelblichen Fingern, der schwere Seidenstoff seines Priestergewandes. Er begrüßte Falzaro lebhaft, und etwas wie Freudenschimmer huschte über sein finsteres Gesicht. Arm in Arm ging das sonderbare Paar auf den Bahnhofsplatz hinaus und fuhr in ein großes Hotel am Kärntnerring.

„Gut, daß Sie gekommen sind,“ sagte Doktor Nepomuk Gäßler, der Jesuitenpater.

„Ich war ganz verblüfft, als ich plötzlich Ihr Telegramm erhielt,“ erwiderte Falzaro. „Seit wann sind Sie aus Afrika zurück?“

„Seit einer Woche. Ich glaubte, daß Wien der beste Treffpunkt sei. Ich kann auch nicht fort, weil ich Vorträge zu halten habe, denen der Erzbischof und der Thronfolger beiwohnen werden. Deutschland ist überdies kein Boden für mich. Besonders Eschenburg. Wie wurden Sie nur in diese Gegend verschlagen? Ach richtig, Sie haben sich ja verheiratet. Wie lange ist es eigentlich her, daß wir uns in Chartum Adieu gesagt haben?“

„Fünf Jahre, Pater. Genau fünf Jahre. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie es so lange da unten aushalten würden.“

„Ich hätte es noch weit länger ausgehalten, wenn ich mein Ziel nicht erreicht hätte. Irgendeinen zwecklosen Aufenthalt gibt es nicht für mich.“

Falzaro sah Gäßler scheu von der Seite an. Der tiefe Blick des Geistlichen begegnete dem seinen. Da wurde Falzaro rot, und der Pater lächelte. Sie kamen in das Grand Hotel. In dem Zimmer Gäßlers saßen sie bald bei einer Flasche Sekt. „Hier habe ich Ihnen etwas mitgebracht," sagte der Pater, indem er sich plötzlich erhob und einen schweren, in ein Tuch gehüllten Gegenstand seinem Koffer entnahm. Falzaro griff danach. Als er ihn auswickelte, sah er einen monströsen Klumpen rotbraunen Kupfererzes. Der Pater bemerkte die Betroffenheit des Freundes. „Wissen Sie nicht, was das ist? Ein Gruß aus dem Lande Dschamela."

„Doch, doch," flüsterte Falzaro.

„Sie halten den abgesetzten Gott in Ihren Händen. Dieses Stück war der Gipfel des Berges Rofu. Ich habe ihn an dem Tage erstiegen, als unten das Christentum gesiegt hatte. Die fanatischen Neger stürmten mir nach und hätten am liebsten den halben Berg abgetragen. Aber es ist noch genug von ihm übrig geblieben."

„Sie haben es also durchgesetzt — —?"

„Wäre ich sonst hier?"

„Das begreife ich eben nicht, Pater. Dürfen Sie Ihrer Sache so sicher sein, daß Sie die bekehrten Heiden sich selbst überlassen?"

„Ich bin meiner Sache ganz sicher. Es ist außerdem gut, wenn ein Bekehrer sich ein wenig mit Mystik umkleidet. Man darf in Afrika nicht zu menschlich werden. Deshalb zog ich es vor, für eine Weile zu verschwinden."

„Sehen die Dschamela-Leute nun wirklich im Christentum ihren Vorteil?“

„Ganz gewiß. Sie genießen voll Behagen ihre eigene Güte und Hilfsbereitschaft. Sie bilden sich etwas auf ihre entdeckten Seelen ein. Sie haben endlich das Gefühl, versorgt zu werden. Und den bösen Kupfergott können sie umwechseln. Sie werden ihn los und können zugleich von ihm leben.“

Der Jesuit schlürfte langsam ein perlendes Glas Sekt aus.

„Sie haben es also wirklich durchgeführt, wie Sie es damals geplant haben,“ sagte Falzaro leise, den Kopf in die Hand gestützt. „Was da für Bilder wiederkommen! Wie ich uns beide wieder vor mir sehe! Unsern endlosen Ritt durch die Sahara! Dann plötzlich, wie eine ungeheure Sonne, die aus dem Erdboden wächst, der Kupferberg am Horizont! Dschamela in Abendglut! O, schön war das! Wunderschön! Wie beneide ich Sie, Pater, daß Sie von dort kommen! Daß Sie dort gesiegt haben!“

Nepomuk Gäßler sah Falzaro mit lauernder Aufmerksamkeit an. „Ich verstehe Sie nicht ganz. Sie sind doch damals nach Europa zurückgekehrt, um hier zu siegen? Ich beneidete Sie damals. In dem grauenhaften, afrikanischen Schmutz bin ich immer Europäer geblieben. Wir wußten doch immer voneinander. Wir hatten alles besprochen und verabredet. Ich komme jetzt, Ihnen zu berichten, und möchte Ihren Bericht hören.“

„Sie wollen ohne praktisches Resultat nicht nach Dschamela zurück?“

„Das wäre ungefähr, als ob ein entsprungener Sträfling freiwillig ins Zuchthaus zurückkehrte. Nein, Falzaro. Wo ich gesiegt habe, gibt es keinen Reiz mehr für mich. Jetzt werde ich meine Täuflinge nur noch mit Ihnen besuchen."

Falzaro sprang auf. „Wenn ich doch mit Ihnen gehen könnte!"

„Sie können nicht?"

„Ich stehe noch immer mit leeren Händen da. Ich habe die Hölle auf mich genommen in einem deutschen Philisternest — um nichts. Ich bekomme keine Mittel."

„Gehört die Ehe, die Sie eingegangen sind, auch zu der Hölle? Sie verzeihen diese Frage —"

„Nein, Pater. Wenn ich ein anderer Mensch wäre — wenn ich anders leben dürfte —"

„Dürfte? Wie meinen Sie das?"

„Ich möchte davon nicht sprechen. Jedenfalls — meine Frau ist schön und vornehm. Meine Frau liebt mich. Aber das ist Last und Genuß zugleich für mich. Das hebt mich und reißt mich nieder."

„Das Philisterium reißt Sie nieder. Ich kann Sie mir auch nicht als Bürger von Eschenburg vorstellen. Aber wenn Sie nur etwas erreichen. Ihr Schwiegervater ist doch Millionär?"

„Mein Schwiegervater ist ein tückischer, steinharter Geizhals. Ein hämischer Aufpasser, der sich ein Vergnügen daraus macht, mich zappeln zu lassen. Er ist von einer unglaublichen Lebenskraft und läßt seinen Reichtum verschimmeln. Nur mit seiner Hinterlassenschaft ist etwas anzufangen . . ."

Falzaro warf Gäßler einen scheuen Blick zu und ging voll Unruhe im Zimmer umher. Der Pater stützte den Kopf in die Hand und sah ihm mit kaum merklichem Lächeln nach. „Das ist schwierig," sagte er ruhig. „Ein alter Mensch, der nicht sterben will, ist immer schwierig. Er wendet das sicherste Mittel an, um uns das Tor zu versperren: seine Existenz. Und Sie haben seinetwegen geheiratet. Seinetwegen haben Sie sich ins Joch spannen lassen. Armer Falzaro."

Falzaro warf dem Pater einen funkelnden Blick zu. „Was soll das?" stieß er hervor. „Mit Ihrem Bedauern verschonen Sie mich — das klingt wie Spott."

„Ich will Sie nicht kränken, lieber Freund. Außerdem — in der himmlischen Rechnung wird Ihnen alles angekreidet. Unser Orden weiß eifrige Arbeiter zu lohnen. Seien Sie unbesorgt."

„Ich bin Ihr Arbeiter nicht mehr! Ich kann nichts erreichen! In Deutschland müssen Leute meiner Art in der Gosse sterben!"

„Sie übertreiben wieder. Ist denn Ihr Schwiegervater die einzige Zuflucht? Warum machen Sie keine Propaganda? Warum halten Sie keine Vorträge über Dschamela und erzählen den Leuten das Blaue vom Himmel herunter? Sie müßten durch ganz Europa reisen. Warum reisen Sie nicht?"

„Glauben Sie denn, daß ich das nicht getan habe? Ich bin überall gewesen! Aber man glaubt mir nicht oder doch nur soweit, daß man mich mit Redensarten abspeist!"

„Man glaubt Ihnen nicht?" fragte der Pater gedehnt. „Das ist ein böser Fehler. Von Ihnen."

„Weil ich diesen meinen Fehler kenne, habe ich das einzige Mittel angewandt, um ihn zu überwinden. Ich habe mich ins Joch spannen lassen."

„Sie haben geheiratet. Das ist tragisch ..." Der Pater lächelte vor sich hin. Es schien ihn völlig kalt zu lassen, ob er Falzaro damit verletzte. Dann murmelte er, seine blitzenden Ringe betrachtend: „Ja, Ehe — Ehe ist ein starkes Mittel. Aber es gibt noch stärkere, um einen geheiligten Zweck zu erreichen ..."

Falzaro zuckte zusammen. „Was meinen Sie damit?"

„Beweisen Sie mir erst, was Sie geleistet haben. Legen Sie mir Ihre Korrespondenz vor."

Falzaro zeigte ihm eifrig, was nur irgendwie Eindruck auf Gäßler machen konnte. Aber der Jesuit las die Briefe mit verdrießlicher Miene. „Das ist alles nichts," sagte er dann. „Höflichkeitsphrasen. Daran gleiten wir wie an gläsernen Wänden ab."

„Es ist doch Interesse!"

„Das ist es erst, wenn man Ihr Interesse sieht. Sie müssen selbst etwas geben. Sie müssen die erste, große Summe zeichnen. Dann haben Geschäftsleute Vertrauen. Die Kirche oder eine Regierung oder ein Bankier — Geld verdienen und nichts riskieren, das wollen alle."

„Ein Talent, ein ganzes, vielgeprüftes Mannesleben, eine vollsaftige Existenz, die sich hingeben möchte — das bedeutet nichts?!"

„Gewiß bedeutet es etwas. Aber erst an zweiter Stelle."

„Das verfluchte Geld!!“

„Wollen wir uns hier hinsetzen und das Geld verachten?“

Falzaro lief wieder umher. Der Pater blieb ruhig am Tisch sitzen. Er goß die Gläser aus der zweiten Flasche voll.

„Wenn ich nur wüßte,“ flüsterte Brahes Schwiegersohn, den Kopf in die Hand gepreßt, „wenn ich nur wüßte, wie stark Ihre Kirche eigentlich ist! . . .“

„Sehr stark,“ war Gäßlers spöttisch dunkle Antwort.

Falzaro blieb vor ihm stehen. „So beantworten Sie mir eine Frage: Wenn ein Mensch der Kraft, des unbeugsamsten Zielbewußtseins — wenn solch ein Mensch einmal ganz und vollkommen den Satz Ihres Ordens befolgen würde: der Zweck heiligt die Mittel — —“

Gäßler machte eine abwehrende Bewegung: „Lassen Sie mich mit diesem viel mißbrauchten Satze zufrieden! In dieser Fassung existiert er gar nicht!“

„Dann weiß ich, was ich zu tun habe! Ich werde von jetzt an alles, was ich durchführe, um meiner selbst willen durchführen!“

„In hoc signo vinces!“ — —

Als Falzaro von Wien zurückkam, sah Betty ihn ruhiger. Er blieb auch wieder einige Monate in Eschenburg. Sogar Bernd Brahe gegenüber wurde seine Haltung freundlicher. Es schien, als ob er Frieden mit ihm schließen wollte, als ob er eine Gesundung der Verhältnisse anstrebte, ohne die Hilfe des Schwiegervaters zu erjagen. Betty war froh darüber. Sie hoffte jetzt auf eine wirkliche Besserung. Es schmerzte sie nur,

daß Tora nicht von Falzaros Wandlung überzeugt war. Die Schwester wurde durch die neue Stimmung nur unruhiger. In ihrem Blick lag banges Staunen, und die Heiterkeit ihres Wesens, die täglich soviel Licht verstreut hatte, versiegte. Trotzdem wurde Betty nicht von Eifersucht ergriffen. Sie glaubte nicht, daß Falzaro Toras wegen in Eschenburg blieb. Tora litt unter Ängsten, die Betty rätselhaft waren. Sie sah den Jugendreiz ihrer Schwester verblühen. Mit Helene korrespondierte Tora viel. Helene war nach ihrer Übersiedlung in England einem schweren Nervenleiden verfallen. Aber sie hatte es überwunden und schrieb aus ihrer neuen Existenz rauhe, jede Gefühlsweichheit niederkämpfende Briefe. Es pochte von innerer Fröhlichkeit darin. Helene hatte zwei Zöglinge, die sie mit ihrer ganzen, aufgesammelten Glut liebte. Tora sprach von Helene wie von einem besseren Lande, das sie jetzt erst begriff. Helene war ihr Thema, zu dem sie immer wieder zurückkehrte. Falzaro vermied es, sie darauf zu bringen. Der arme Peter Kugleut aber, der am meisten von Helene wußte und auf diese Weise Tora näherzukommen suchte, wurde ganz beiseite gelassen. Toras Sympathie, die sich auf Bettys Hochzeit plötzlich für Peter geregt, war rasch verflogen. Der Assistent ihres Vaters erschien ihr wieder so plump und wesensfern wie je. Am meisten reizte er Tora auf, wenn Falzaro bei ihr war. Der Gegensatz der beiden Männer empörte sie. Da hielt sich Peter Kugleut zurück. Ohne Verständnis und doch alles verstehend, blieb er bei seiner Mutter. Die tröstete ihn,

wenn sich einmal ein Seufzer aus seiner Brust drängte. Aber er sagte ihr nichts von seinen wahren Sorgen um das Mädchen, das er einem gefährlichen Menschen preisgegeben sah. —

Der Friede im Hause Brahe war bald wieder getrübt. Im Winter erkrankte der Professor nach dem Genuß von spanischen Weintrauben, die Betty ihm zum Geburtstag geschenkt hatte. Nachdem er sich anfangs über den Leckerbissen gefreut, wurde er um so wütender über die traurige Nachwirkung. Er tobte in Vorwürfen, und es ging ihm immer schlechter. Sein Arzt machte ein besorgtes Gesicht. Betty und Tora verhüteten es, daß der Vater die Herkunft der Trauben erfuhr. Falzaro hatte sie aus Barcelona kommen lassen. Die Töchter fürchteten das Schlimmste für den Kranken, wenn seine Vorwürfe sich gegen den Schwiegersohn richteten. Aber das Leiden ging vorüber. Die Natur des zähen Alten war zu stark. Auf seine eifrige Erkundigung hin erfuhr Falzaro eines Abends, daß die Krisis überwunden war.

Trotzdem blieb Brahe von nun an ein stiller und müder Mann. Das Gift der Trauben schien ihn nicht völlig verlassen zu haben. Er vergrub sich in Arbeit, überempfindlich, jeder Schonung spottend. Man durfte ihn nichts von seiner Schwäche merken lassen. Ein Freudenschimmer kam erst über ihn, als Helene plötzlich aus England zurückkehrte. Sie wollte den Vater in seiner Not nicht länger allein lassen. Sie nahm ihm soviel Arbeit ab, wie nur möglich war. Gebräunt und gekräftigt erschien Helene. Man übersah jetzt fast ihren

Mangel und wurde ganz auf ihren tapferen Geist gelenkt. Falzaro mußte mit ansehen, wie der Professor wieder in sein zähes, ewig gleiches Arbeitsleben kam.

Als es Frühling wurde, stürzte die Eschenburger Existenz von Bettys Gatten zusammen. Alles reckte sich plötzlich gegen ihn. Der böse Stachel in der Philisterhaut mußte entfernt werden. Falzaro hatte angesehene Bürger zum Glücksspiel verleitet! — In einem Hotel, dessen Vornehmheit nie bezweifelt worden, hatten Nacht für Nacht die Bakkarat-Orgien stattgefunden. Gegen andere, weit lichtscheuere Geheimnisse der Eschenburger Herren blieb man duldsam. Zwei lustig traurige Häuser gediehen, und was nächtlich auf den Straßen wanderte, galt als notwendiges Übel. Aber sobald es an den Geldbeutel ging, waren die heiligsten Institutionen erschüttert. Die Polizei hob das Spielernest aus, und ein großer Skandalprozeß stand bevor. Nun drohte eine böse „Öffentlichkeit" für Falzaro. Er entzog sich ihr. Er überließ sein armes Weib der Pein und war eines Morgens verschwunden. Anfangs entlud sich die Hetze auf Betty, die hochmütige Brahetochter, der man es „gleich hätte sagen können". Dann aber erkannte man immer mehr die eigene Kompromittierung und ließ, weil der Vogel doch fort war, Gras über dem Geschehenen wachsen. Ein königlicher Polizeirat befand sich unter den Blamierten — also lernte auch die Behörde schweigen.

Tora hielt treu zu Betty. Von Zeit zu Zeit kamen Nachrichten von dem Verschwundenen. Aus Paris, aus Wien, aus Bukarest. Nie wußte seine Frau, wo

er sich eigentlich befand, denn immer kamen die Briefe vor einer Abreise. Betty wollte unter allen Umständen in Kontakt mit Falzaro bleiben. Trotz Scham und Schande ließ ihre Liebe nicht nach. Von Tante Hjördis wußte sie ihm Geld zu verschaffen. Wie eine arme Witwe lebte sie selbst und versuchte durch Handarbeiten etwas zu verdienen, da ihr Stolz es verbot, den Vater um Hilfe zu bitten.

Bernd Brahe blühte nach Falzaros Zusammenbruch wieder auf. Als der Sommer in eifriger Arbeit vergangen war, entschloß er sich sogar zu einer neuen Forschungsreise. In die Karpathen sollte es diesmal gehen, und der Arzt, der die großen Strapazen für den Rekonvaleszenten fürchtete, suchte ihn zurückzuhalten. Vergebens — Brahe reiste mit Helene. An einem klaren Septemberabend verließen die beiden Eschenburg. Es fügte sich seltsam, daß an demselben Tage ein Telegramm von Falzaro eintraf, das Betty und Tora dringend bat, nach Budapest zu kommen. Er habe plötzlich wieder Glück gehabt und sei auf eine anständige Weise zu Geld gelangt. Das wolle er mit den beiden einzigen Menschen genießen, die ihm treu geblieben. Tora zögerte in unbestimmter Sorge, aber Betty riß sie leichtgläubig mit. Die beiden Frauen reisten ab. Der Verlauf dieser Reise blieb dunkel. Man konnte in Eschenburg nur beobachten, daß nach wenigen Tagen Frau Falzaro ohne ihre Schwester zurückkam. Am 10. September traf auf der Eschenburger Hauptpost ein zweites Telegramm aus Triest ein, worin Falzaro seiner Frau die Abfahrt des Schiffes meldete, das ihn nach Afrika bringen sollte.

Am 10. September ... Da kam auch eine andere Nachricht nach Eschenburg. Da verbreitete es sich wie ein Lauffeuer, was so unglaublich klang, so grauenvoll grotesk, wie einer der tollsten Einfälle Bernd Brahes ...

Der Professor war mit seiner Tochter Helene in die Karpathen gereist. Von Krakau aus waren sie allein, als Turisten ausgerüstet, ins Gebirge gewandert. In einsame Dörfer sollte es gehen, zu halb vertierten Hirten. Man warnte den Professor, da es auch Banditen in der wenig besuchten Gegend gäbe. Aber er ließ sich, wie immer, nicht warnen. Helene war bei ihm, ein männlicher Kamerad. Fünf Tage wollten die beiden in den Bergen bleiben. Es war ein goldener, rauschender Herbst. Feierliche Tage leuchteten den Reisenden. Frohsinn ergriff Helene nach langer Zeit — fast spürte sie ihn auch in der Seele des Vaters. So zogen sie, forschend und arbeitend, durch ein rauhes Land. Sie kannten keine Furcht und waren bewaffnet. „Bin ich nicht noch ein junger Mann, Lene? Man muß nur den Vampyr los sein!“ Das waren die letzten Worte, welche der Lehrer eines Karpathendorfes von Bernd Brahe gehört hatte. Dann war der Professor mit seiner Tochter fortgegangen. Dann blieb er verschollen. Zehn Tage lang. Man besann sich. Die Intelligenz des Dorfes beschloß eine Hilfsmannschaft in die Berge zu schicken. Man setzte sich schwerfällig in Bewegung. Bei Nacht noch stießen die Männer auf Helene Brahe. Sie hätten das feine Fräulein kaum wieder erkannt — halb verhungert, mit wirrem Haar

und zerrissenen Schuhen tappte sie auf sie zu. Eine Ohnmacht ließ Helene erst am nächsten Morgen zum Bericht kommen. Da brachte sie es hervor. Sie hätten einen einsamen Paß überschritten, der Vater und sie. Sie hätten fröhlich miteinander geplaudert, einen ungeheuren Abendhimmel über sich. Da plötzlich wäre der Vater zusammengezuckt. Ein scharfer Laut, wie Peitschenknall, kam aus dem Buschwerk zur Seite. Dann ein Rascheln, als ob sich ein verborgener Mensch entfernte. Helene hätte den Vater angestarrt und gefragt: „Was war denn das, Papa?"

„Ein Schuß, mein Kind. Hier ist es nicht sicher," war seine Antwort. Dann sah sie ihn zum Herzen greifen und sinken. Dann ließ er sich von ihr rütteln und fragen und bitten — er antwortete nicht mehr . . .

Die Dorfbewohner wurden von Helene an die Mordstelle geführt, die sie, seit mehreren Tagen umherirrend, verlassen hatte. Man fürchtete, daß Wölfe den Leichnam gewittert hätten. Man fand ihn aber unversehrt. Die Frauen suchten nun das verwaiste Kind zu trösten. Die Männer trugen Bernd Brahe vor den Altar ihrer Kirche.

Dritter Teil

Erstes Kapitel

Im Extrazimmer des Weinhauses „Kaiserkrone" zu Eschenburg gab es an einem Novemberabend eine besonders lebhafte Debatte. Die Stammgäste, zum größten Teil Juristen, waren wieder auf das Thema gekommen, das unerschöpflich war. Nicht nur in Eschenburg — allmählich auch in allen andern deutschen Städten. Das Ausland interessierte sich ebenfalls schon für den geheimnisvollen Mord. Zwei Monate waren seit dem 10. September vergangen, ohne daß an Sühne zu denken war. Nicht nur die Person des Ermordeten, eines weithin bekannten Gelehrten, beschäftigte so allgemein — mehr noch die eines Verhafteten, der mit beispielloser Leidenschaft für seine Unschuld kämpfte. Die Umgebung des Karpathendorfes Szimla wurde um die Zeit des Mordes von vagabundierenden Zigeunern unsicher gemacht. Mehrere Raubanfälle auf Turisten hatten sich ereignet, ohne daß die Polizei in den Schlupfwinkeln des Gebirges die Täter hätte ermitteln können. Bernd Brahe war mehrmals gewarnt worden, bevor er mit seiner Tochter in den unsicheren Bezirk aufgebrochen war. Dann

hatte er seine Kühnheit furchtbar büßen müssen. Die Mordtat verzehnfachte natürlich die Bemühungen der Polizei. Ein europäisches Interesse wandte sich dem einsamen Karpathendorfe zu. Täglich wollte die ungeduldige Presse den Mörder entdeckt wissen. Da gelang es, erst mehrere Wochen nach Brahes Tode, ein verdächtiges Subjekt zu verhaften. Sandor Kerbély, ein ungarischer Musikant, hatte Gänse gestohlen. Als man seinen geflickten Mantel durchsuchte, fand man ein goldenes Taschenmesser darin, das keinem anderen als Professor Brahe gehört hatte. Der Beteuerung des Zigeuners, er habe das Messer in einer Schlucht, unweit der Mordstelle, gefunden, konnte kein Glauben geschenkt werden. Hätte der wahre Mörder, der den Toten, während seine Tochter hilfesuchend umhergeirrt, vollständig beraubt hatte, gerade das kostbare Taschenmesser so auffällig von sich geworfen? Wo Sandor Kerbély das Geld seines Opfers gelassen, konnte nicht festgestellt werden. Das hatte er gewiß bei seiner Bande untergebracht. Die Bande war verschwiegen. Sie hielt vom Urgroßvater bis zum kleinsten Bettelkinde zu ihrem Mitglied. Seltsame, ergreifende Einblicke in die Volksseele der Zigeuner konnte das Publikum tun. Sandor Kerbély wurde bei seinen Vernehmungen interessanter als der Mord. Sein Kampf um das furchtbare Wort „Alibi", dessen Feststellung ihm nicht gelingen wollte, brachte ein so neuartiges Gespinst von Ehrbegriffen zutage, daß man die Worte des Angeschuldigten als erschütternde Stimme der Zeit las. Je mehr seine Schuld erwiesen schien, desto weniger

konnte man sie ihm zutrauen. Er kämpfte als einzelner gegen Millionen. Er hatte nur den Ton der Unschuld, nicht ihren Beweis.

So ging der Kampf schon wochenlang. Die Spannung wuchs. Noch hatte man nicht gewagt, Sandor Kerbély vor die Geschworenen zu stellen. Es lag ein eigentümlicher Druck auf den Gemütern, eine Stimmung, die den Zigeuner als Mörder gelten ließ, ohne ihn ernsthaft zu verdammen. Ein Unterbewußtsein gab es, das die Welt wie ein böser Traum plagte.

In Eschenburg, dessen Bürger Bernd Brahe gewesen, und wo man jetzt nur selten und tief verschleiert seine Tochter sah, herrschte dieses zwiespältige Gefühl am stärksten. Der Stolz, die „gebildete Welt" mit einer Sensation versorgt zu haben, wurde der Provinzstadt durch die Unsicherheit der Tatsachen vergällt. Alles sollte fern in den Karpathen geschehen sein. Der mutmaßliche Mörder ein romantischer Zigeuner. Das paßte gar nicht zu Bernd Brahe. Man hörte ihn kichern, während man über seinen Tod diskutierte. Er hatte Feinde in der Heimat gehabt. Er war nicht der Mann, von ungarischer Räuberhand zu fallen. Seine Beziehungen waren deutlicher gewesen, intimer.

Aber wer wagte, solche Empfindung zur Sprache zu bringen?

Am Juristentisch in der „Kaiserkrone" war man an jenem Novemberabend schon über eine Stunde bei der Debatte. Das Thema hieß natürlich Sandor Kerbély. Man war vom jungen Wein erhitzt, und plötzlich erklärte Justizrat Gabriel, der Zigeuner sei unschuldig.

So positiv hatte man noch nie gewagt, an diesem Tisch für Kerbély einzutreten. Die Juristen sahen überrascht auf Gabriel, aber sie waren an seine Effekte gewöhnt. In den klugen Augen des Justizrats schimmerte der Schalk. Er hielt mit der Hand sein glattes, etwas schwammiges Gesicht umspannt und sah wie ein Ankläger auf den Mann, der sonst anklagte, auf Staatsanwalt Kühne. Man lächelte. Der fiel ihm natürlich wieder hinein.

„Pardon, lieber Herr Justizrat — wir wollen doch nicht den Boden des Tatsächlichen verlassen. Die heutige Abendzeitung läßt nach meiner Ansicht keinen Zweifel darüber aufkommen — Kerbély ist der Mörder. Es gelingt ihm absolut nicht, sein Alibi nachzuweisen."

„Das ist Talentsache," meinte Gabriel. Der stärkeren Heiterkeit, die jetzt entstand, begegnete er mit finsterer Miene. „Wirklich, meine Herren! Die überzeugendsten Alibis sind oft nur glaubhafte Konstruktionen. Der gebildetste Europäer kann nicht sagen, ob er vor drei Wochen sitzend oder stehend mit der Trambahn nach der alten Mühle gefahren ist. Er kann sich kaum erinnern, was er gestern zum Abendbrot gegessen hat. Um wieviel weniger ein Vagabund, ein Halbasiate. Der Mann ist einfach verwirrt worden. Er sieht den Galgen über sich. Je mehr er nach Beweisen sucht, desto größeren Unsinn schwatzt er."

Man nickte und schwieg. Um nicht antworten zu müssen, stiegen die meisten Herren in die Kanne. „Pardon," begann dann der Staatsanwalt wieder mit seiner trockenen Offiziersstimme. „Man überläßt wohl

auch in Ungarn nicht den Angeschuldigten seinen Deduktionen. Widersprüche ergeben sich durch Beweismittel der Untersuchung. Juristische Beweismittel werden Sie schwerlich als glaubhafte Konstruktionen hinstellen wollen.“

„Doch, Herr Staatsanwalt. Im Schwurgericht bin ich nicht so unhöflich. Aber hier, unter uns . . . Beweismittel beruhen auf Berichten, auf Zusammentragungen. Das Tatsächliche wissen wir alle nicht, nicht einmal Helene Brahe, die ihren Vater hat niederstürzen sehen. Sie hat nur ein Geräusch gehört.“

Man wußte, daß Staatsanwalt und Verteidiger am Stammtisch gute Freunde waren. Man brauchte hier ein Wortgefecht, wie es im Gerichtssaal immer wieder zwischen ihnen entstand, nicht zu fürchten. Sie hatten ein wenig von Schauspielern außerhalb ihrer Rollen.

„Für mich gibt es nur den wirklichen Täter, der langsam, aber sicher überführt werden wird,“ entschied der Staatsanwalt. „Wenn wir die Sache vor unserem Gericht hätten, würde ich Ihnen meine Ansicht noch klarer auseinandersetzen — aber hier schmeckt mir der Wein zu gut. Hier bin ich Privatmann.“

„Wer weiß, ob wir die Sache nicht noch vor unser Gericht bekommen.“

Justizrat Gabriel hatte die letzten Worte in seiner gleichmütigen Art gesagt und hüllte sich in Zigarrenrauch. Er wußte, daß er jetzt sehr weit gegangen war, aber er wollte auch nicht mehr sagen. Nur mit Froheimer verständigte er sich.

„Ich verzichte gern," griff Landgerichtsdirektor Schwartze ein, der Präsident des Schwurgerichts, ein jovialer alter Herr. „Für unsere liebe Vaterstadt wäre dieser Sensationsprozeß entschieden verderblich. Das wäre die schlimmste Rache, die der selige Brahe an seinen Gegnern nehmen könnte. Die Leute sind jetzt schon aufgeregter als die Ungarn. Es wäre auch den armen Waisen durchaus zu wünschen, daß die traurige Affäre in der Ferne möglichst bald zum Abschluß käme." Der Präsident sah sich nach diesen Worten mit seinem graulockigen Jupiterkopf gebieterisch um, als wollte er jeden keimenden Verdacht niederdrücken.

Die anderen Herren begannen auf Anregung des Staatsanwalts Skat zu spielen. So war das Thema abgebrochen — man überließ nicht ohne Absicht Gabriel und Froheimer ihrer Schachpartie. Aber die beiden hatten heute keinen Sinn darauf. Sie sagten gute Nacht und gingen durch die häßlich kalte Novembernacht nach Hause.

„Es ist interessant," meinte Froheimer leise lachend, „euch Juristen im Zivil zu sehen!" Er sah einer geputzten Dirne nach.

„Warum?" fragte Gabriel und hielt sein Taschentuch vor den Mund. Er hatte morgen zu verteidigen und mußte seine Kehle schonen.

„Nun, darum! . . . Wer weiß, wie die Ansichten aussähen, wenn der Mordprozeß Brahe in Eschenburg verhandelt würde!"

Sie standen vor Gabriels Haus. „Etwas möchte

ich Sie noch fragen, lieber Herr Justizrat," sagte da der Redakteur mit gepreßter Stimme.

„Bitte?"

„Glauben Sie eigentlich, daß in der Braheschen Mordsache noch ein geheimes Verfahren neben dem öffentlichen läuft?"

„Davon bin ich sogar überzeugt."

„Hm . . . Nun, das beruhigt mich aber wirklich. Der arme Mensch da in Ungarn."

Nach diesen Worten verabschiedete sich der beruhigte Redakteur und rief eine Droschke, um nach seinem Vorort hinauszufahren. —

Bei Betty Falzaro war es still geworden. Die guten Freunde blieben fort, und Peter Kugleut war der einzige, der sich täglich sehen ließ. Außer ihm brachte nur Helene Berührungen mit der Außenwelt. Aber es waren die schlimmsten, die zu den Schwestern kommen konnten. Die einzige Zeugin der Mordtat mußte immer wieder ein Verhör bestehen. Man schonte Helene nicht. Der Kommissar, der sie vernahm, versuchte ihr Gedächtnis zu wecken, dort, wo es gar nicht zu wecken war. Sie hatte in der Ahnungslosigkeit des Augenblicks des Vaters Sterben erlebt. Sie hatte auf nichts geachtet, als auf die mächtigen Berge und Brahes Worte, die kurz vor der todbringenden Kugel einem delikaten Abendessen gegolten hatten. Dann, als er niedergesunken, war sie um ihn bemüht gewesen. Das einzige, was sie von dem Mörder bemerkt hatte, war ein Rascheln im Gebüsch und einige Schritte. Helene strengte mit selbstvernichtender Ehrlichkeit ihr Gedächtnis

an. Sie konnte nur sagen, daß es Schritte eines Mannes gewesen sein mochten. Alles andere geriet ihr ins Gebiet der Phantasie. Das Mögliche war ihr tückischster Feind. Die Halluzination auf dem Bahnhof in Krakau, die ihr immer wieder einen im Gewühl verschwindenden Mann zeigte, durfte nicht zur Wirklichkeit werden.

Wenn Helene Ruhe bei ihren Schwestern gefunden hätte! Aber dort traf sie denselben Kampf. Es gab kein reines Vertrauen mehr zwischen ihnen. Betty litt namenlos. Ihr Freispruchbekenntnis strebte vergebens zu den Schwestern hin. Wenn ihre Augen sich trafen, erschauerten sie in gemeinsamer Angst.

Der Winter verging, ohne daß von Falzaro eine Nachricht kam. Er war am Todestage des Vaters von Triest nach Ägypten gereist und in Alexandrien gesehen worden — das wußten die Schwestern. Da brachte es sie vollends aus der Fassung, als im Frühjahr die Zeitungen meldeten, es sei dem Zigeuner Sandor Kerbély endlich gelungen, ein glaubwürdiges Alibi nachzuweisen. Wichtige Zeugen hätten es jetzt erst gewagt, sich zu melden. Kerbély sei entlastet, seine Haftentlassung stehe bevor. Die Untersuchung in der Braheschen Mordsache sei nun freilich auf einen toten Strang gekommen. Es könne zweifelhaft erscheinen, ob jemals Licht in das Dunkel der furchtbaren Tat gebracht würde.

Unter dem Eindruck dieser Nachricht gab es in der öffentlichen Meinung zunächst eine heftige Diskussion. Aber Enttäuschung und Gleichgültigkeit folgten. Man

glaubte an eine Resignation des Gerichts. Auch erwies es sich in trauriger Klarheit, wie wenig Liebe Bernd Brahe gesät hatte. Von ihm blieb nichts als seine Bücher. Die Sühne seiner Sterblichkeit war niemandes Herzenssache. Wer schärfer hinsah, konnte freilich bemerken, daß der beruhigende Gang der Dinge über die am nächsten Beteiligten tiefste Unruhe brachte. Brahes Töchter verließen Eschenburg. Sie reisten ziellos umher. Schließlich, im Frühsommer, blieben sie in einem kleinen, holländischen Seebad. Die sommerliche Einsamkeit am Meer tat ihnen wohl. Hier gab es keine Menschen, die nach dem Schicksal der drei Schwestern fragten. Man sah sie in ihren schwarzen Kleidern blaß und traurig durch die Lichtflut des Strandes schreiten. Den Fischersleuten genügte es, zu wissen, daß die Damen um ihren Vater trauerten.

Und wirklich, in der Schönheit des sommerlichen Meeres reifte den Waisen erst ihr ganzer Schmerz. Alle Härten des Toten verloren sich für ihr Bewußtsein. Sie gedachten wieder der Reisen mit ihm, der eigentümlichen Knechtschaft und Kameradschaft. Oft erschienen ihnen jetzt die Jahre mit dem Vater als reine, unwiederbringliche Glückszeit. Sie lag ja vor dem Erscheinen des Geistes, der ihr Feind war. Frei waren Brahes Töchter gewesen — nun fühlten sie die Fesseln, alle drei. Sie waren allein auf der Welt. Furchtsam duckten sie sich in ihrer Einsamkeit zusammen und warteten darauf, daß er wiederkommen würde, der Vampyr, der Peiniger, der häßlich schöne Feind. Aber die erste, innige Trauer um den Vater tat ihnen

wohl. Sie grüßten ihn in einer Ferne, mit der er nun zusammenhing. Gern lauschten Betty und Tora, wenn Helene ihnen in dem kleinen Hotel auf einem schadhaften Flügel Beethoven vorspielte. Es war eine Gedächtnisfeier für Bernd Brahe, eine bessere, als die kühle und prunkvolle der Eschenburger Universität. Und als sie an seinem Geburtstage abends am Meer saßen, sprachlos vor der wachsenden Glut des Sonnenunterganges, keimte zum erstenmal Hoffnung wieder in ihren Herzen. Sie konnten noch zur Ruhe gelangen. —

Die Farben des Himmels verblaßten schon. Wie ein Nachtbote kam ein Wind vom Meere her und ließ die im Sande Ruhenden erschauern. Die Schwestern hatten Stunden verträumt — nun mußten sie an die Heimkehr denken. Auf halbem Wege zum Fischerdorfe sahen sie Dortje, die Tochter ihrer Wirtsleute, auf sich zukommen. Sie lachte unter ihrem Strohhut und stampfte, als sie die Fräuleins sah, in ihren schweren Schuhen noch schneller durch den Sand.

„Dortje!“ rief Tora erfreut — sie hatte das blonde Mädel gern. „Was gibt's denn? Suchst du uns?“

„Jawohl! Ich soll suchen!“

„Da sind wir schon! Was hast du denn in der Hand?“

„Ein Telegramm! Ist eben aus Hook gekommen!“

Die Schwestern blieben stehen. „An wen?“ fragte Helene.

Dortje sah lachend, als ob es sich nur um eine gute Nachricht handeln könnte, die Adresse an. „Betty Falzaro!“ rief sie dann glücklich.

Betty nahm das Telegramm mit zitternden Händen. Voll Ahnung flüsterte sie: „Aus Alexandrien!“ Dann las sie. Man sah sie bleich werden, dann wieder erglühen — schließlich drehte sie sich schluchzend fort. Tora nahm Dortje rasch beiseite und schickte die erschrockene Kleine heim. Nun wandte sie sich zu Betty. Helene hatte das Telegramm schon gelesen und sagte: „Er kommt.“

„Falzaro?! ...“ Tora las das erste Lebenszeichen ihres Schwagers. „Schiffe mich soeben nach Europa ein. Komme aus Abessinien. Alles geht gut. Freue mich, dich und deine Schwestern wiederzusehen. Bestimme mir nach Wien Grand Hotel Rendezvous. Nur nicht Eschenburg. Dein treuer Josef.“

Zweites Kapitel

Als der Aufruhr sich etwas gelegt hatte, beschlossen Tora und Helene für Betty. Falzaros Frau konnte sich nicht fassen. In ihr war alles durcheinander geworfen. Sie glaubte dem Telegramm wie einer Offenbarung. Ihr jauchzender Optimismus räumte in der ersten Stunde schon mit allem auf, was man ihrem Gatten vorgeworfen hatte. Wie als junges Mädchen sah sie plötzlich wieder sein makelloses Bild. „Was muß er gelitten haben!“ rief sie, in Tränen ausbrechend. Dann eilte sie zum Tisch, wo das Telegramm lag, und küßte das Blatt, das die Spuren unsauberer Boten=

hände trug. „Wenn er nur erst da ist! Wenn ich ihn nur wieder habe!“

„Also du willst ihn sehen?“ fragte Helene.

„Zweifelst du daran?! . . .“

„Nein, nein. Wir müssen nur beschließen, was du ihm antwortest. Wir lassen dich selbstverständlich nicht mit ihm allein.“

„Wie du dich wieder ausdrückst, Lene — —!“

„Eschenburg meidet er. Das kann ich verstehen. Wißt ihr, was ich für das beste halte? Wir lassen ihn hierher kommen.“

„Hierher?“ fragte Tora und setzte sich in einen Korbstuhl. Sie hatte einen Schwächeanfall zu bekämpfen.

„Gewiß. Hier haben wir keine Gaffer. In dieser Ruhe werden wir auch objektiver sein und endlich einmal wissen, was an ihm ist.“

„Das weiß ich schon lange, Lene! Du meinst es gut, aber du drückst dich immer so furchtbar schroff aus!“

„Tora versteht mich.“

„Ja,“ kam es leise aus dem Korbstuhl. „Ich glaube auch, wir müssen ihn hierher kommen lassen.“ —

Acht Tage vergingen noch, bis Falzaro eintraf. Sie wurden für die Schwestern qualvolle Wochen. In ihrer Nervosität, die sie unverträglich machte, war es ihnen ganz lieb, durch eine Bekanntschaft an der Table d'hote eine Ablenkung zu finden. Es war ein ruhiger, harmloser Herr, der sich als Doktor Justus Kallmorgen, Botaniker aus Jena, vorstellte. Man hatte seine Annäherungsversuche wiederholt bemerkt und aus Menschenscheu gemieden. Tora hatte sich schon über ihn lustig gemacht,

denn man traf Herrn Kallmorgen am Strande meist in Philosophenstellung, mit dem Spazierstock ein Bündel übelriechenden Tangs aufspießend. Er war zum Studium von Meerespflanzen an die holländische Küste gekommen. Aus seinen ruhigen Augen blickte der Naturforscher. Helene fiel als etwas Gegensätzliches freilich eine militärische Strammheit auf, die Herrn Kallmorgen nie verließ. Der Botaniker mochte früher Offizier gewesen sein. Er langweilte sich in dem Fischernest und war darauf erpicht, die Bekanntschaft der jungen Damen zu machen. Die Schwestern fühlten den Umschwung fast körperlich, als es bei Tisch zum ersten Gespräch kam. Sie waren von Menschen ganz entwöhnt. Doktor Kallmorgen erwies sich aber als ein angenehmer Gesellschafter. Eine Gefahr war in seinem Umgang, wenn Falzaro eintraf, nicht zu fürchten. Er hatte schon lange den Tag von Falzaros Ankunft als seinen Abreisetag bestimmt, ohne natürlich zu wissen, was sich vorbereitete. Er hielt Betty offenbar für eine junge Witwe. Daß die Trauer der Damen dem Vater galt, einem auf so allgemein bekannte Art ums Leben gekommenen Vater, wurde im Gespräch mit dem diskreten Manne nicht berührt. Die Schwestern gingen jeden Nachmittag mit Herrn Kallmorgen spazieren, sie lauschten den einfachen Erzählungen aus einem unbeladenen Leben wie schönen Märchen und bedauerten es, als der Botaniker eines Morgens sagte: „Heute ist nun mein letzter Tag.“

Am nächsten Vormittag mußten sie sich für Falzaro rüsten. Sie vermieden es, vorher an den Strand zu gehen, um ihren Freund aus Jena nicht noch einmal

zu treffen. Sie hätten ihm sonst die Ankunft von Bettys Gatten mitteilen müssen. Doktor Kallmorgen hatte sich am Abend vorher schon verabschiedet. Er wollte nachmittags auf einem Segelschiff nach Amsterdam fahren. —

Lange vor der Ankunft des Dampfers standen die Schwestern am äußersten Vorsprung der Landungsbrücke. Es war ein wolkenloser Tag, der mit seiner Glücksahnung nicht trügen konnte. Die Schwestern starrten aufs Meer hinaus. Vielleicht war alles nur ein böser Traum. Vielleicht kam doch der wahre Falzaro über die blauen Fluten. Ein Mensch, dem Unverständnis vorwarf, wofür es keinen Maßstab hatte. An dessen nie versiegende Lebensglut sich jetzt drei fröstelnde Seelen schmiegen konnten.

So sahen die drei Brahetöchter dem Heimkehrenden entgegen. Endlich kam das Schiff. Von der rauschenden Größe des Meerfahrers gebannt, spürten sie nur eine Minute den seltsamen, leise brennenden Geruch, der zu ihnen herüberwehte. Er kam von dem Schiff. Er hatte die untilgbare Gewalt von nicht gesühntem Blute. Ein jähes Entsetzen barg dieser Augenblick. Wie gelähmt, mit aufgerissenen Augen starrten die Schwestern auf das nahende Schiff. Aber die furchtbare Empfindung verlor sich wieder. Nur eine Übelkeit blieb übrig, die von dem langen Warten auf der sonnegedörrten Brücke stammen mochte. Dann, als der Dampfer anlegte, war auch diese fort.

Tora und Helene suchten noch — da sahen sie plötzlich Betty in Falzaros Armen. Er war nicht sonderlich verändert. Nur die Bronzefarbe seines Antlitzes war

noch dunkler geworden — sie stach grotesk von seinem weißen Anzug ab. Er küßte Betty, die halb ohnmächtig an ihm hing. Dann wandte er sich zu ihren Schwestern. Tora fühlte seinen heiß belebenden Händedruck zuerst — Helene wurde nicht minder herzlich begrüßt. Während Betty ganz der Wiedervereinigung hingegeben war und mit halbgeschlossenen Augen fortgeführt wurde, beobachteten Tora und Helene den Schwager. Sie hatten sich nicht dazu verbündet und wurden nur von ihrem Instinkt geleitet. Falzaro schien es zu merken. Er sprach viel und erzählte hundert gleichgültige Dinge. Es gelang ihm, die Schwestern abzulenken. Sie horchten auf die bunte Kunde von der Welt draußen. Plötzlich bemerkte Falzaro, daß sie einen Gruß erwiderten und verlegen wurden. Ein vorübergehender Herr hatte sie gegrüßt und sah den Damen, die plötzlich in Gesellschaft waren, verwundert nach. Der Fremde hatte einen Typ, der Falzaro nicht sympathisch war. Gelehrter, Bücherwurm, neugieriger Durchschnittsmensch — so fuhr es ihm durch den Kopf. „Wer ist das?“ fragte er. „Habt ihr hier Bekanntschaften gemacht?“

„Natürlich Kallmorgen!“ flüsterte Tora und stampfte mit dem Fuß auf. „Hat er uns doch noch erwischt!“ Mit wenigen Worten klärte sie den Schwager auf. Der Botaniker sei unschädlich, denn er reise heute noch ab. Betty brauche Falzaro nicht mit ihm bekannt zu machen.

„Ich verzichte auch gern,“ erwiderte Falzaro und warf einen verächtlichen Blick auf den Doktor aus Jena.

„Ich will ihm aber doch nachlaufen und ihm ein

aufklärendes Wort sagen," entschloß sich Helene plötzlich. „Entschuldigt einen Augenblick, Kinder." Falzaro sah Helene lächelnd nach, die schwerfällig durch den tiefen Sand stampfte, um Kallmorgen noch zu erreichen. Als sie zurückkam, lachte sie und wurde von den anderen lachend empfangen. „Er war sehr überrascht! Er läßt sich deinem Herrn Gemahl bestens empfehlen, Betty!"

„Glückliche Reise," sagte Falzaro trocken. —

Als sie auf der Hotelveranda an einem besonderen Tisch beim Mittagessen saßen, kamen alle in eine harmlos heitere Stimmung. Falzaro erzählte von seiner Reise. Jetzt sei er wirklich ans Ziel gelangt. In Dschamela sei er diesmal nicht gewesen — für ihn habe nur ein Aufenthalt in Abessinien Zweck gehabt. Am Hofe des Negus habe er eine herrliche Zeit verlebt. Im Mittelpunkt der europäischen Gesellschaft, sei er bis in die Nähe des Kaisers gekommen, habe ihn persönlich für sein Projekt interessiert und von dem merkwürdigsten aller Potentaten jede Zusicherung erhalten. Er sei ein Freund des Negus geworden und habe sich nur mit Mühe eines allzu anstrengenden Geschenkes erwehrt. Er sollte nämlich als besondere Gnade zwei prachtvolle, abessinische Löwen erhalten. Die habe er leider nicht mitbringen können, aber etwas Kleineres und Zahmeres könne er den Damen überreichen. Er öffnete bei diesen Worten ein Paket, das er aus seinem Koffer genommen hatte. Ein kostbares, gold- und edelsteindurchwirktes Tuch für Betty, erlesene Straußenfedern für Tora und ein einfacher Ring, dessen Stein ein schimmernder Käfer war, für Helene. Er hatte

den Geschmack der Schwestern getroffen. Er sah ihre aufrichtige Dankbarkeit. Betty hüllte sich sogleich in das blitzende Tuch, Tora hielt vor einem Spiegel die Federn an ihr Haar, und Helene steckte nachdenklich den Ring an ihren Finger. Falzaro lächelte. Als die Schwestern sich ihm zuwandten, wurde er wieder ernst. „Schön war es in Afrika," meinte er. „Aber ich bin doch froh, daß ich wieder bei euch bin."

Betty war lebhafter geworden. Sie warf ihren Schwestern einen eigentümlich stolzen Blick zu, als wollte sie sagen: Seht ihr — mein Gefühl hat recht behalten! Zärtlich hielt sie mit ihren weichen, weißen Händen Falzaros harte, braune Hand fest. Tora schauderte bei diesem Anblick plötzlich. Als die anderen sie fragend anblickten, errötete sie und sagte rasch: „Es ist doch merkwürdig, daß du nun alles erreicht hast, was dir so viele Jahre unmöglich gewesen ist."

Falzaro sah sie aufmerksam an. „Was meinst du damit, Tora?"

„Ich finde das gar nicht merkwürdig," warf Betty ein. „Einem Mann, wie Josef, muß es eben einmal glücken. Das habe ich immer gewußt."

Auch seiner Frau warf Falzaro einen unbestimmten Blick zu. „Ja, Kinder," fragte er dann gedehnt — „vergeßt ihr denn das Entscheidende, was mir meinen Erfolg erst möglich gemacht hat?"

Die Schwestern zuckten zusammen, aber in ihren Augen lag kein Verständnis für seine Frage. „Was meinst du?" fragte Betty leiser.

Falzaro schüttelte den Kopf und legte die Hände unter den Tisch. Er wollte offenbar nicht mehr von Betty gestreichelt sein. „Ja, wenn ihr so fragt, dann muß ich auf das Peinliche kommen. Ich dachte, wir wären stillschweigend einig, es vorläufig ruhen zu lassen. Ich brauchte doch Geld."

Helene stand auf und ging zum Fenster. Sie starrte auf die Sonnenspiegelung im Meer, bis ihr die Augen weh taten.

Falzaro warf ihr einen flüchtigen Blick nach. Dann fuhr er fort: „Ich mußte die erste große Summe für die Dschamela-Bahn selbst zeichnen. Dann fand ich Vertrauen. Als ich im vorigen Herbst nach Afrika ging, war ich arm und hatte gar keine Aussichten. Dann aber, als ich schon in Debra Tabor war, kam die Nachricht zu mir — nun, was uns alle drückt und schmerzt. Ihr könnt euch nicht vorstellen, was das für ein Durcheinander von Empfindungen war. Ich mußte an mich denken — zuerst, Kinder — versteht mich recht. Plötzlich stand ich am Ziel. Ihr wißt, wie verrammelt mir alles war — ihr kanntet euren Vater. Nun konnte ich handeln. Ich bin dein Mann, Betty — ich habe, was du hast. Den Zauber des Geldes erfuhr ich endlich. Offene Türen, offene Hände — jede Reserve fort. Ich durfte über den größten Teil deiner Erbschaft verfügen, denn indem ich darüber verfügte, hatte ich es schon zehnmal wieder eingebracht. Ja, es war eine große Zeit. Aber dann — dann dachte ich natürlich auch wieder an euch. Als ich leben durfte, nicht nur arbeiten — da fiel mir ein, was ihr durchgemacht habt.

Ihr drei. Arme Betty ..." Er griff nach der Hand seiner Frau, die leise zu weinen anfing.

Helene stockte das Herz. Sie fürchtete, daß das Schlimmste, das mit ihr allein zusammenhing, noch zur Sprache kommen würde. Aber Falzaro dachte nicht an sie. Er sprach das Folgende nur zu Betty. „Ich brauche nichts mehr zu sagen. Wie ich mit eurem Vater gestanden habe, wißt ihr. Ich habe ihn nicht geliebt. Aber gehaßt habe ich ihn auch nicht — das könnt ihr mir glauben. Als ich das Furchtbare erfuhr — dieser Mann — man mochte über ihn sagen, was man wollte — dieser bedeutende Mann war auf solche Art ums Leben gekommen — da war ich erschüttert. Da sagte ich mir: was ist man doch für ein erbärmlicher Wurm. Und aus aufrichtigem Herzen — glaubt mir das — habe ich ihm ein gutes Andenken bewahrt."

Er goß ein Glas Sekt hinunter und stand auf. Die Schwestern sahen ihn eine Weile umhergehen. Er wollte mit seinen dunklen Augen aufs Meer hinaussehen, aber er konnte das blendende Licht nicht vertragen. Seltsam empfindlich schloß er die Augen und mußte tappen, um nicht anzustoßen.

„Er war kein Mensch für dieses Leben," sagte er schließlich und setzte sich wieder. „Sein Verhängnis war, daß er nicht einsehen wollte: ich bin solcher Mensch. Es war sein schrecklichster Gedanke, daß ich einmal in den Besitz seines Geldes kommen könnte ... Aber gegen den Lauf der Welt kann niemand. Nun muß er es mir lassen."

„Wir wollen heute lieber nicht mehr von Papa sprechen, Josef," bat Helene mit tonloser Stimme. „Betty leidet zu sehr darunter."

Falzaro nickte. „Mir ist es auch lieber, wenn wir alle diese Dinge mit einem großen Schweigen abtun. Die Wahrheit finden wir vorläufig doch nicht. Ebensowenig wie das Gericht, das den Zigeuner laufen ließ."

„Hältst du ihn nicht für unschuldig?" fragte Betty.

„Liebes Kind," erwiderte Falzaro, indem er auf das blitzende Muster ihres Tuches starrte, „es ist ein Kampf der Intelligenzen. Schuld und Nichtschuld ... undurchdringlich. Ach, eurem Vater ist wohl — lassen wir das. Ich für meine Person — ich bin nicht tot zu kriegen. Ich kam so innerlich froh hierher — daß ich mich offen gestanden entsetzt habe, wie ich euch drei in der wunderbaren Helligkeit so ganz in Schwarz sah. Auf der Landungsbrücke. Ihr könnt euch nicht vorstellen, was das für ein Kontrast war. Da kam es erst über mich. Aber ich will das nicht, um keinen Preis. Ich werde auch euch davon losreißen. Vorläufig bin ich froh, daß ich euch mit den kleinen Aufmerksamkeiten schon ein bißchen heller gemacht habe."

Er lachte und wollte die Schwestern heiterer stimmen. Aber die sahen plötzlich wie in Scham zusammenzuckend auf seine Geschenke. Ein drohender Schatten ging über Falzaros Gesicht. Doch er faßte sich. Indem er sich einen Chartreuse einschenkte und zu den Zigaretten griff, fragte er ruhig: „Wie steht es eigentlich mit der Ordnung des Nachlasses? Ich möchte das doch bald wissen, wegen meiner Dispositionen."

„Peter Kugleut hat alles übernommen," antwortete Tora.

„Was —?"

„Papas wissenschaftlichen Nachlaß."

„Der interessiert mich weniger. Ich meine sein Vermögen. Wo liegt das?"

„Auf der Eschenburger Vereinsbank," erwiderte Betty.

„Ist Gabriel der Verwalter?"

„Nein, Doktor Neumeister, der kleine Rechtsanwalt aus der Georgenstraße!" Tora rief es trotzig.

„Gabriels Konkurrent? Wie konntet ihr das tun? Gabriel war der Freund eures Vaters — warum macht ihr ihn euch zum Feinde?"

„Das wäre schlimm, wenn er darum schon unser Feind würde. Uns hat sein Benehmen nach Papas Tode nicht gefallen. Der und der Froheimer — die können sich begraben lassen. Kurz und gut — ich habe ihm meine Meinung gesagt, und da ist er von selbst von der Vermögensverwaltung zurückgetreten."

Falzaro machte ein bedenkliches Gesicht. „Du bist nicht vernünftiger geworden, Tora. Ihr habt doch hoffentlich dem Doktor Neumeister gegenüber freie Verfügung?"

„Selbstverständlich!"

„Nein, Tora!"

„Doch, Lene!"

„Aber wir haben es ihm doch überlassen! Er schickt uns doch immer!"

„Ja, Betty, das hast du mit ihm verabredet!"

Falzaro ging erregt umher. „Ihr scheint euch alle drei nicht klar darüber zu sein. Geldsachen waren euch

immer böhmische Dörfer. Na — jetzt ist ja ein Mann gekommen."

„Das ist auch eine Erlösung für uns!" rief Betty. „Wir überlassen dir alles!"

„Josef wird sich mit Doktor Neumeister auseinandersetzen," fügte Helene rasch hinzu. Sie bemerkte den stechenden Blick, den Falzaro ihr zuwarf. —

Als es Nacht geworden und Betty am Arm ihres Gatten verschwunden war, blieben Helene und Tora in ihrem Zimmer noch wach. Eine ratlose Beklommenheit ließ sie nicht an Schlafengehen denken. Auf dem Meere tobte Sturm. Die Fenster des Zimmers blieben offen, und man sah in ein grenzenloses Schwarz hinaus. Der Himmel war dicht verhängt. Man hörte das Stürzen und Schlürfen der Brandung. Ein zorniger Donnerlaut, dann ein klagendes Verzichten. Das kleine Feuer der Kerze auf dem Tisch flackerte unter dem Wehen, das immer wieder das Haus erschütterte. Helene saß am Tisch, den Kopf in die Hände gestützt. Tora hatte sich schon entkleidet und lag auf dem Bett.

„Jetzt hat sie ihn wieder," flüsterte sie plötzlich, auf das Nebenzimmer deutend. In ihren Augen lag unbestimmter Glanz.

Helene schüttelte heftig den Kopf. „Laß das!" bat sie leise, ohne aufzublicken.

„Gönnen wir es ihr, so lange sie es hat."

„Was soll das heißen, Tora?! . . . Die Nacht ist schlimm genug . . . Mach uns nicht noch ängstlicher."

Tora streckte sich. „Fürchtest du dich, Lene? Ja, wir beide — wir haben es am schwersten. Wir können nicht vergessen."

„Ich will es!"

„Komm zu mir . . ."

Helene stand auf und setzte sich auf Toras Bett. Tora hielt ihre Hand in beiden Händen und drängte sich an sie. „Ist er nicht ein Rätsel?"

„Ich würde alles an ihm hinnehmen, wenn er nur nicht so unwahr wäre."

„Unwahr?"

„Durch und durch unwahr ist er."

„Nein, Lene. Auf seine Art halte ich ihn für wahr. Ich glaube, es kommt nur auf uns an, diese Wahrheit zu begreifen."

„Das sind Redensarten, Tora. Wir dürfen nicht mit ihm lügen. Wo kommen wir sonst hin?"

„Ich weiß ja, daß ich mich nicht mit dir verständigen kann. Hierin nicht, Lene. Du siehst immer auf das Tatsächliche. Ich aber muß mich hinausträumen. Ich will an das Mögliche denken, an das Große, Unfaßbare — wie das Meer draußen, das man nur ahnt und nicht sieht."

„Gerätst du schon wieder dahin?"

„Ich weiß etwas von der wahren Mannesseele."

„Ich auch."

Die Schwestern schwiegen eine Weile. Dann begann Tora wieder: „Aber du glaubst ihm doch? . . . In einer Beziehung? . . ."

Helene starrte vor sich hin. „Du fragst wie ein Kind, Tora.“

Toras Gesicht wurde klein und hart. „Also gut... Lassen wir es dabei. Wir glauben ihm. Aber dann müssen wir ihm auch zur Seite stehen. Er soll durchdringen. Er soll recht behalten. Er ist mehr als die andern.“

Helene preßte den Zeigefinger in die Furche ihrer jungen Stirn. „Ich will überhaupt nichts mehr sagen. Wir sind hier am Meer. Das Schwankende soll gelten, das ewig Wandelbare. Aber erinnere dich, Tora — früher, da konnte er uns noch ansehen — wirklich ansehen. Jetzt kann er es nicht mehr. Er ist sanfter geworden, freundlicher — hündisch! Seine Augen fliehen vor etwas. Streite doch nicht — du hast es ja auch gesehen.“

Tora riß die Decke über sich und hüllte sich ein. „Ich will jetzt schlafen! . . .“

Helene deckte sie noch fester zu. „Tu's, Kleine,“ sagte sie sanft. „Und versprich mir —“

„Was, Lene?“

„Wende dich endgültig ab. Verstehst du? Du kannst noch so schön und froh ans andere Ufer hinüber.“

In den letzten Worten Helenes schluchzte es plötzlich auf. Tora wurde wundersam davon ergriffen. Sie sah den goldenen Schatz, den sie an dieser Schwester hatte. Sie fühlte zugleich einen ganz verborgenen, glühenden Eigenstolz. Ja, ihr gehörte noch viel. Sie konnte sich abwenden. Sie allein — nicht Betty, nicht Helene. Still, in ihre Decke gewickelt, lag sie da und

sah Helene zu, wie diese sich entkleidete. Ein zartes Mitleid kam in ihre Züge. Als die Schwester sich ihr näherte, um ihr noch einmal gute Nacht zu sagen, zog sie sie plötzlich an sich, als wollte sie ihr an Liebesschönheit abgeben, soviel sie vermochte.

Mit wachen Augen lagen die beiden bis zum Morgen. Aus dem Zimmer der Falzaros hörten sie ein Seufzen, ein Flüstern, schließlich einen erstickten Schrei. Dann war alles ruhig. Als die Sonne sich aus dem besänftigten Meer hob, schliefen Tora und Helene. —

Am nächsten Vormittag badete Falzaro mit den Schwestern. Es war nach der Sturmnacht ein besonders erfrischendes Bad, aber die heftige Brandung erschwerte das Schwimmen. Betty und Tora blieben am Strande und ließen sich von den stürzenden Wellen überspülen. Sie lachten in holder Taubheit. Helene war das echteste Meeresgeschöpf der drei. Auf dem Lande unbeholfen, hatte sie im Wasser gelenkige Verwegenheit. Sie warf sich gegen die Brandung, überwand sie und schwamm, die anderen hinter sich lassend, in die hochwogende Freiheit. In einiger Entfernung wußte sie eine Sandbank. Die seichte Stelle war heute nicht leicht zu erreichen, aber ihrer gesteigerten Kraft gelang es. Wundersam hell und frei war es hier draußen. Helene lagerte sich im nassen Sande und sah zum lichtblauen Himmel auf. Aber es näherte sich ihr vom Lande und rauschte heran — sie blieb nicht ungestört. Ein Schwimmer war es, der ihr gefolgt war. Aufschreckend erkannte Helene ihn an seinem muskulösen, bronzefarbenen Körper. Bald richtete sich Falzaros schwarzer Kopf vor ihr auf.

Er lachte — es war das freche, aber unbefangene Faunslachen von früher. Sie scheute hier draußen seine physische Nähe nicht. Hier waren beide mit dem Element verbunden, hier herrschten andere Gedanken. Zorn ergriff sie nur, daß er sie gestört hatte. Aber das reizte sie, offen gegen ihn zu sein.

Mit derbem Lachen erwiderte sie seinen Gruß. Er sagte: „Grüß dich Gott, Nereide! Was du kannst, kann ich auch!"

„Grüß dich Gott, Triton! Ich habe nie daran gezweifelt!"

„Man sollte dich immer im Wasser sehen! Das ist dein Element!"

„Eine echt Falzarosche Schmeichelei! Auf dem Lande bin ich ein humpelnder Seehund? Nicht wahr?"

„Das sagst du — nicht ich!"

„Auf dem Lande genierst du dich, mit mir durch ein Lokal zu gehen? Da tust du, als ob ich nicht zu dir gehörte?"

„Bin ich solch gemeiner Kerl?"

„Zuweilen, Triton!"

„Hier scheint eine frischere Luft zu wehen?"

„Kommt mir auch so vor!"

„Fern sind die Menschen! . . ."

„Alle Menschen! Du kannst mir hier alles sagen, Triton!"

Er war bisher um sie herum geschwommen — jetzt landete er und setzte sich ihr gegenüber in den Sand. Die Wirkung ihrer letzten Worte war auf seinen Zügen nicht erkennbar. Er fuhr mit der Hand über das nasse

Gesicht und erwiderte: „Ich sage immer alles. Aber die Menschen haben keine Ohren, es zu hören.“

„Wie tragisch. Ich auch nicht?“

„Du doch. Du bist vielleicht die einzige.“ Ein eigentümlicher Ernst kam in seine Stimme, so daß sie fast beirrt wurde. Aber sie faßte sich. „Hast du nicht vielleicht dasselbe schon zu Tora gesagt?“

„Du hältst mich also für ganz verlogen?“

„Am ehrlichsten bist du gegen deine Frau.“

„Warum?“

„Weil du sie lieb hast.“

„Ich liebe sie mit ganzer Seele.“

„Josef . . .“

„He?“

„Du kannst gar nicht mit ganzer Seele lieben. Bedenke doch, welchen Raum du selbst darin einnimmst.“

„Du bist ein Schelm, Lene. Aber ich lasse dir alles durchgehen. Du kannst mich nicht kränken. Ich will mal ganz offen gegen dich sein —“

„Ach ja . . .“

„Ich bin davon überzeugt, daß wir blutsverwandte Naturen sind.“

„Ich nicht.“

„Weil du immer das erotische Element in mir siehst. Das ist dein Irrtum. In dieser Beziehung sind wir grundverschieden. Aber weil wir uns sonst so ähnlich sind, such ich dich immer wieder wie eine Schwester.“

„Und Tora?“

„Darüber brauche ich dir wohl keine Rechenschaft zu geben.“

„Das ist stark . . ."

„Wenn wir stark sein wollen?"

„Du hast recht, Josef. Aber deshalb sage ich dir offen heraus: Ich will dir nicht näher kommen. Ich will es nicht."

Sie kniete im Sande und stützte sich mit den Händen auf. Ihre stahlblauen Augen waren herausfordernd auf ihn gerichtet. Es lag jetzt eine harte Schönheit auf Helenes Zügen. Er sah sie lächelnd an, und sein Gesicht verdunkelte sich. „Es ist schade um dich, Lene. Du wirst eine alte Jungfer werden. Bedenke, daß es nicht viele Männer gibt, die dich verstehen." Er sah sie zusammenzucken und fuhr rasch fort: „Ein enterbter Mann, wie ich, versteht dich. Ohne dich als Frau zu verwirren. Er bietet dir eine Lebensaufgabe. Oder willst du lieber Kindergärtnerin werden? Klavierlehrerin? Wenn du wirklich in dir überwinden willst, was überwunden werden muß — dann verbinde dich mit mir, dann stelle dich in den Dienst meiner Mannesaufgabe."

Sie sah ihn lange an, als wollte sie in den Grund seiner Seele blicken. Ein Kampf war in ihr, dessen Ergebnis ungewiß war. Dann aber lachte sie und rief: „Sprich erst mit Doktor Neumeister!" Nach diesen Worten stürzte sie sich in das Wasser, um im nächsten Augenblick dem Lande zuzuschwimmen.

Falzaro hatte ein würgendes Gefühl niederzuringen. Haß und Wut entstellten seine Züge. Mit einem dumpfen Laut warf er sich in das Meer und schwamm Helene nach. Der Wunsch, sie zu packen und unterzutauchen,

für immer, beherrschte ihn. Er konnte die Lebendigen nicht besiegen. Aber er erreichte Helene nicht. Erst am Strande, bei Betty und Tora, fanden sie sich zusammen.

Unweit vom Meere befand sich ein hübscher Pavillon, in dem man nach dem Baden frühstücken konnte. Hummern und Krabben gab es dort. Ein feuriger Wein belebte die Glieder. Als Falzaro mit seinen Damen frühstückte, trat an den Nachbartisch Doktor Justus Kallmorgen. Starr vor Überraschung, sahen die Brahetöchter ihn kommen. Der Botaniker, den sie längst in Amsterdam geglaubt, erschien ihnen wie ein Gespenst. Er ließ aber keine Zeit zum Überlegen, sondern näherte sich, trotz Falzaros Gegenwart, und grüßte höflich. „Sie sind erstaunt, meine Damen, mich noch hier zu sehen," sagte er in seinem freundlichen Sächsisch; „aber gestern wurde Sturm signalisiert. Mein Schiff ist nicht abgefahren."

„Fahren Sie heute?" fragte Betty unverhohlen.

„Nein, ich habe mich des schönen Wetters wegen entschlossen, doch noch eine Woche zu bleiben." Doktor Kallmorgen wandte sich zu Falzaro, der steif und mürrisch dasaß. „Mein Name ist Kallmorgen."

„O, ich habe ja noch gar nicht vorgestellt! . . . Verzeihung! Mein Mann! . . . Herr Doktor Kallmorgen aus Jena!"

Falzaro nickte nur. Er forderte den Fremden nicht auf, an seinem Tische Platz zu nehmen. Die Rücksichtslosigkeit des sonst so Weltgewandten brach plötzlich hervor. Während die Schwestern wie auf Kohlen saßen, ließ der Botaniker sich von der peinlichen Situation

nicht beirren. Er lächelte Falzaro an, gab sich den ihm eigenen militärischen Ruck und sagte: „Ich will die Herrschaften nicht stören. Sie sind im Begriff, zu frühstücken — ich habe auch Hunger.“ Er grüßte und setzte sich nicht an den Nebentisch, sondern möglichst weit entfernt. Friedlich sah man ihn dort einen halben Hummer verspeisen.

„Warum hast du ihn so schlecht behandelt?“ fragte Tora leise. „Justus ist sehr nett.“

„Verkehrt mit ihm, wenn ihr Lust habt,“ erwiderte Falzaro bissig. „Mir ist diese Sorte unausstehlich. Ich wünsche allein zu sein.“

„Was mißfällt dir denn an ihm?“ fragte Helene forschend.

Falzaro sah noch einmal zu dem Herrn aus Jena hinüber und antwortete nicht.

„Es ist wirklich unangenehm, daß er doch noch hier bleibt,“ meinte Betty bekümmert.

Tora lachte. „Das kannst du ihm unmöglich verbieten!“ —

Gegen Abend fühlte Helene sich unwohl und blieb in ihrem Zimmer. Betty saß bei ihr. Da gelang es Falzaro, Tora zu einem Spaziergang zu überreden. Sie hatte eine heftige Scheu davor, aber sie wagte nicht, ihn ihre Abneigung merken zu lassen. Daß er mit Helene entzweit war, fühlte sie. Daß Betty ihm blindlings wieder ergeben war, wußte sie auch. Sie sah sich selbst allein stehen. Aber sie blickte Falzaro trotzig an und folgte. Es war ein wunderbarer Abend. Verschwenderisch waren die Farben über Himmel und

Meer gestreut. Falzaro und Tora gingen weit hinaus. Noch war ihr Gespräch ein unbefangenes. Tora brachte ihn auf Afrika und ließ sich genau erzählen, was ihm gelungen, was er plante. Er spürte ihr echtes Interesse. Er wußte, daß sie die bunten Dinge seines Strebens um ihrer selbst willen liebte.

„Du bist anders als deine Schwester," sagte er schließlich, tief atmend. „Gott sei Dank! Man braucht bei dir nicht immer Brandung zu sein, die an einen Stein schlägt und ins Meer zurückfällt."

„Hast du mit Lene Streit gehabt?" fragte Tora, das Gesicht vor der Sonnenglut beschattend.

„Lassen wir das. Ich will mich nur noch an Menschen halten, die mich begreifen können."

„Arme Betty . . ."

Falzaro sah seine Schwägerin überrascht an. „Ich verstehe, wie du das meinst, Tora. Aber Betty braucht mich nicht zu begreifen. Betty ist meine Frau." Er fühlte, wie sie, die Untiefe dieses Ausspruchs. Dann fuhr er fort: „Du bist die einzige, die nicht an mich gebunden ist. Das ist doch so, Tora?"

Sie war von diesen Worten überzeugt und nickte. Es tat ihr wohl, daß er sie frei nannte.

„Aber du bist auch nicht ehrlich gegen mich. Ich glaube, du fürchtest dich vor mir."

„Nein, Josef . . . Warum denn? . . . Bedenke, was zwischen uns vorgefallen ist."

Sie ließen sich im Strandhafer nieder, unweit einer verlassenen Hütte.

„Was meinst du?" fragte Falzaro.

Tora rang mit sich, dann erwiderte sie: „Du wirst doch kein so kurzes Gedächtnis haben . . . Du weißt, ich habe dir meinen Standpunkt klar gemacht. Erst in Amiens — und dann in Budapest.“

Falzaro lächelte. „Ich glaube noch immer nicht recht daran. Eine Frau kann nicht ihren Standpunkt klar machen.“

„So mußt du den Glauben eben lernen.“

„Was hast du mir denn übel genommen? Ich sah nur, daß du schön warst. Ich war ehrlich genug, mich meiner Empfindung nicht zu schämen.“

„Du hättest auch zart genug sein müssen, an Betty zu denken. Mich als Bettys Schwester zu respektieren.“

„Ich handle nur direkt, nie auf Umwegen. In Budapest? Nur euer verrücktes Benehmen hat den Zusammenstoß verschuldet. Eine eifersüchtige Frau ist immer eine pathologische Frau. Und du — ich hatte keine Lust, dir überall nachzulaufen . . .“

„Du hast uns damals beide dicht an den Abgrund gebracht. Betty und mich. Nie hatte ich so gewußt, was Frauenschwäche ist. Aber nun will ich stark bleiben. Es war die größte Lehre für mich. Ja, Josef!“ fügte Tora leidenschaftlich hinzu. „Laß mir das! Sprich mir nicht mehr hinein!“

Falzaro rückte ihr etwas näher. „Du bist von einem sonderbaren Wahn befangen, Tora. Du bist die Tochter deines Vaters. Großes und Kleines sind in dir vermischt. Bald wagst du alles, bald ziehst du dich furchtsam in deine Familienmoral zurück. Vor mir aber mußt du Farbe bekennen. Ich will jetzt wissen,

wer du bist. Denn im Grunde bist du meine Gefährtin, Tora."

Sie wandte sich von ihm ab.

„Ich weiß, was in dir frei werden möchte," fuhr er mit heißer Stimme fort. „Du möchtest eigentlich ganz zu mir hinüber, ganz. Du möchtest alles für mich hergeben, alles, liebe Tora."

Die Schwägerin stand auf. Ihr Antlitz war dunkel gerötet. „Jetzt war es das letztemal," stammelte sie. „Schäm dich . . . Schäm dich vor Betty! . . ."

Falzaro lachte. „Das kann doch nicht dein Ernst sein?"

„Ich bin mit dir fertig!"

„Ihr seid ganz gefährliche Weiber."

Tora schritt voraus — dem Dorfe zu. Falzaro folgte, aber es rang dermaßen in beiden, daß sie nicht weitersprechen konnten. Plötzlich hörten sie Schritte hinter sich. Jäh, als ob sie bei etwas Bösem ertappt wären, wandten sie sich um. Doktor Kallmorgen ging an ihnen vorbei und grüßte höflich. Sie hatten ihn vorher nirgends bemerkt. Es war nur möglich, daß er in der Strandhütte gesessen hatte, die sie für leer gehalten. Dicht hinter ihnen war er mit seinen Pflanzen beschäftigt gewesen. Vermutlich hatte er ihr Gespräch gehört.

Tora sah, wie ihr Schwager dem rasch Vorausschreitenden einen wütenden Blick nachwarf. Etwas Furchtbares verkrampfte plötzlich seine Züge. Er hob den Stock und machte Miene, dem harmlosen Botaniker nachzustürzen. Sie hielt ihn angstvoll fest. „Um des Himmels willen! Was tust du!?"

„Das ist ein Spion!"

„Spion —?"

„Der Schurke hätte sich bemerkbar machen müssen!"

„Aber Josef — warum denn?"

„Bin ich jetzt nicht laut genug? Müßte er sich jetzt nicht umwenden?"

„Du bist überreizt . . ."

„Ihr macht mich wahnsinnig! Alle! Aber mit einem Spitzel bleibe ich nicht zusammen!"

Sie sprachen kein Wort mehr, bis sie im Hotel waren. Wie betäubt sann Tora Falzaros letzten Worten nach.

Zwei friedlose Tage folgten. Betty war unglücklich. Was so verheißungsvoll begonnen, brach wieder in sich zusammen. Ihr Groll richtete sich gegen die Schwestern, besonders gegen Tora. Noch einmal regte sich der Zweifel in Betty, ob sie Toras sicher war. Was sie seit der unseligen Fahrt nach Budapest im Innersten bereute, schien nun doch berechtigt zu sein. Falzaro wurde immer unruhiger. Die gute Stimmung des ersten Tages war verflogen. Wortlos nahm er mit den Schwestern die Mahlzeiten ein, arbeitete in seinem Zimmer und ging bei den Spaziergängen allein voraus. Er hielt es jetzt mit keiner mehr, das wollte er zeigen. Sie sollten ihn so lange entbehren, bis sie zu ihm kamen. Tora hielt eng sich an Helene. Betty aber erlebte den tiefsten Schmerz — Falzaro wurde auch ihr gegenüber gleichgültig. In seinen unsteten Augen lebte etwas, was sich fort sehnte. Schlaflos litt sie unter seiner Schlaflosigkeit. Eines Morgens belauschte sie

seinen Traum. Er krampfte die Faust auf der Brust und flüsterte: „Ich will hinauf! ... Alter Schurke! ... Da kommt er wieder! ...“ Er rang mit etwas. Ein Ächzen, ein qualvoller Laut. Betty stand vor ihm, ihre Augen öffneten sich weit. Halb trieb es sie, weiter zu hören, halb jagte sie die Angst, ihn zu wecken, denn er träumte. Schließlich rüttelte sie ihn. Da öffnete er die Augen und fuhr empor. „Was hab ich denn gesagt? ... Was willst du, Betty? ... Kennt ihr den Kerl aus Jena schon lange? ...“

Betty strich dem Verwirrten über die schweißtriefende Stirn. „Kallmorgen? Wie kommst du denn auf den? Sei ruhig, Josef. Du hast die Hand auf der Brust gehabt.“

„Was hab ich gesagt? ... Ich habe gesprochen im Schlaf? ...“

„Nichts. Gar nichts, was Sinn hatte.“

„Mir ist nicht gut. Ich bin nicht wohl, Betty. Ich darf abends keinen Hummer essen. Nichts darf ich mehr. Verdammtes Dasein. Nun ist man so weit — was hat man davon?“ —

Der folgende Tag sah Falzaro in gesteigerter Unruhe. Jetzt wurden auch Helene und Tora besorgt. Man beriet, ob man ihn fortschicken sollte, vielleicht in das Getriebe einer großen Stadt, das ihn auf andere Gedanken brachte. Einen Arzt wagte man nicht zu fragen. Falzaro aß bis gegen Abend nichts und sah sich, sobald er das Haus verließ, wie nach Verfolgern um. Betty glaubte an eine Wiederkehr des Traumes. Tora aber verschwieg, was sie wußte. Falzaro fürchtete

Kallmorgen. Der harmlose Botaniker war ein Gespenst für ihn.

Die größte Unruhe zeigte er in der Erwartung der neuesten Zeitungen. Als sie endlich eintrafen, schloß er sich mit ihnen ein. Er kam nicht mehr zum Vorschein. Als Betty bei hereinbrechender Nacht zu ihm wollte, verweigerte er ihr den Eintritt. Seine Stimme klang dumpf und fremdartig. Aber der Ton war hart — man brauchte nicht für ihn zu fürchten. Weinend gab Betty schließlich ihr Recht auf und folgte den Schwestern, die sie bei sich aufnahmen.

„Was hat er nur? Kann es an den Zeitungen liegen? Lene! Was mag in den Zeitungen stehen?"

Helene und Tora wagten keine Antwort. Nachdem sie Betty etwas beruhigt hatten, beschlossen sie, mit ihr bis zum Morgen zu wachen, auf jeden Laut zu horchen, der aus Falzaros Zimmer kam. Aber die Müdigkeit überwältigte sie. Gegen Morgen schliefen die drei Schwestern, aneinander gelehnt. —

Als sie um neun Uhr auffuhren und an Falzaros Tür eilten, fanden sie sie offen. Auf dem Tisch lag ein Zettel, von seiner Hand beschrieben: „Konnte es in diesem Nest nicht mehr aushalten. Verzeiht mir, Kinder. Ich reise ab und weiß noch nicht, wohin. Ich gebe bald Nachricht und lasse Betty nachkommen. Am besten Betty allein. Mit Lene und Tora kann ich mich nicht mehr verständigen. Gruß. Josef."

Betty starrte wie betäubt auf das Blatt. Dann wandte sie sich wild zu ihren Schwestern: „Ihr habt ihn vertrieben! Mich will er! Nur mich! Ihr habt

nicht gut an mir gehandelt!“ Sie brach in Tränen aus.

Helene wollte heftig losfahren, aber Tora hielt sie in mühsam erkämpfter Fassung zurück. „Du bist krank, Betty. Du tust uns unrecht.“

Die Wirtsleute erzählten, daß Falzaro um sieben Uhr zum Dampfer hinausgeeilt sei. Dortje erklärte mit leuchtender Miene, daß sie ihm den Koffer bis aufs Schiff getragen habe. Wohin das Schiff fahre? Das habe viele Stationen. Man könne nicht wissen, wo der Herr aussteigen werde. Herr Baas sprach aber die menschenkennerische Vermutung aus: in Ostende.

Erst wollte Betty ihm sofort nachfahren — dann aber folgte sie dem Rat ihrer Schwestern, auf Falzaros Nachricht zu warten. Es tröstete sie doch, daß sie die einzige war, die er zu sich rufen wollte. —

Als die Schwestern nachmittags, matt von all den Aufregungen, wieder einsam am Strande lagen, näherte sich ihnen Doktor Kallmorgen. Er wagte die Ansprache, weil der unfreundliche Gatte nicht mehr zugegen war. Tora fühlte die heftigste Abneigung gegen eine Vertraulichkeit mit dem Sachsen. Betty und Helene aber grüßten ihn erfreut. Ihnen tat es nach den verzweifelten Tagen wohl, einen ehrlichen Mann vor sich zu haben.

Dr. Kallmorgen ließ sich bei ihnen nieder. Das Gespräch führte die bedrängten Frauenherzen weit. Tora hörte mit wachsendem Schrecken, daß der Botaniker die Schwestern ausfragte. Er wurde ihr immer unheimlicher, sie konnte sich sein Wesen nicht erklären. Auffallend war es auch, daß er sich an Tora am wenigsten wandte. Er schien

sich bewußt zu sein, daß er sie belauscht hatte. Er war unzart genug, trotzdem ihre Schwestern auszufragen. Sie teilten ihm ihre Sorgen mit. Es stellte sich allmählich heraus, daß Dr. Kallmorgen gut orientiert war. Er wußte von Bernd Brahes Tode. Er interessierte sich ungemein für die endliche Aufklärung des Verbrechens. Leider aber sei immer weniger Hoffnung dafür vorhanden. Die Brahetöchter lauschten scharf, am schärfsten Tora. Dr. Kallmorgen neigte zu der Ansicht, daß der Zigeuner, den man laufen gelassen, der Schuldige gewesen. Mit tiefstem Mitgefühl sprach er von den Leiden, die Brahes Töchter nun fast ein Jahr schon ertragen hätten. Sein Gefühl war echt, ein Freund sprach zu den Frauen. Jetzt wurde auch Tora zu ihm hingezogen. Ohne daß sie es merkten, gelang es dem Botaniker, die Schwestern offenherzig zu machen. Seine Augen ruhten oft mit echter Ergriffenheit auf ihren jungen Gestalten. Er verstand sie, er ahnte die Verschlingung ihres Schicksals. Mehrere Stunden saßen sie mit ihm am Strande. Bis es dunkelte. Als sie dem Hotel zuschritten, wagte Betty den neuen Freund auch nach den Zeitungen zu fragen. Doktor Kallmorgen machte eine beschwichtigende Handbewegung: „Nichts von Bedeutung."

„Gibt es Krieg?" fragte Tora mit einem unglücklichen Versuch, harmlos zu erscheinen.

Der Gelehrte sah sie lächelnd an. „Nein, gnädiges Fräulein. Aber von unserem Thema stand etwas darin."

„Wovon? . . ."

„Eine aufgebauschte Sensation. Ich halte es wenigstens dafür. In der Braheschen Mordsache soll man

auf eine neue, überraschende Spur gekommen sein. Sie wird mit der Rückkehr eines Mannes in Verbindung gebracht, der Ihrem Vater nahe gestanden hat. Näheres ist nicht darüber gesagt, und kein Name genannt. So etwas taucht plötzlich auf und verschwindet wieder. Nach meiner Ansicht ohne jede Bedeutung."

Doktor Kallmorgen hatte ruhig gesprochen und vor sich hingesehen. Er blickte die Schwestern nicht mehr an, bis sie im Hotel waren. Langsam folgten ihm die Brahetöchter, mit hängenden Gliedern, wie Willenlose, Überführte. Als sie das Haus betraten, kamen dem Doktor zwei Männer entgegen. Sie waren den Schwestern unbekannt. Der eine überreichte Kallmorgen ein Telegramm. Er las es und verzog keine Miene. Dann bat er die Damen, ihm in sein Zimmer zu folgen. Ohne überlegen zu können, kamen sie der Aufforderung nach. Dr. Kallmorgen schloß die Tür und zeigte ihnen eine blanke Marke, die er unter dem Rock trug. Die Schwestern starrten auf das sonderbare Ding, das sie nie an ihm bemerkt hatten. Dann hörten sie mit sausenden Ohren seine Worte: „Ohne Weiterungen, meine Damen — ich habe eine peinliche Pflicht zu erfüllen. Mein Name ist Hesse, ich bin königlich sächsischer Kriminalkommissar. Dieses Telegramm meldet mir, daß Herr Falzaro in Ostende verhaftet worden ist. Er ist des Mordes an Professor Brahe dringend verdächtig. Er wird in den nächsten Tagen nach Eschenburg transportiert werden. Ich bitte Sie, fassen Sie sich. Mein Gefühl Ihnen gegenüber bleibt das beste. Ich muß Sie jetzt in Haft nehmen, aber es handelt sich nur um eine

Schutzhaft. Sie werden unter Bedeckung nach Hause zurückkehren. Selbstverständlich sind Sie nicht belastet. Gnädige Frau!“

Er wollte Betty zu Hilfe eilen, aber Frau Falzaro lag schon ohnmächtig in den Armen ihrer Schwestern.

Drittes Kapitel

Es war nicht zu leugnen — ganz Eschenburg nahm einen Aufschwung, als der Mordprozeß Falzaro begann. Nun hatte man ihn also doch. Was sollten denn auch die Ungarn damit? Jeder Eschenburger hatte die deutsche Bürgereigenschaft, juristisch geschult zu sein, ohne etwas von Jurisprudenz zu verstehen. Man las ja soviele Prozesse. Überall platzten die Meinungen aufeinander. Allmählich aber verdichteten sie sich zu der einmütigen Anschauung: Falzaro ist schuldig. Doch was half das alles? Falzaro leugnete. Er bestritt jeden Zusammenhang mit der Tat. Er war von einer ehernen Selbstbeherrschung. —

So wuchs die ungeheure Spannung. Mochte kommen, was wollte — Eschenburg gewann dabei. Der Sensationsprozeß brachte viele Fremde. Man sah zum erstenmal ein internationales Treiben. Die Sache hatte zwiefach unwiderstehlichen Reiz. Die juristische Welt interessierte sich dafür, wie die Welt der Frauen. Es war nichts roh Tatsächliches, kein viehisches Verbrechen eines armen Teufels — in diesem Prozeß handelte es sich um die seltsamsten Seelenkomplikationen.

Es lag von vornherein etwas hinter den Dingen, was auf große Überraschungen hinwies. Der Ermordete war kein geiziges, altes Weib, sondern Bernd Brahe, der berühmte Gelehrte. Des Mordes verdächtig war kein gleichgültiger Prolet, sondern ein Mann, der das Leben einst beherrscht hatte. Ein schöner, gebildeter Mann mit Geniezügen. War er wirklich in solche Verworfenheit geraten? Mochte Falzaro ein Spieler und ein Abenteurer sein — der Sturz bis zum Mörder war zu tief. Er hatte sein Alibi bereit. Trotzdem ... Wenn man sich umsah auf der Welt — er war der einzige, der Brahe nach dem Leben getrachtet haben konnte. Als Falzaro noch frei gewesen, hatte sich niemand mit diesem Verdacht herausgetraut. Nun saß er fest. Nun murrte die Stimme des Volkes gegen ihn. Nun wuchs sie, bis sie Gottes Stimme wurde.

Kein Eschenburger hatte Bernd Brahe jemals leiden mögen. Als im fernen Ungarn um die Sühne seines Todes gekämpft worden, hatte man sich abgewandt, als ob man von einer unkontrollierbaren Katastrophe in China läse. Nun aber, im benachbarten Justizpalast sah die Sache anders aus. Jetzt lebten Staatsanwalt und Verteidiger, Zeitungsredakteure, Ärzte und Ladenbesitzer von ihr. Die ganze Stadt nahm einen Aufschwung. So gehörte es zum guten Ton, eine Art Nationaltrauer um Bernd Brahe an den Tag zu legen. Nur der Verstorbene wäre ein würdiger Zuschauer für das Schauspiel gewesen, als Hofjuwelier Niemeyer reichen Amerikanern Schmuckzeug vorlegte und sofort erwähnte, daß seine Villa der des Ermordeten benach-

bart sei. Das stärkste Interesse aber wandte sich den Töchtern des Professors zu. Helene und Tora wohnten wieder im Vaterhause. Betty war in Falzaros Wohnung geblieben. Den Schwestern wurde alles Schwere noch erschwert. Sie fühlten die wispernde Neugier um sich herum. Obwohl sie ihre Harmlosigkeit behielten, spürten sie doch, daß man sie nicht als Menschen betrachtete, die abseits von den Dingen ihr persönlichstes Leid trugen. Helene empfand es zuerst: Sie war den Leuten interessant. Man bemühte sich um sie. Sie hatte sich täglich eines Interviewers zu erwehren, und es kam so weit, daß vornehme Damen sie besuchten, ihr voll Teilnahme gegenüber saßen, um, nach dem Zweck ihres Besuches gefragt, plötzlich auf Brahes Tod zu kommen. Helene sei ja die einzige Zeugin des Verbrechens. Es sei doch äußerst interessant, von ihr etwas darüber zu erfahren. Helene hatte wohl die Energie, solche Zudringlichkeit hinauszubefördern, aber es blieb ein menschenfeindliches Leid in ihr zurück. Tora half, so gut sie konnte. An sich selbst erfuhr sie, daß die Trauerkleidung ihr zu gut stand. Sie hatte mehrere Heiratsanträge zu bestehen, die nicht nur ihrem Vermögen galten. Der berühmte Name erwies sich als Kapital. An Betty kam man nicht heran. Frau Falzaro war krank aus Holland zurückgekommen. Sie blieb in Eschenburg bettlägerig. Ihre Wohnung wurde von Peter Kugleut bewacht. An die Bauernfäuste des Privatdozenten wagte sich kein Reporter. Auch Helene und Tora profitierten davon. Sobald sie sich auf der Straße zeigten, war der treue Knappe hinter ihnen. Helene

zeigte Peter ihre Dankbarkeit. Tora ließ ihn nur erraten, daß ihr Gefühl für ihn weicher und ernster geworden war. —

Noch einen Freund fanden die einsamen Frauen in ihrer Lebenskrise. Ein Einsiedler und Menschenverächter war es, wie Peter Kugleut, wenigstens in seinem ärmlichen Heim — draußen in der Welt trug Hermann Levin eine undurchdringliche Maske. Das spöttische Wesen des grundgescheiten Juden war gefürchtet, aber auch beliebt. Er war der echteste Künstler in der kitschigen Geschmacksatmosphäre von Eschenburg. Seine Werke, phantastische Radierungen, wurden von Kennern hochgeschätzt, aber sie ernährten ihren Schöpfer so schlecht, wie niemand es ahnte. Hermann Levin hatte eine aristokratische Armut. Es gehörte zu seinem asketischen Lebensgenuß, daß niemand davon wissen durfte. Er klagte nicht. Er wollte nur seine Arbeit, und was des Körpers Notdurft brauchte, war ihm Nebensache. Er verachtete den Körper, so lange der Geist herrschte. Er liebte die Welt mit seinem starken, alles durchdringenden Skeptizismus. Sie spielte ihm eine unerschöpfliche Komödie vor. Er ließ sich „gratis" unterhalten. Deshalb ging er in Gesellschaften, sogar zu Justizrat Gabriel und Redakteur Froheimer. Niemand kannte ihn eigentlich, den kleinen, witzigen Mann. Nur Seelenkenner ahnten in seiner Kälte die Glut.

Professor Brahe hatte Hermann Levin erst kurz vor dessen Tode kennen gelernt. Er fühlte, was ihm an diesem verwandten Charakter entgangen war. So wandte sich denn sein Interesse, sein scheuer, auf-

gespeicherter Freundschaftstrieb den verlassenen Töchtern zu. Durch Peter Kugleut lernte er sie kennen. Täglich ging Hermann Levin nach der Arbeit im Stadtgarten spazieren. Das lebhafte Treiben im Herbstsonnenschein erfreute den Künstler. Aufmerksam betrachtete er die Eschenburger auf ihren vielverschlungenen Wegen. Dann suchte er die versteckteste Bank des Stadtgartens, die am Wasserfall. Hier wollte er sich der Lektüre der Abendzeitung hingeben. Als er durch das dichte Gebüsch auf sein Plätzchen zuschritt und schon einen anderen „Spaziersitzer" dort bemerkte, ärgerte er sich. Dann aber erkannte er den Störenfried. Es war der einzige, den er hier duldete: Peter Kugleut. Der Privatdozent wollte sich ebenfalls erholen, bevor er das Ziel seiner Abende aufsuchte: Betty Falzaros Wohnung. Levin gehörte zu den wenigen Menschen, die Peter sympathisch waren. Er fühlte mit dem Künstler, obwohl er ihn noch in dem Gesellschaftlichen stecken wähnte, das für Peter überwunden war.

Sie saßen schweigsam nebeneinander. Der Wasserfall, ein bescheidenes Naturwunder, unterhielt sie. Mit rotem Glitzern spiegelte sich die Sonne in seinen Stufen. Es war ein warmer, reiner Abend.

„Sehen Sie mal den," sagte Peter Kugleut plötzlich, auf einen alten Herrn deutend, der eben vorübergeschritten war.

„Wer ist das?" fragte Levin.

„Ich weiß es nicht. Aber Sie kennen ihn doch? Erinnern Sie sich nicht?"

Levin machte ein verblüfftes Gesicht. Dann schlug

er sich aufs Knie. „Richtig! Das ist ja Bezold! Der pensionierte Akademiedrescher aus Karlsruhe!“

Peter lächelte. „Nein. Das ist er nicht. Ich hab es auch zuerst geglaubt. Er hat nur eine fabelhafte Ähnlichkeit mit ihm.“

Levin sah dem Alten nach. „Wirklich fabelhaft.“

„Glauben Sie nun an Doppelgänger?“

„Ach so! . . .“

„Es ist erwiesen, daß Falzaro einen Doppelgänger hat.“

„Einen gewissen Lomelli, dunkle Persönlichkeit, die unauffindbar ist. Übrigens, nun sind wir ja glücklich wieder bei dem Prozeß.“

„Sie wollten sich eben davon erholen?“

„Ich komme von Justizrat Gabriel.“

„Dann kann ich kein Mitleid mit Ihnen haben. Die Leute sind mir unausstehlich.“

„Was verspricht sich denn Falzaro von seinem Doppelgänger? Sie wünschen doch wahrscheinlich, daß er freigesprochen wird?“

Peter starrte vor sich hin. „Früher hab ich das sehr entschieden gewünscht. Aber jetzt . . . Ich sag Ihnen, Herr Levin, wenn sie da hineinsähen, in das furchtbare Leiden, das der Mensch über die Mädels gebracht hat . . .“

Levin nickte. „Ich kann es mir vorstellen. Es gibt aber nur zwei Möglichkeiten: Entweder hat Falzaro den Lomelli wegen seiner Ähnlichkeit gedungen und als Falzaro nach Ägypten geschickt. In diesem Fall hat Lomelli das Telegramm in Triest an Betty aufgegeben.

Oder der Mann, den Helene auf dem Krakauer Bahnhof für Falzaro gehalten hat, war Lomelli. War er es, dann ist er von Falzaro entweder für den Mord gedungen worden, oder er hat es auf eigene Faust getan und die Ähnlichkeit mit Falzaro ausgenutzt. Der letzte Fall ist der einzige, der Falzaro herausreißen könnte. Aber er ist auch der unwahrscheinlichste, denn man weiß von Lomelli gar nichts. Man ist auf Falzaros Mitteilungen angewiesen."

Peter Kugleut schüttelte den Kopf. „Warum sich die Leut nun nicht an die klaren Tatsachen halten."

„Tatsachen?"

„Er hat doch ein viel besseres Alibi, als der Zigeuner? Er ist am 10. September von Triest nach Alexandrien gefahren. Da kann er doch am 10. September unmöglich in den Karpathen gewesen sein?"

„Ich glaube, lieber Herr Doktor, wir verstehen das nicht, wir sind keine Juristen. Der Zigeuner ist unschuldig. Falzaro ist der einzige, der schuldig sein *könnte*. Auf gradem Wege ist nichts zu erreichen. Aber vielleicht verschnappt er sich. Vielleicht verwirrt ihn der Prozeß, und dann haben sie ihn."

„Pfui Teufel!"

Levin schüttelte lächelnd den Kopf. „Eine Bemerkung dürfen Sie mir nicht übelnehmen: Die Brahesche Partei ist manchmal schwer zu verstehen."

„Wieso?"

„Man muß doch annehmen, daß Helene und Tora auf Seiten ihres Schwagers sind? Warum haben sie ihr Zeugnis nicht verweigert? Betty ist von der Un-

schuld ihres Mannes überzeugt. Helene aber hat plötzlich dem Untersuchungsrichter etwas vollständig Neues erzählt — daß sie am 8. September abends auf dem Bahnhof in Krakau einen Mann gesehen habe, der Falzaro gewesen sein kann."

Peter fuhr heftig auf. „Das verstehen Sie nicht! Nein, nein! Die Mädels sind die beiden einzigen Menschen in diesem Nest, die unbedingt ehrlich sind! Darum haben sie ihr Zeugnis nicht verweigert! Helene hat anfangs den Falzaro nicht in die Tinte bringen wollen! Aber sie hat an ihren Vater gedacht und wollte nichts verschweigen! Tora wird es grad so machen!"

„Was weiß denn Tora?" fragte Levin mit einiger Spannung.

„Ach — wissen tut sie wahrscheinlich gar nichts! Aber um so mehr fühlen — darauf verlaß ich mich! Sie hält natürlich zu ihrer Schwester! Ich auch! Man vergeht ja bei dem armen Weib! Aber käm es der auf einen Meineid an? Die beiden Mädels — die wissen, was sie schwören dürfen! Ach Gott!" Der vielgeprüfte Freund der Brahes sprang plötzlich auf. „Wer kennt sich da aus? Ich helfe den armen Geschöpfen, bis alles vorüber ist! So oder so! Mehr kann ich nicht machen."

Ernst schritten die beiden Männer durch die Anlagen in die Stadt zurück. Noch immer wanderten die vergnügten Eschenburger an ihnen vorüber. Vor dem Hause, wo Frau Falzaro wohnte, jetzt ein traurig berühmtes Haus, sagte Levin dem Privatdozenten adieu. Er gab ihm flüchtig die Hand, und als er sich ab-

wandte, mußte er einer schwarz verhüllten Dame ausweichen. Es war Helene Brahe. Er grüßte sie tief, und sie neigte den Kopf. Dankbar, daß Levin sie nicht angesprochen, ging sie neben Peter zu Betty hinauf.

Viertes Kapitel

Tora öffnete den beiden. „Sie schläft," flüsterte sie. „Sie ist endlich ein bißchen ruhiger. So wär's auch nicht weiter gegangen. Arme Lene — bist du bis jetzt herumgelaufen? Ich habe dir Kaffee warm gestellt. Trink nur. Sie auch, Herr Doktor."

Peter empfand es dankbar, daß Tora auch an ihn dachte. Er folgte den Mädchen in das Speisezimmer. Dort konnten sie lauter sprechen — Bettys Zimmer lag zum Garten hinaus. Helene strich sich wiederholt über die Stirn, als wollte sie ihre Gedanken ordnen. Die Anderen saßen still am Tisch und betrachteten sie.

„Weiß Betty, daß ich das von dem Abend in Krakau ausgesagt habe?" fragte Helene plötzlich.

Tora war zusammengezuckt. „Nein, Lene. Das darf sie auch niemals wissen."

„Mir ist besser, seitdem es heraus ist," fuhr Helene fort. „Es ist ja nur ein ganz unzuverlässiger Eindruck gewesen. Aber solange ich es in mir herumtrug, hatte ich keine Ruhe. Jetzt ist die Quälerei zu Ende. Jetzt weiß ich auch auf der Straße wieder, was Wirklichkeit ist. Versteht ihr mich?"

Sie sah sie mit ringenden Augen an. Tora schwieg. Peter aber sagte: „Man kann nicht immer bloß an die Andern denken.“

Da legte Tora ihre Hand auf Helenes Hand. „Ich versteh dich, Lene. Ich will es genau so machen. Ich werde mich wie du verhalten.“

„Du wirst es schwerer haben, Tora.“ Eine eigentümliche Sorge klang aus Helenes Worten.

„Warum denn? Weil ich immer Dummheiten mache? Vor Gericht ist das anders. Da nehm ich mich schon in acht.“

„Du sollst dich nicht in acht nehmen. Das mein ich nicht. Aber was sie dich fragen werden, geht alles aufs reine Gefühlsgebiet.“

„Aufs reine Gefühlsgebiet? Warum?“

„Nun, sie werden dich doch nach deiner Meinung über Falzaro fragen.“

„Ich werde sie sagen.“

„Aber ich merke schon, sie haben eine Tendenz, alles zu verdächtigen. Sie werden dich nach hundert Einzelheiten aus der Vergangenheit fragen, die du unmöglich noch wissen kannst.“

„So werde ich erklären, daß ich es nicht mehr weiß.“

Helene starrte vor sich hin. Peter Kugleut erhob sich und ging ins Nebenzimmer.

Der Schein der Ampel über dem Tisch fiel auf Toras loses Blondhaar und das kleine, weiße Gesicht. In ihre Augen konnte um solche Stunde etwas Großes und Gefährliches kommen. Das schwarze Kleid verstärkte es noch. Helene sah visionär auf ihre Schwester. Sie schien

etwas Anderes zu denken, als sie aussprach. „Tora, wir wollen uns klar werden ... Wir müssen uns wirklich einmal klar werden ... Wenn nur Justizrat Gabriel ein anderer Mensch wäre.“

„Er verteidigt doch. Schon in seinem eigenen Interesse wird er zuverlässig sein.“

„Sehr fein bemerkt. Aber was er für Falzaro ist, das ist er nicht für uns.“

„Was haben wir uns um Gabriel zu kümmern?“

„Doch, Tora ... Der Verteidiger kann der ganzen Sache eine Richtung geben ... Bedenke, er ist jeden Tag mit Falzaro im Untersuchungsgefängnis zusammen. Sie machen alles miteinander aus.“

„Nun — und?“

„Falzaro haßt uns —“

„Ich glaube nicht, daß er mich haßt ...“

„Warte es ab. Er ist ein Mensch, bei dem man nie weiß, ob ihm mehr am Leben oder an seiner Rache liegt.“

„Tut mir leid, Lene ... Ich versteh dich wirklich nicht ...“ Tora stützte den Kopf in die Hände. Dann, als sie den Blick ihrer Schwester auf sich ruhen fühlte, fuhr sie plötzlich auf. „Ach so! ... Du, ich sag dir — vor allen Dingen ist er ritterlich!“

Da packte Helene ihre Hand. „Jetzt sage mir, Tora — offen und ehrlich — bevor die Andern daran rühren — sage mir, was war damals in Budapest? Als du und Betty zu ihm reistet? Als Betty zuerst zurückkam — und dann du nach Papas Tode —?“

Tora lachte gequält auf. „Ach, das ist es! Das

willst du wissen! Aber Lene, Lene! Wenn du mich erst fragen mußt! Erzähle mir doch, was du in Holland mit ihm hattest?“

Helene warf ihr einen funkelnden Blick zu. „Ich komme nicht in Betracht!“ rief sie rauh.

„Ich auch nicht! Ich ebensowenig! Ich will dir ganz genau sagen, wie das in Budapest war! Er hat uns vom Bahnhof abgeholt, Betty und mich — und abends im Hotel haben wir Champagner getrunken — da hat er ganz unsinnige Reden geführt — von neuen Unternehmungen. Ich glaubte ihm kein Wort. Und wie ich's nicht mehr aushielt, habe ich ihm mal die Wahrheit gesagt. Und da kam es — da hat Betty die größte Taktlosigkeit ihres Lebens begangen. Sie war ganz exaltiert, sie wollte ihn um keinen Preis wieder fortlassen und hat geschrien: ‚Tora, du mußt ihm jetzt glauben! An dich hält er sich!‘ — Ich spürte das wie einen Schlag ins Gesicht, sprang auf und rannte davon. Es war wie ein Wahnsinn — ich trieb mich noch eine Woche lang in den entlegensten Nestern von Ungarn herum, nur aus Todesangst, den beiden wieder zu begegnen. Was aus ihnen wurde, erfuhr ich erst, als ich nach Eschenburg zurückkam.“

Helene starrte vor sich hin.

„Glaubst du mir?“ rief Tora, aufspringend.

„Ich glaube dir ... Gewiß ... Sei ruhig ... ich weiß ja auch, all das hängt nicht mit dem Prozeß zusammen. In dem Prozeß handelt es sich um Geld. Aber darum bin ich so namenlos empfindlich, wenn man unsere Angelegenheiten anrührt. Wenn man Licht

machen will, wo wir längst Licht haben ... Ach, wären wir doch erst fort! Auf Nimmerwiedersehen! Aus diesem bösen, heimtückischen Klatschnest! Herr Froheimer ist hier der Gott! Wie frech der einen jetzt grüßt!"

„Lene, Lene — um was kümmerst du dich?"

„Unser armer Papa war der Bande gewachsen. Wir sind es nicht."

Peter Kugleut war leise wieder eingetreten. „Ich habe den Carlyle mitgebracht. Soll ich vorlesen?" fragte er schüchtern. Helene nickte. Tora aber ging zur Tür. „Ich muß erst nach Betty sehen." Nach einer Weile kam sie zurück. „Betty möchte Sie gern sprechen, Herr Doktor. Sie ist so eigentümlich — ich werde gar nicht mehr aus ihr klug. Wenn sie nur nicht geistig gelitten hat." Jetzt gingen alle drei in das Krankenzimmer. Peter hatte Falzaros Frau mehrere Tage nicht gesehen. Er erschrak bei ihrem Anblick. Ein Schatten nur noch war von dem schönen Geschöpf übrig. Was da mühsam das abgezehrte Köpfchen aus dem Kissen hob, konnte Betty Brahe nicht sein. Nun fühlte Peter erst, wie schuldig Falzaro war.

Sie gab ihm ihre fieberfeuchte Hand. „Also nun wird es anfangen? ... Wenn sie ihn nur nicht zu sehr quälen ... Vielleicht kommt Gabriel morgen ... Ist das nicht furchtbar? Ich kann die Berichte nicht lesen ... Meine Augen ... Und vorgelesen darf mir nichts werden ... Das ist streng verboten ... Streng verboten."

„Wir erzählen dir alles, Liebling," flüsterte Tora.

„Das hoff ich ... Das seid ihr mir schuldig, nicht

wahr? . . . Nun, es wird ja nicht lange dauern — dann stellt sich seine ganze Unschuld heraus . . . Wenn ich nur bald hin könnte . . . Wenn ich bei ihm gewesen bin, ist alles klarer . . . Verlaßt euch drauf . . .“

„Nächste Woche, meint der Arzt . . .“

„Da kommt ja bald das Urteil! . . .“

Sie schluchzte plötzlich in schrecklicher Erschütterung und schlug die Hände über ihr Gesicht. „Es ist doch nicht möglich!! — — Er soll Papa wegen des Geldes —! Unsern armen Papa! Papa war alt und krank! Er hätte ja bald gehabt, was mir gehört! Und eures auch! Nicht wahr — ihr hättet es ihm doch gegeben! Wofür leben denn Frauen, wenn nicht für einen kämpfenden Mann!“

Helene und Tora antworteten nicht. Peter aber sah fragend auf Tora. Nach Sinnesverwirrung klangen diese Worte nicht. Da fuhr die Kranke plötzlich fort: „Ich werde ein Kind annehmen! Das tu ich ganz bestimmt! . . .“

Erstaunt sahen die anderen sie an.

„Das Kind soll alles haben, mein ganzes Sündengeld. Ein armes, gutes, reines Kind! Wenn ich von Josef eins hätte — ja, dann wär alles anders. Dann hätt ich die Kraft gehabt . . .“

Sie warf sich zurück, und ihr Bewußtsein verlor sich allmählich. Zusammenhanglose Worte flüsterte sie noch. Tora blieb bei ihr, und Peter kehrte mit Helene in das Speisezimmer zurück. Sie zwangen sich nur mit Mühe zu der Zerstreuung, die Peters Vorlesung ihnen brachte. —

Am ersten Verhandlungstage wurde Falzaros Verhör begonnen. Dem Andrange des Publikums waren die Eschenburger Gerichtsdiener nicht gewachsen. Einen „Sensationsprozeß" hatte man noch nie gehabt. Es kam zu grotesken Szenen. Vor dem Eingang zum Schwurgerichtssaal entstand eine Prügelei, in die beinahe der Staatsanwalt hineingezogen wurde. Vornehme Damen, Frauen von bekannten Großindustriellen, hatten es gewagt, ohne Karten in den Saal zu dringen. Feindinnen denunzierten sie — die Gerichtsdiener wurden der Bestechung beschuldigt. Es gab ein fürchterliches Durcheinander. Während die Zeugen lachend den Kampfplatz umstanden, sah man einen wohlgenährten, lockigen Herrn melancholisch vor sich hin nicken. Jedermann kannte ihn. Es war Herr Grünhut, Direktor des Stadttheaters. „Da sehen Sie einen Andrang," sagte er zu Bogumil Leiser, dem rastlosen Reporter. „Wenn die Eschenburger das jemals an meiner Kasse täten!" Leiser nickte, hatte aber nur wenig Sinn für Grünhuts Philosophie und mußte sorgen, daß er mit seiner Pressekarte in den Saal kam.

Die Verhandlung hatte insofern ein überraschendes Ergebnis, als das Verhör des Angeklagten heute schon zu Ende geführt wurde. Erstaunt las dies die Außenwelt (Innenwelt war jetzt der Schwurgerichtssaal) in den Morgenblättern. Man hatte sich von der Verstocktheit Falzaros ein längeres Verhör versprochen. Oder lag in solcher Schnelligkeit vielleicht die besondere Taktik des Präsidenten? Kenner hatten nicht den Eindruck. Jedenfalls mochte Landgerichtsdirektor Schwartze

erst im Laufe der Verhandlung dazu gekommen sein. All seine Behutsamkeit wurde von Falzaro über den Haufen geworfen. Auch aus den Zeitungsberichten formte sich das Bild: einen faszinierenden Eindruck machte der Angeklagte. Nicht nur seine kalte Ruhe, die jeder Frage gewachsen war und aus der Einsamkeit der Untersuchungshaft ein vollendetes Gedankenresultat mitbrachte — er wußte auch immer den Vorhang mystischen Dunkels über seinen Antworten zu lassen. Auf sein bleiches Gesicht kam zuweilen ein Lächeln. Er glich dem Märtyrer einer größeren Sache. Stolz streifte sein Blick die Menge im Zuhörerraum. „Ihr drängt euch in ein seelisches Geheimnis," schien er zu sagen. „Geht." All seine Antworten klangen höflich und von leisem Spott durchzogen. Er zwang den Gerichtshof, Rücksicht auf ihn zu nehmen. Er hatte Mittel, um einzuschüchtern, vor denen jede Erfahrung fehlte. Präsident Schwartze versah es von vornherein im Ton diesem Angeklagten gegenüber. Er fühlte sich persönlich geniert. Falzaros Erscheinung erinnerte ihn an Abende, die der Angeklagte in seinem Hause verbracht hatte, er beneidete die Geschworenen, die in harmloser Objektivität lauschen konnten. Um seine Fassung wiederzufinden, verlor der Präsident den bewährten Ton vertrauensuchender Milde. Er wurde hitzig und schroff. Sein ganzes Wesen hieß Verdacht. Dadurch wurde das Verhör geschädigt. Staatsanwalt Kühne empfand die zunehmende Unruhe des Vorsitzenden und wurde selbst nervös. Halb Europa sah auf das Eschenburger Gericht — man durfte sich nicht blamieren. Justizrat Gabriel aber lehnte sich

mit dem behaglichen Lächeln eines Verteidigers zurück, der einen „tüchtigen" Klienten hatte.

Aus den kargen, immer etwas dunklen Worten Falzaros klang als Wesentlichstes hervor, daß er sich Professor Brahe genähert habe, weil er seine Tochter Betty lieb gewonnen. So erklärte er die Verfolgung in Abbazia, den Verkehr in Bocclari. Man konnte nicht erkennen, ob Falzaro den guten Eindruck spürte, den er dadurch machte. Ein liebender Mann war immer ein weniger schuldiger Mann. Er sprach geniert, als wunderte er sich, warum man überhaupt nach seinen intimsten Angelegenheiten frage. Er schien das Recht zu fühlen, den Präsidenten nach seinen eigenen auszuforschen. Einen Zusammenhang dieser Dinge mit Brahes Ermordung schien er nicht zu verstehen. In liebevoller Ehrfurcht sprach Falzaro von seiner Frau. Aber Betty habe das richtige Verständnis für ihn gefehlt. Er wurde in Kleinlichkeiten verstrickt und mußte das Größte im Auge behalten. Sein Untergang wäre besiegelt gewesen, wenn er nicht anderswo Verständnis gefunden hätte. Hier griff Justizrat Gabriel ein: „Wen verstehen Sie darunter?" Zur allgemeinen Überraschung ließ Falzaro seinen Verteidiger im Stich. Er lächelte nur und erwiderte: „Es tut mir leid, Herr Justizrat, diese Frage nicht beantworten zu können." Gabriel wurde rot, zuckte die Achseln und setzte sich. War das eine Komödie? Jedenfalls wollte Falzaro andere Wege gehen als sein Verteidiger. Man amüsierte sich darüber. Das gönnte man dem Justizrat. Mehrmals wiederholten sich die Zeichen ritterlicher Verschwiegenheit.

Falzaro schien weniger für sich, als für eine ungenannte Person zu sprechen. Präsident Schwartze aber legte das Schwergewicht auf Falzaros pekuniäre Abhängigkeit. Diese Seite der Sache behandelte der Angeklagte mit zorniger Geringschätzung. Obwohl man zur Verhandlung eines Raubmordes gekommen war, stimmte der seltsame Idealismus der Zuhörer ihm bei. Man wartete auf interessantere Dinge. Ratlos war vorläufig der Staatsanwalt. Falzaro behandelte ihn wie einen zufällig anwesenden, vornehmen Herrn. Das Schwert der Anklage ruhte ihm noch immer im Schoß. Er versuchte vergebens, den genialen Schwindler durch Blicke zu vernichten.

In eine Falle lockte der Präsident den Angeklagten. Falzaro behauptete, zu Brahes Lebzeiten nichts von seiner Vermögenslage gewußt zu haben. Doch der Zeuge stand schon bereit, dies zu widerlegen: Jener Bankbeamte, der von Falzaro bestochen worden war, ihm das Depot Bernd Brahes zu verraten. Die Zuhörer merkten instinktiv, daß Falzaro sich hier verfing. Ihre Stimmung wurde erst günstiger, als der famose Orden des Kaisers von Abessinien zur Sprache kam. ‚Das Kreuz der Wahrheit‘, das den Eschenburgern auf Falzaros Brust so unendlich imponiert hatte, sah auf dem Richtertische bedenklich nach Kotillon aus. Die abessinische Regierung wußte nichts von dieser Auszeichnung. Die blitzenden Steine waren falsch, das Gold vergoldetes Silber. Falzaro lachte mit, als stürmische Heiterkeit losbrach. „Wenn positive Leistungen nicht überzeugen, muß man sich mit anderen Mitteln

Respekt verschaffen," sagte er. Das graue Jupiterhaupt des Präsidenten fuhr zornig hoch: „Sprechen Sie nur zu mir, Angeklagter! Ihre positiven ‚Leistungen' sind ebenso zweifelhaft, wie Ihre Orden!" Falzaro verneigte sich mit einem unergründlichen Lächeln.

Worauf man sich am meisten gespitzt hatte, den Entwicklungsgang des außergewöhnlichen Mannes kennen zu lernen, das wurde durch sein Verhör nicht befriedigt. Trockene Daten nannte Falzaro. Man horchte vergebens und amüsierte sich nur, als seine vielen Berufe erwähnt wurden. Die Tragödie seiner hochgeborenen Mutter zog wie mit dunklen Schwingen durch den Saal, und hinter dem Mäcen in Ungarn mußte etwas kaum zu Bezeichnendes stecken.

Das Verhör näherte sich der Tat. Als man mit Spannung lauschte, was Falzaro zu der Vergiftung seines Schwiegervaters durch die spanischen Trauben sagen würde, zeigte er harmlose Ruhe. Er gab zu, die Trauben besorgt zu haben, aber die Vergiftung hänge mit einem Mittel gegen die Reblaus zusammen, das in Spanien auf die Weinstöcke gespritzt werde. Leider berühre es zuweilen auch die Beeren. Es sei nur zu bedauern, daß Brahes Hausarzt unfähig gewesen, die Ursache der Vergiftung festzustellen. Man lachte, denn Falzaros Hieb galt einem sehr bekannten und törichten Mediziner in Eschenburg.

Das Verschwinden Falzaros, als seine Spielhölle entdeckt worden, wurde vom Präsidenten nur flüchtig berührt. Auch der Staatsanwalt schien hier auf Einzelheiten keinen Wert zu legen. Falzaro erzählte, wohin

ihn seine Reisen geführt. Er sprach von der Zusammenkunft mit Betty und Tora in Budapest. Hier spürte man wieder die geheimnisvolle Ritterlichkeit. Die Damen lauschten gespannt. Sie hatten alle gehört, wie zart Falzaros Ton wurde, als er den Namen Tora aussprach. Von Betty sprach er mitleidig, von Helene gleichgültig. Aber Tora, Tora . . . Schon der Name bewegte ihn. Darauf verstanden sich Frauen.

Die Spannung stieg. Man rückte allmählich an die Herbsttage heran. Da erbat sich Falzaro plötzlich die Erlaubnis zu einer besonderen Bemerkung. Der Präsident gab sie ihm unter atemloser Stille. Auch Justizrat Gabriel sah überrascht zu seinem Klienten auf. Falzaro griff sich an die Stirn — dann glitt sein Blick mit müder Ironie über den Saal hin. Er sann eine Weile. Nun sprach er. „Herr Präsident, ich weiß, weshalb ich hier stehe. Ich möchte diese Tatsache keiner Kritik unterziehen . . .“ Der Vorsitzende unterbrach ihn: „Das ist auch durchaus nicht zulässig!“ „Ich möchte damit nur sagen, daß ich mich nicht mehr dagegen wehre, obwohl es den Stärksten verrückt machen könnte. Ich habe mich mit der Tatsache abgefunden. Ich weiß, daß alles bald hinter mir liegen wird. Aber —“ „Fassen Sie sich kurz!“ „Herr Präsident, mir liegt an der Aufklärung des Verbrechens, wie Ihnen. Aber ersparen Sie mir das ewige Wiederkäuen. Lassen Sie mich nicht noch einmal das fürchterliche Verhör des Untersuchungsrichters durchmachen.“ „Das müssen Sie mir überlassen. Sie sind durchaus nicht lange in Untersuchungshaft gewesen.

Im übrigen werden Sie die Schonung finden, die Ihnen zukommt. Möchten Sie sonst noch etwas bemerken? Ich fahre in der Verhandlung fort." „Herr Präsident! . . . Herr Präsident, Sie haben mich vollkommen mißverstanden! So will ich denn deutlicher werden: Ein wahnsinniges Nonsens beherrscht diesen Prozeß!"

„Angeklagter!!" Man fuhr jetzt von verschiedenen Seiten auf Falzaro los. Auch Gabriel rief etwas, was ihn beruhigen sollte. Im Zuhörerraum herrschte große Bewegung. „Habe ich nicht mein Alibi nachgewiesen?" „Das sollen Sie hier noch einmal tun!" „Ich habe ein besseres Alibi als der Zigeuner Kerbély!" „Wir feilschen nicht darum! Es handelt sich jetzt um Sie!" „Es ist erwiesen, daß ich am 10. September, dem Mordtage, von Triest nach Ägypten gefahren bin! Die Welt ist kein Narrenhaus!" „Sie haben auf meine Fragen zu antworten! Der Zweck der Verhandlung entzieht sich Ihrer Beurteilung! Setzen Sie sich! Oder vielmehr — bleiben Sie stehen!" Ein Gelächter kam aus dem Zuhörerraum, aber der Präsident war verwirrt, er ließ es ungerügt. Die Stimmung beruhigte sich allmählich.

Gabriel erhob sich. „Ich bitte meinen Klienten dringend, beherrscht zu bleiben. Wir verstehen wohl alle, daß ein Mann, der sich unschuldig fühlt, zu solchem Aufschrei kommen kann. Die Herren Geschworenen sind Menschen — keine Juristen. Pardon, Herr Präsident! Ich bin selbst Jurist! Aber ich möchte meinen Klienten vor der Formel schützen. Wenn erst die große

Frage nach dem Doppelgänger zur Sprache kommt, dann wird alles für sich selbst sprechen."

Der Vorsitzende wollte diesen Eingriff des Verteidigers als unzulässig erklären. Auch der Staatsanwalt wandte sich dagegen. Falzaro jedoch ließ Gabriel wieder im Stich. Er nickte mit flüchtiger Dankbarkeit, als ob er an etwas Anderes dächte. Das Verhör ging weiter. Falzaro habe sich nach seinem Zusammentreffen mit Betty und Tora entschlossen, seine Angelegenheit in Afrika persönlich zu fördern. Er sei durch Spielgewinn mit Geld ausgestattet gewesen. Am Morgen des 10. September habe er von Triest aus die Reise nach Alexandrien angetreten. In Abessinien habe er die Zeit bis zum Sommer verbracht. Man könne sich bei der deutschen Gesandtschaft in Debra Tabor erkundigen. Die Nachricht von Brahes Ermordung sei erst im Winter zu ihm gekommen. Er habe weiter nichts davon gewußt, als spärliche Zeitungsnachrichten. Erst im Frühsommer sei er nach Europa aufgebrochen. Dann habe man ihn in Holland verhaftet.

Er sagte das alles, als ob er es zum hundertsten Male sagte. Mit einem zornigen Seufzer starrte er schließlich vor sich hin. —

Präsident Schwartze sammelte sich zu einem Schlußwort. Er fand seinen altbewährten Ton zurück. „Angeklagter — Sie bleiben also bei Ihrer Versicherung, daß Sie zu dem Morde an Professor Brahe in keinerlei Beziehung stehen. Sie stützen dies hauptsächlich darauf, daß Sie am 10. September von Triest nach Alexandrien gefahren sind. Nun, ich muß Ihnen sagen, daß das

nicht erwiesen ist. Sie haben einen Freund namens Franzesko Lomelli, der Ihnen schon verschiedene, recht sonderbare Dienste geleistet hat. Dieser Lomelli besitzt eine große Ähnlichkeit mit Ihnen und gilt als Ihr Doppelgänger. Er wird gegenwärtig gesucht, und voraussichtlich werden wir ihn bald in diesem Saal sehen. Auch andere Zeugen werden kommen, Schiffspassagiere und Beamte des Schiffes, die feststellen werden, ob Sie oder Lomelli am 10. September nach Alexandrien gefahren sind . . ."

„Ich sehe allen diesen Aussagen in Ruhe entgegen, Herr Präsident."

„Gut. Und wenn sich nun herausstellen sollte, daß fast zur gleichen Zeit ein Josef Falzaro auf dem Schiff nach Alexandrien und einer auf dem Bahnhof in Krakau gesehen worden ist?!"

Der Präsident fragte dies mit scharf erhobener Stimme. Er richtete sich halb auf. Unter großer Bewegung antwortete Falzaro: „Dann wird sich hoffentlich auch herausstellen, daß Franzesko Lomelli ein verschuldeter Spitzbube ist und über die Vermögenslage meines Schwiegervaters genau orientiert war. Ich hoffe dies, weil ich immer noch eine hohe Meinung von der Objektivität der deutschen Justiz habe!"

Im Zuhörerraum wollte ein Applaus losbrechen. Aber er wurde unterdrückt. Die Gerichtsdiener eilten durch die Reihen, um „Schuldige" zu fassen. Sie entdeckten natürlich keinen. Präsident Schwartze nickte mit mühsamer Fassung. „Gut . . . Ich weiß, was Sie meinen . . . Auch darüber soll volles Licht ge-

schaffen werden. Wenn Lomelli die Ähnlichkeit mit Ihnen mißbraucht haben sollte ... Was wollen Sie sagen?"

Falzaro verschränkte die Arme. „Ich bitte um die Erlaubnis, eine zweite und letzte persönliche Bemerkung machen zu dürfen."

„Ich glaube zwar nicht, daß dies Ihre letzte sein wird." Heiterkeit entstand. „Ruhe! — — Aber sprechen Sie nur! Ich schließe dann die Verhandlung."

Die neue Erklärung kostete Falzaro offenbar ein tiefes Ringen. Man sah, wie er mehrmals einen Anlauf nahm und nicht sprechen konnte. Dann hörte man folgende Worte: „Ich möchte ein für allemal erklären, daß ich die Entwicklung dieses Prozesses dem Gerichtshof überlasse — Ihnen, Herr Präsident, Ihnen, Herr Staatsanwalt, und meinem Herrn Verteidiger."

Der Staatsanwalt verneigte sich unter allgemeiner Heiterkeit.

In Falzaros Augen flackerte es seltsam. Er wurde fahl und wandte sich von den Richtern ab zum Publikum: „Ich bitte Sie von Herzen, ernst zu bleiben! Lachen Sie später! Jetzt ist es noch ernst!"

„Ich muß Ihnen das Wort entziehen," mahnte der Präsident.

„Tun Sie es noch nicht, Herr Landgerichtsdirektor! Sie wünschen doch auch nur eine Aufhellung und Beschleunigung des Prozesses?"

„Gewiß. Falls Sie sich zu einem Geständnis bequemen ..."

„Danke für dies schöne Wort. Ich könnte mich

nur zu einem Geständnis ‚bequemen‘, das Sie nicht zu hören wünschen . . .“

„Was heißt das? — —“

„Mir ist die Zunge gebunden. Ich stehe hier als Anwalt einer höheren Sache. Ich werde schweigen, aber die Sache kann ich nicht aufhellen — das geht nicht zugleich.“

Eine tiefe Pause entstand. Jetzt kam man dicht vor das Rätsel. Plötzlich spürte man völlig unentdecktes Land. Man wußte nichts und ahnte alles. Die Köpfe drängten sich vor, in glühender Hingabe. Man wollte einen einsamen Kämpfer verstehen. Einen Verbrecher, der vielleicht ein Held war. Fast empört vernahm man den schroffen Eingriff des Präsidenten. Er sagte: „Verschonen Sie uns mit Ihren geheimnisvollen Andeutungen. Ich halte das alles für Tartüfferie. Verwirren, nicht aufklären — das wollen Sie.“

Falzaro verbeugte sich. „Nach dieser Bemerkung des Herrn Vorsitzenden habe ich nichts mehr hinzuzufügen. Ich habe für das Ansehen dieses Saales nicht einzustehen. Auch der ‚Doppelgänger‘ interessiert mich nicht. Ich weiß, was ich zu tun und zu lassen habe. Ich spiele nicht mehr mit!“

Gabriel stand auf — aber die Erregung der Versammlung ließ ihn nicht verständlich werden. „Ich bitte meinen Klienten nochmals dringend, jede weitere Erklärung zu unterlassen! Er schädigt sich! Er ist in einem abnormen Zustand! Er steuert direkt auf das zu, was er um jeden Preis verhindern möchte! Die Erklärung seiner Unzurechnungsfähigkeit!“

„Dann bitte ich Herrn Justizrat Gabriel, meine Verteidigung niederzulegen!“ Falzaro rief es, am ganzen Körper bebend.

„Darüber werde ich mich nach der Verhandlung mit Ihnen auseinandersetzen!“

„Ich schließe die Sitzung!“ rief der Präsident.

Falzaro wurde abgeführt. In stürmischer Bewegung, die sich noch auf die Straße fortpflanzte, ging man auseinander. Jetzt hatte der Prozeß sein wahres Gesicht gezeigt. Durch ganz Eschenburg rann das gärende Gift. Die Telegraphenämter arbeiteten, und in den biedersten Familien saß man bis zum Morgen bei der Debatte. —

Justizrat Gabriel stärkte sich erst in einem nahen Restaurant. Dann ging er zum Untersuchungsgefängnis. Sein Zorn hatte sich gelegt. Er war jetzt eher vergnügt. Irgendeine große Ahnung beherrschte ihn. Dieser Falzaro war am Ende doch sein Meister. Sollte er sich vor ihm blamiert haben? Die Fäden der neuen Komödie, die er plötzlich gesponnen, gar nicht bemerkt? — Denn eine Komödie mußte es sein — vollkommener Ernst war unmöglich. Ein Bruch des Angeklagten mit dem Verteidiger, offen, vor Gericht, in solcher Sache — das war Gabriel noch nicht vorgekommen. Es handelte sich bestimmt um eine Irreführung der Geschworenen. Falzaro hatte die Zwölf genau studiert. Wie schlecht seine Sache seit Helenes Aussage stand, wußte er. Aber wenn Falzaro immer stärker andeuten wollte, daß er nicht allein der Schuldige war? Daß zum mindesten ein Anstifter im Spiel gewesen oder besser eine An-

stifterin? Cherchez la femme! — Man spürte, daß er für eine Frau eintrat. Fand man den zweiten Schuldigen nicht, so konnte man auch den ersten nicht finden. Wer wollte entscheiden, wer der eigentlich Schuldige war?

Trotzdem war Gabriel von der neuen Taktik Falzaros nicht überzeugt. Es gab noch leichtere Möglichkeiten, ihn frei zu bekommen. In der neuen Komplikation, die er heraufbeschwor, mußte ein persönliches Motiv stecken. Das begriff Gabriel nicht. — In dem trüben, schmucklosen Bau des Untersuchungsgefängnisses wurde der Justizrat von Habermann, dem alten Wärter, zu Falzaro geführt. Während sie den matt erleuchteten Gang entlang schritten, deutete Habermann auf eine Zelle. „Da sitzt schon einer.“

„In der Mörderzelle?“

„Schröder, den sie wegen Lustmord —“

„Ich weiß schon.“

„Wird nu der Falzaro auch bald dran kommen? Dann kriegt Wesselsky (der Scharfrichter) zu tun.“

„Falzaro wird nicht dran kommen.“

Habermann schwieg aus Höflichkeit, denn er sprach mit dem berühmten Verteidiger. Nach einer Weile sagte er: „Brauchen Sie diesen Winter wieder Äppel, Herr Justizrat?“

„Gewiß. Haben Sie welche?“

„Feine Kalwillen. Von der Gefängnismauer.“

„Was kostet das Pfund?“

„Dreißig Pfennig, Herr Justizrat.“

„Teuer, lieber Habermann. Aber schicken Sie mal zehn Pfund. Und nicht zu knapp gewogen."

„Ne, ne. Hier is Falzaro."

Gabriel trat in die Zelle. Falzaro hatte auf der Pritsche gesessen. Jetzt warf er das Buch, in dem er gelesen, von sich und ging umher. Auf den Gruß des Justizrats nickte er nur mürrisch. Schlaflosigkeit hatte ihn stark mitgenommen. Es schien ihn mit bohrender Nervosität zu erfüllen, daß er in solchem Raum hausen mußte. Während er umherschritt, war er ängstlich darauf bedacht, jede Spur von Mauertünche an seinem Anzug zu entfernen.

„Na, Falzaro?" fragte Gabriel gemütlich, nachdem er sich gesetzt hatte.

„Na, Herr Justizrat?" Falzaro betonte das „Herr".

„Sie sehen, ich bin nicht böse. Ich habe Vertrauen zu Ihnen. Daß wir beide konform gehen — das ist doch die Hauptsache, nicht wahr?"

„Sie sind mein Verteidiger. Soweit es mir möglich ist ..."

Gabriel fuhr auf. „Lassen Sie doch unter vier Augen die Komödie, lieber Freund! Dazu ist Ihre Angelegenheit wirklich zu ernst! Sie werden sich schwerlich selber schädigen und einen Kopf kürzer machen wollen! Ich kann nur annehmen, daß Sie eine neue Taktik angefangen haben, und damit muß ich als Ihr Verteidiger Schritt halten!"

Falzaro schwieg und ging umher.

„Seien Sie nur nicht so verstockt. Denken Sie

doch, daß hier Ihr einziger, aufrichtiger Freund vor Ihnen sitzt."

„Sie sind mein Verteidiger," wiederholte Falzaro fast mechanisch.

„Gut! Ich werde alles daran setzen, Sie herauszuhauen! Aber ich erkenne auch in jeder Beziehung Ihre Intelligenz an! Ich will Rat von Ihnen annehmen! Im Gerichtssaal habe ich Ihnen die plötzliche Schwenkung nicht übel genommen — die hat wahrscheinlich einen unübersehbaren Effekt gemacht. Aber hier, Falzaro, unter uns — da nehme ich Ihnen jede Irreführung übel."

Falzaro schwieg und lächelte.

„Mensch, wollen Sie denn zugrunde gehen?"

Der Abenteurer blieb vor Gabriel stehen. „Herr Justizrat — ein Mensch meines Schlages kann nicht zugrunde gehen — auch wenn man ihn auf das Schafott schleppen würde."

„Was soll denn dieser Größenwahn? Ich erkläre mir Ihr ganzes Verhalten so: Sie fürchten das Todesurteil. Sie denken an die Aussage von Helene Brahe. Die Frauen von Eschenburg sind übrigens für Sie, und wenn auch nur Männer auf der Geschworenenbank sitzen, so ist doch nie festzustellen, wie weit die Frauen ihnen Gesellschaft leisten. Halten Sie Ihre Sache für verloren? Wollen Sie einen Komplizen hineinziehen, einen, der verdächtigt, aber nicht verurteilt werden kann? Daß Sie mit Helene und Tora konspiriert haben, weiß man."

„Man weiß gar nichts, Herr Justizrat."

„Zum Teufel! Sie wollen doch Tora in die Geschichte hineinbringen? Helene ist ganz uninteressant! Aber Tora hat unter ihrem Vater ebenso gelitten, wie Sie! Die war in Sie verliebt und wollte Sie gern groß haben! Da hat sie Sie mit ihren überspannten Ideen herumgekriegt! Das wollen Sie andeuten und zugleich verschweigen! Nicht wahr, so ist es doch!?"

Falzaro machte mehrere Versuche, Gabriels Redefluß zu unterbrechen, aber die Erregung ließ ihn nicht dazu kommen. Schließlich stammelte er: „Herr Justizrat, ich muß Sie nochmals dringend bitten, meine Verteidigung niederzulegen! . . ."

„Was?!"

„Es ist mir unerträglich, in diesem Ton von Dingen . . . Nie wird ein Wort von dem wahren Zusammenhang über meine Lippen kommen . . . Abzwingen lasse ich mir nichts. Ich lasse das alles über mich ergehen . . . Den ganzen Wahnsinn, die ganze Niedertracht der Menschen . . ."

Gabriel unterbrach ihn mit polterndem Gelächter. „Genug, genug! Sie brauchen mir gar nichts mehr zu sagen, und die Verteidigung lege ich nicht nieder!" Der Justizrat fuhr in seinen Mantel und setzte den Hut auf.

„So muß ich es Ihrem Ermessen überlassen . . ."

„Jawohl, das tun Sie nur! Sie werden mich nicht vernagelt finden! Ich werde ‚gegen Ihren Willen' zu handeln wissen!"

„Gehen Sie, Herr Justizrat!"

„Ich gehe schon! Von meinem Klienten hinaus-

geworfen? Ausgezeichnet! Aber ich freue mich, daß ich Ihnen mal die Wahrheit sagen konnte! Sie Poseur!"

„Dann will ich sie Ihnen gegenüber auch nicht länger zurückhalten: Sie verteidigen mich nicht um meiner Sache willen, sondern aus Geschäftsrücksichten!"

„Ganz richtig! Ich kann Ihnen mein Renommee anvertrauen! Sie kommen durch!"

Nach diesen Worten schlug Gabriel die schwere Zellentür hinter sich zu. Er stürmte in wunderlicher Wut an dem verblüfften Habermann vorüber. Draußen, in der kühlen Herbstluft, beruhigte er sich wieder. Ein vergnügtes Lächeln kam auf seine Züge. „Unglaublicher Kerl ... Aber jetzt weiß ich wenigstens Bescheid ... Ich lasse ihn laufen, und er läßt mich laufen ... So treffen wir uns ... Aber eins erschwert die Sache: er liebt das Mädel. Es ist ihm Ernst, er will sich an ihr rächen. Doch ein Romantiker!"

Der Justizrat ging an Froheimers Zeitungspalast vorüber. Es war ein protzig reicher Bau, in allen Fenstern erleuchtet. Plötzlich liefen Extrablattverkäufer aus dem Torweg. Sie boten schreiend frisch gedruckte Ware aus. „Neuestes Extrablatt! Allerneuestes Extrablatt! Sensationelle Wendung im Mordprozeß Falzaro!"

Der Bursche, der auf Gabriel zugerannt war, verkaufte ihm den Zettel mit wichtiger Miene — er erkannte den Justizrat nicht. Gabriel trat unter eine Laterne, um zu lesen, was die Welt erfahren sollte.

Fünftes Kapitel

Am nächsten Morgen trat Peter Kugleut, bevor er zur Stadt hinunter ging, bei seiner Mutter ein. Sonst hatte er es immer eilig, steckte nur den Kopf durch die Tür und rief: „Tjö, Mutterle!" Heute aber schloß er die Tür hinter sich und ging in ungewöhnlicher Erregung auf und ab. Immer an dem Arbeitstisch vorüber, hinter dem die alte Philomena hockte. Man sah nur ihren weißen Scheitel, die gelbe Runzelstirn und die klugen Augen hinter der Hornbrille über den Puppenkram ragen. Philomena Kuhgläut nähte etwas ganz Besonderes, einen kostbaren Kavalierrock aus dem 18. Jahrhundert. Sammet mit Goldstickerei, ein bißchen anachronistisch das winzige Sacktüchlein aus der Brusttasche ragend. Noch viele andere Kleidungsstücke lagen vor der fleißigen Näherin, und um die Werkstatt herum saßen als Zuschauer angezogene und nackte Puppen. Die frischen, pausbäckigen Gesichtchen schienen der eigenen, hilflosen Glieder zu spotten. In den Glasaugen lag ein immer gleiches, kindisches Staunen. Wohlige Wärme herrschte in der Puppenwerkstatt, eine alte Schwarzwälder Uhr tickte, und mit dem dumpfen Geruch der Flickennäherei vermischte sich Kaffeeduft, der aus einer großen, braunen Kanne strömte.

Frau Philomena sah auf und ließ ihre Arbeit liegen. „Was gibt's denn, Peterle? Hä? Gehst heut nit in die Universität?"

„Doch, Mutter!" Er warf die Morgenzeitung, die

er in der Hand hielt, heftig auf den Tisch. Philomenas unschuldige Zuschauer gerieten dadurch ins Schwanken und purzelten durcheinander. Der stolze Husar lag auf dem Schusterjungen, und die Sennerin umarmte den König. Peters Mutter war empört. Sie mußte erst Ordnung schaffen und sagte, was sie oft zu sagen pflegte: „Du, die sind nit aus Stein und Eisen.“ „Hast du die Zeitung gelesen, Mutter?“ fragte Peter.

Die Alte besann sich. „Ja, freilich . . .“

„Liest du den Prozeß?“

„Sie werden ihn schon kriegen.“ Mit diesen beruhigenden Worten renkte Frau Kuhgläut dem Husaren ein verbogenes Bein ein.

Peter staunte über ihre monumentale Gelassenheit. „Du glaubst also, daß er schuldig ist?“

„Natürlich. Wer denn sonst? Der Lump der . . .“ Sie murmelte noch einiges.

„Wie verstehst du aber die plötzliche Wendung? Ich meine — er spricht doch von einem, den er nicht nennen will. Er tut so edelmütig, und will einen Andern hineinlegen. Was hältst du — von dem Andern, Mutter? . . .“

Peters Stimme zitterte.

„Ach so . . . Das ist doch gleich, Peterle . . . Wer ist es denn?“

„Das mußt du mich nicht fragen. Das muß man zwischen den Zeilen lesen. Aus allem, was der schändliche Mensch gesagt hat. Wenn unsereins den Andern nennt, dann ist das eine Beleidigung —“

„Hä?"

„Eine Beleidigung ist es, Mutter! Der Name darf nicht genannt werden! . . ."

„Laß mich in Ruh. Ich mag von der ganzen Geschicht nix wissen. Daß so einer nix scheut, um sich herauszulügen — das ist doch selbstverständlich. Dem kommt's auf das eigene Weib nit an."

„Du hältst also nichts von seinen Andeutungen? Das ist mir wertvoll, Mutter. Du glaubst, daß alles nur aus der Luft gegriffen ist?"

„Das tun sie immer in der Stadt. Ich weiß nit, wer gemeint ist. Ich will nur hoffen und beten, daß nix Unschuldiges in die schmutzige Geschicht hineingerät. So. Und nun muß ich weiter nähen."

Sie griff nach dem Kavaliersrock. Peter seufzte und verließ sie. Er absolvierte heute nur mit Mühe seine Vorlesung. Später, beim Mittagessen, tat er, was er noch nie getan: er sprach Bekannte an, er ließ sich von einem Fremden in ein Gespräch verwickeln. Nie brauchte er etwas hinzuzutun — der Andere kam schon von selbst auf den Prozeß. Die Stimmung in Eschenburg hatte sich verändert. Falzaro galt nicht mehr als schuldig. Seit gestern abend glaubte man an sein Märtyrertum. Jeder, der mit Peter Kugleut sprach, wußte, wie der Privatdozent zu Brahes stand. Man ging um den heißen Brei herum, man ließ sich keinen Namen entschlüpfen. Nur einer, ein wenig orientierter Student aus Berlin, sagte offenherzig: „Is doch klar wie Kloßbrühe, was hinter der janzen Jeschichte steckt! Zweifeln Sie noch, Herr Doktor? Tora Brahe hat 'n

Verhältnis mit ihm jehabt! Die hat ihm wahrscheinlich jeraten, den Ollen um die Ecke zu bringen!"

Peters Augen traten groß hinter der Brille hervor. „Meinen Sie — —?"

„Aber sie soll doch sozusagen ne beauté de diable sein? Dämonisches Weibsbild?"

Peter machte eine Bewegung, die dem jungen Mann das Blut in den Adern stocken ließ. Es sah aus, als wollte er ihm eine Ohrfeige geben. Im nächsten Augenblick erhob sich der sonderbare Privatdozent und lief davon. Der Student war von Satisfaktionsgelüsten erfüllt. Nur die Hochachtung vor seinem Lehrer hinderte ihn, die Sache ernst zu nehmen. —

Es wurde Abend. Peter wanderte durch den Stadtgarten bis dort hinaus, wo er in Wald überging. Peter kehrte erst zurück, als es völlig dunkel geworden. Ruhiger war er nicht. Als er unter den Kastanien des Flußufers auf die Stadt zuschritt, sah er einen Herrn und eine Dame vor sich hergehen. Er erkannte Helene — dann auch Levin. Die beiden zusammen? dachte er und fühlte etwas Erleichterung. Er gesellte sich zu ihnen. „Was hat es heut gegeben?" fragte er mit seiner vom Laufen ermatteten Stimme. „Im Gericht, mein ich?"

„Ich bin vernommen worden," antwortete Helene.

„Wenn ich das gewußt hätt ... Ich muß doch mal hineingehen ..." Wie seltsam das war. Es sprengte ihm fast die Brust, aber er hatte es wie etwas Gleichgültiges gesagt. Er spürte, daß er Tora nicht mit diesen Dingen verquicken konnte. Aber weiter fragen

mußte er. Helene war klug, Helene liebte Tora. Vor Levin brauchte er sich nicht zu scheuen. „Sie haben ausgesagt?“ flüsterte er, ohne Helene anzublicken. „Nun? Ich kann mir ja denken — es war halt dasselbe, wie vor dem Untersuchungsrichter?“

„Es war dasselbe ... Aber im Saal ist doch alles anders.“

„Wie meinen Sie das?“

„Wollen wir nicht lieber zu Hause darüber sprechen? Sie kommen doch mit, Herr Levin? — Ach, die Herren müssen mich einen Augenblick entschuldigen — ich habe noch Abendbrot einzukaufen.“ Helene ging in einen Laden. Peter und Levin beobachteten von draußen, wie Verkäufer und Kunden bei ihrem Eintritt die Köpfe zusammensteckten.

„Sie ist ganz verändert,“ sagte Peter nach einer Weile. „Das Wiedersehen mit Falzaro hat sie furchtbar mitgenommen.“

„Das gewiß,“ meinte der Künstler. „Überhaupt die ganze Geschichte. Es ist ja wirklich sehr bedenklich geworden.“

„Herr Levin,“ flüsterte plötzlich Peter mit rührender Vertraulichkeit. „Sie werden mir zugeben — —!“

„Gewiß, lieber Herr Doktor. Was Sie wollen. Aber das Urteil der Welt ... Es rast der See und will sein Opfer haben. Sie haben doch jedenfalls die Abendzeitung gelesen —“

„Noch nicht ...“

„Ach so! Ja, dann wissen Sie ja gar nichts! Heute

legt Froheimer los! In einem Leitartikel sogar! Jetzt fallen die Masken!"

„Was sagt der Kerl — —?"

„Sie müssen es selbst lesen. Froheimer weiß die Konjunktur auszunutzen. Er ist Reichstagskandidat. Morgen sieht ganz Deutschland auf ihn."

Peter schüttelte den Kopf — er verstand Levin nicht. Als Helene aus dem Laden zurückkam, ging Levin mit ihr voraus. Peter konnte in einen Hausflur treten und die Zeitung lesen, die der Künstler ihm gegeben hatte. Die Überschrift versprach schon viel: „Das Geheimnis Josef Falzaros". In kochender Wut las Peter: „Wir haben bisher nur das Vorspiel der Tragödie gesehen. Plötzlich stehen wir vor den Abgründen des Dramas selbst. Was wird es uns enthüllen? Soviel aber mögen wir schon heute als ernste Lehre aus dem Prozeß Falzaro ziehen: Haltet den Stein zurück, den ihr schleudern wolltet! Was wir völlig zu durchschauen glaubten, führt uns plötzlich doch noch auf dunkelste Rätsel! Ein Verworfener ist nur ein Irregeführter. Ein Wesen vom besten Leumund vielleicht in schwerste Schuld verstrickt. Mag Josef Falzaro auch nichts von dem antiken Heroentum haben, das weibliche Schwärmerei so leicht einem modernen Abenteurer andichtet — er kann uns doch als bemitleidenswertes Opfer unserer Zeit erscheinen, dieser großen, aber furchtbar gefährlichen Zeit, die ein Talent durch seine Dämonen zugrunde richtet. Wir werden der Erziehung unserer Jugend ein neues, ernsthaftes Augenmerk schenken und mit Stumpf und Stiel jene verderblichen Elemente ausrotten, die

jede Manneskraft untergraben. Verspottet nur die ‚höheren Töchter‘, die im Hafen ihrer Eltern für die Ehe heranreifen, verhimmelt die ‚freien Mädchen‘, ihr Jünglinge von der Kaffeehausgilde! Sie werden euch in das Verderben bringen, das eure Halbbildung heraufbeschwört! Mißverstandener Nietzsche, unverdauter Ibsen! Herausforderndes Wesen allerorten, Affenbizarrheit, entkleidete Weiblichkeit! So ist es recht! Sie werden euch schließlich den Mordstahl in die Hand drücken, euch Gecken, damit ihr deutsche Zucht und Sitte ganz vergeßt und gegen die Gebote Gottes wütet!"

Levin und Helene waren langsam vorausgegangen. Plötzlich hörten sie Peter Kugleut hinter sich. Er schwenkte das Zeitungsblatt in der Hand. „Das geht nicht! Das muß er zurücknehmen!"

„Lassen Sie sich nicht mit dem ein," sagte Levin.

„Er vergiftet die ganze öffentliche Meinung!"

„Für heute und morgen. Die wirkliche Meinung muß sich aus dem Prozeß ergeben. Wenn Sie sich jetzt mit Froheimer herumbalgen, gibt es nur ein Gaudium für die Spießer, und Professor werden Sie nie."

„Was liegt mir am Professor? Das arme Mädel!"

Helene griff nach Peters Hand. „Ich habe es kommen sehen. Ich möchte Tora am liebsten mitnehmen, weit fort, wo uns niemand kennt . . ." Sie fühlte die bestürzten Blicke, die die Männer auf sie richteten. „Sie wollen wohl sagen, daß ich damit alles verderben würde? Aber ob es auf die andere Art nicht nur ein langsames Zugrundegehen wird? Ob wir uns mit den Waffen, die wir haben, überhaupt verteidigen können?"

„So lange Männer da sind, die euch nicht im Stich lassen!“ brauste Peter auf.

„Sagen Sie uns doch ehrlich, was Sie meinen,“ begann jetzt Levin mit ungewöhnlichem Eifer. „Falzaro ist ein Hochstapler, und Ihre Schwester zu verdächtigen ist Wahnsinn ... Wo soll die Gefahr stecken?“

„In dem ganzen Verhör,“ erwiderte Helene. „Ich glaube, daß vor Gericht überhaupt nichts Seelisches klar wird. Alles Dunklere wird dort verdächtigt. Mich hat man nur nach Tatsachen gefragt. Tora wird man anders fragen. Tora ist ehrlich.“

„Sie sind überreizt, Fräulein Helene. Sie sehen zu schwarz. Es wird bei dem famosen ‚Geheimnis‘ bleiben, und Falzaro wird es gar nichts nützen.“

„Doch, Herr Levin. Glauben Sie, daß ich an meiner Schwester zweifle? Sie hat dasselbe durchgemacht wie ich. Aber sie ist ein hübsches, begehrenswertes Mädchen. Der Mensch war hinter ihr her, bis sie ihn abgeschüttelt hat. Nun rächt er sich.“

„Er will sich herausreden.“

„Nein, er rächt sich. Das ist das Furchtbare — sein Gemisch. Er ist nicht nur ein Hochstapler — er ist auch ein Mensch, der wirklich empor will. Das Große in ihm ist vergiftet worden. Wenn er fallen soll, dann müssen andere mit ihm fallen. Er will von der ganzen Welt verworfen sein, aber nicht von einer Frau, die ihn bewundert hat.“

„Hat Tora ihn bewundert?“ fragte Peter und starrte in eine Regenlache, die den Mond spiegelte.

„Ich kenne ihr Gefühl nicht, aber ich weiß, daß sie

sich immer gegen ihn gewehrt hat. Das weiß auch Betty."

„Dann muß Betty für sie sprechen."

„Wissen Sie, was Sie von ihr verlangen?"

Sie gingen schweigend weiter.

„Aber soweit sind wir ja noch gar nicht!" rief plötzlich Levin. „Was für Tatsachen sollen denn dahinter stecken? Wer wird so kindisch sein, die romantische Geschichte ernst zu nehmen? Soll Tora Ihren Schwager überredet haben, Professor Brahe zu töten, damit sie ungestört ihre Schwester hintergehen kann? Oder was? Entschuldigen Sie, daß ich diesen Irrsinn überhaupt in den Mund nehme. Aber man muß doch die Dinge beim rechten Namen nennen."

„Ich weiß nichts," erwiderte Helene. „Ich fürchte nur eine Hetze. Der schlechte Geist steht immer wieder gegen den guten auf, hat Papa mal gesagt. Jetzt werden wir's erleben."

„Wird drüben gehetzt, so hetzt man auch hüben!" polterte Peter. „Haben die Ruten, so haben wir Peitschen!"

Helene zuckte zusammen, als ob sie schon von solcher unsichtbaren Rute getroffen wäre. —

Der Prozeß nahm für die Neugier der Welt einen zu langsamen Verlauf. Die einzige Zeugin, auf die man wartete, wurde noch immer nicht vernommen. Tora trat erst in der Schlußszene des „forensischen Dramas" auf, wie Hans Froheimer sich in seiner Zeitung ausdrückte. Man wußte nicht, ob der Präsident sie absichtlich zurückhielt, oder ob zwischen Anklage und

Verteidigung ein Kampf um ihre Bedeutung gekämpft wurde. Vorläufig schien man auf Falzaros „Geheimnis" wenig eingehen zu wollen. Es machte den Eindruck, als ob man erst alles andere aufklären wollte, bevor man den Finger in diese Wunde legte. Zahlreiche Zeugen marschierten auf. Es wurde schon vierzehn Tage verhandelt. Falzaro saß während der Verhöre regungslos, mit verschränkten Armen. Nur wenn Tora erwähnt wurde, zuckte es in seinem bleichen Gesicht. Das merkten die anwesenden Psychologen. Es gab schon keinen mehr im Saal, der nicht Psychologe war. Sogar der alte Gerichtsdiener machte ein Menschenkennergesicht.

In bunter Reihe folgten Belastungs- und Entlastungszeugen. Alles blieb auf mittlerem Niveau.

Groß wurde die Spannung erst wieder, als der Jesuitenpater Doktor Nepomuk Gäßler erschien. Man bemerkte, daß Falzaro jetzt sein gleichgültiges Wesen verlor. Ob er den Pater fürchtete, erkannte man nicht. Nur das tief Belebende, das von dem Geistlichen auf ihn überging, war zu spüren. Aber die Aussage des Jesuiten enttäuschte. Diesem stählernen Fechtmeister aus dem Süden war kein nordischer Richter gewachsen. Am auffälligsten versagte Justizrat Gabriel. Er versuchte es immer wieder, den schwarzen Herrn zum Sprechen zu bringen, wurde aber „abgelehnt". Gäßler drohte Falzaros Verteidiger lächerlich zu machen. Es war ein Genuß, dieses faltenreiche, unergründliche Gesicht zu beobachten. Was er sagte, beschränkte sich darauf, daß er auf Falzaro Einfluß gehabt, bevor dieser Bernd Brahe kennen gelernt habe. Die ganze Verbindung des Angeklagten mit

der protestantischen Familie habe er verurteilt. Falzaro fiel dem Pater plötzlich ins Wort: „Ich schwöre, daß ich bis heute unter Ihrem Einfluß gehandelt habe!“ Der Pater aber zuckte die Achseln. „Was wollen Sie damit sagen? Ich habe meiner Aussage nichts hinzuzufügen.“ Man sah den schwarzen Geist aus unbekannter Tiefe wieder verschwinden. Man fühlte, daß er Falzaro verurteilt hatte, und staunte, wie niedergeschlagen der sonst so Sichere nach dieser Aussage war. —

Der am Beginn des Verfahrens als wichtigster Zeuge gegolten hatte, Franzesko Lomelli, blieb unauffindbar. Das spannende Vergnügen, die Ähnlichkeit des „Doppelgängers“ mit Falzaro festzustellen, entging den Eschenburgern. Lomelli fehlte, aber die Reisegefährten von Triest nach Alexandrien kamen. Ihre Aussage lautete ungünstig. Sie konnten Falzaro nicht wiedererkennen. Der Mann auf dem Schiff sei kleiner gewesen, meinte der eine. Der andere sagte, er habe helleres Haar und eine andere Nase gehabt. Falzaro mußte sprechen — seine Stimme klang den Zeugen nicht bekannt. Jedenfalls wurde es wahrscheinlicher, daß Lomelli nach Alexandrien gefahren, als Falzaro. Wann nach dem 10. September dieser gereist und auf welchem Schiff, war nicht festzustellen. In Abessinien war er tatsächlich gewesen. So wurde aus Debra Tabor bestätigt. Aber der Tag seiner Ankunft blieb unbekannt.

Eine Stütze fand der Angeklagte, als der Boden unter ihm zu schwanken begann, in den Aussagen aus Karpathenland. Soviele Zeugen auch befragt wurden — niemand hatte in der wenig besuchten Gegend den

auffälligen Falzaro gesehen. Er mußte eine Tarnkappe besessen haben, wenn er wirklich Bernd Brahe bis auf den Gebirgspaß gefolgt war. Nur Helene, die nochmals aufgerufen wurde, sprach gegen ihn. Sie blieb dabei, daß sie im Gedränge des Krakauer Bahnhofs einen Mann gesehen habe, der Falzaro glich. Es sei zwei Tage vor dem Morde gewesen. Früher habe sie es für eine Halluzination gehalten — jetzt müsse sie eine wirkliche Beobachtung annehmen. Falzaro warf Helene einen haßerfüllten Blick zu. „Ich bin am 10. September auf dem ‚Daniel Ernd' von Triest nach Alexandrien gefahren!" rief er schneidend. Helene blickte an ihm vorbei und verließ, wie durch Spießruten eilend, den Saal. —

Aus Falzaros Vergangenheit tauchten noch manche Gestalten auf, die als kleine Komödien in der großen Tragödie wirkten. Internationale Gläubiger, ein Zirkusdirektor, bei dem Falzaro als Clown angestellt gewesen, ein Rennstallbesitzer, für den er als Jockey geritten, und der Eschenburger Hotelier, dessen inzwischen verkrachtes Haus für Falzaros Spielbank mißbraucht worden. Das Verhältnis des Abenteurers zu dem Jesuitenpater blieb dunkel, wie die Propaganda, die er für sein afrikanisches Unternehmen gemacht hatte. Aber über sein Herkommen sagte der echte Baron Falzaro aus Trient aus. Die Worte des alten Aristokraten brachten zu Tränen, als er von dem Schicksal seiner verstorbenen Schwester sprach, sie machten lachen, als das Bild des Oberkellners, Falzaros Erzeugers, deutlich wurde. Auch der geheimnisvolle Mäzen aus Ungarn

erschien, und man konnte in fürchterliche Abgründe blicken. Dieser Viehhändler gab Falzaro vollständig preis. Er haßte seinen ehemaligen Liebling und deutete alles an, was ihm an Gram und Schimpf von ihm gekommen war. Man hatte einen Sohn der Pußta vor sich, der sich nicht genierte. Als dieser allzu gesprächige Zeuge endlich verstummt war, atmete man auf. Aber man hatte nun in die Welt Falzaros gesehen, die dieser immer ängstlich verschlossen gehalten. Er war bleich geworden und fühlte, wieviel Sympathie ihm nach der Aussage des rachegierigen Greises genommen war. Ein Einblick von dieser Sorte beleidigte auch die Frauen. —

Nun rückte endlich die Hauptsache heran. Nicht Lomelli, der „Doppelgänger", sondern Tora Brahe, die Dämonische, die eigentliche Berühmtheit des Prozesses. Für die Mehrheit begann jetzt erst der Prozeß. Ganz Eschenburg glich einem großstädtischen Theater vor der wichtigsten Premiere. Das „Ausverkauft" erstreckte sich über den Gerichtssaal weit hinaus, in alle Hotels und Pensionen. Man bemerkte mit Genugtuung, daß in den Berliner Blättern die telegraphischen Berichte immer ausführlicher wurden. Eschenburg bildete das große Ereignis. Worauf war man eigentlich so gespannt? Es handelte sich ja mehr um Phantastereien, als um Tatsachen. Das mußte man zugestehen. Aber die Neugier war an ihrem kitzlichsten Punkt gepackt. Es galt eine Frauenseele zu enthüllen. Tora Brahe war kein auf dem Erdboden wandelnder Mensch mehr, sondern ein schimmernder Begriff. Sie sollte sich hüten, kein Liebesverhältnis mit ihrem Schwager ge-

habt zu haben. Sie durfte sich in acht nehmen, ihn nicht mit den Zaubertränken der modernen Sirene berauscht und zum Verbrechen entflammt zu haben. Reportergier und weibliche Hysterie wußten, was sie zu verlangen hatten. Die Zeit war hart, zu hart und materiell geworden. Mondscheinromantik galt nichts mehr, aber verzerrte, geheimnisvolle Nervenkraft — die suchte man. Was sollte denn anderes dahinter stecken? Man erzählte sich ja, wie sie aussah, die Dämonische. Rotblondes Haar hatte sie, bis zu den Knöcheln. Stahlblaue Augen von verzehrendem Feuer. Einen Händedruck, einen Gang, ein Lachen! ... Man setzte sich zurecht. Man hatte viel Geld bezahlt. Nur keine Enttäuschung ...

Als sie dann in den Saal trat, in der Haltung einer vornehmen Dame, die echt sein mußte — die anwesenden jungen Mädchen „erinnerten" sich an dergleichen — enttäuschte sie wirklich. Diese kleine Person im einfachen Trauerkleid, das gar nicht schöne Gesicht verhärmt, das Haar nicht rot, sondern blond, nicht wirr herunterhängend, sondern schlicht zurückgestrichen — man hatte sich Tora Brahe anders vorgestellt. Schon der Name — Tora Brahe! Das klang noch besser als Isolde Weißhand. Aber man wollte sich in acht nehmen. Es galt, ihrer Komödie auf die Spur zu kommen. Sie konnte auch ein unerhörtes Raffinement besitzen, die kleine Gelehrtentochter. Am schärfsten beobachtete man ihr erstes Zusammentreffen mit Falzaro. Tora verhielt sich anders als Helene. Es zuckte nicht in ihrem Gesicht, sie vermied es nicht ängstlich, den gefährlichen Mann überhaupt zu erblicken, sondern sie sah ihn offen

an. Ihr Ausdruck war nicht ohne Mitleid, als sie das Elend des Untersuchungsgefangenen bemerkte. Aber sie errötete. Daran hielt man sich. Die Erinnerung an vergangene Tage schien sie zu packen, und sie antwortete dem Präsidenten mit einer Stimme, die von Tränen erstickt war. Nur schade — „lauter, lauter!“ hätte man ihr zurufen mögen. Man verstand Tora Brahe nicht. Sie nahm keine Rücksicht auf das Publikum, sondern nur auf den Gerichtshof. Aber interessant war es von vornherein, Falzaros Verhalten zu beobachten. Sein Wesen umkreiste Tora, wie eine böse Spinne. Als sie in den Saal getreten, war er aufgestanden — zum erstenmal bemerkte man eine heftige Bewegung in ihm. Dann sog sich sein Blick an ihr fest. Alles andere schien für ihn zu versinken. War das nicht Beweis genug? Er verwirrte sie, ohne daß er etwas tat, was man ihm hätte verbieten können. Er sah sie nur an. Es war, als ob zwei Menschen hier vor aller Welt ständen, die niemand begriff. Es war, als ob er die Leidensgefährtin endlich gefunden. Tora aber hielt sich. Sie antwortete ruhig, mit ernster Logik. Nur auf dem alten Präsidenten ruhte ihr vertrauender Blick.

Heute saß auch Peter Kugleut unter den Zuhörern. Levin hatte ihn begleitet. Niemand wußte, mit welchem Anteil der Privatdozent dem Verhör lauschte. Nur Levin, der sein Zittern spürte, durchschaute ihn jetzt. Dieser plumpe, Tora wesensferne Mann war von Leidenschaft für sie erfüllt. Was man ihr tat, tat man ihm. Da fühlte Levin ein schmerzliches Bedauern für den

Menschen, den er tief verstrickt sah. Trotzdem – auch zum Heil konnte er Tora Brahe werden, wenn sie nach allen Prüfungen den Blick für ihn gewann. — —

Als Tora am Abend ihres zweiten Verhandlungstages mit Helene das Gerichtsgebäude verließ, fuhr sie zurück. Draußen, im feucht trüben Herbstdunkel, unter den flackernden Kandelabern, stand etwas Drohendes. Viele Menschen, die gewartet hatten. Sie warteten nicht auf Falzaro. Die Zeugin wollten sie sehen, die sensationelle. Zwischen neugierige Fremde und entrüstete Bürger drängte sich skandalierender Mob. Levin und Peter, die hinter den Schwestern gingen, hatten die Gefahr nicht vorausgesehen. Sie glaubten, daß der dichte Trauerschleier genügen würde, Tora allen Blicken zu entziehen. Nun hörten sie entsetzt eine Demonstration. Gellende Pfiffe ertönten. „Pfui, Tora Brahe! Da kommt sie! Pfui, die Anstifterin! Pfui, Tora Brahe!“ Man drängte sich vor und wollte den Zurückweichenden in das Treppenhaus folgen. Während Peter sich drohend vor den erschrockenen Schwestern aufstellte, eilte Levin zum Schwurgerichtssaal hinauf und holte Polizei. Die Gendarmen ließen in der Amtsstube ihre Bierkrüge stehen und klirrten gemächlich hinunter. Vor blinkenden Pickelhauben wichen die Demonstranten zurück. Levin lief zum Wagen und öffnete den Schlag. Zwischen Polizisten folgten Tora und Helene. Peter machte den Schluß, aber nicht ohne sich kampfbereit die Feinde anzusehen. Nur ein vereinzelter Pfiff wurde noch laut, und als der Wagen davonrollte, gab es ein kurzes Hallo.

Es war ein böses Zeichen — das fühlten alle. „Froheimers Truppen,“ flüsterte Helene, deren bleiches Gesicht aus dem Wagendunkel leuchtete. Da begann Tora zu lachen. Es war ein Nervenanfall, wie man ihn noch nicht an ihr erlebt hatte. Sie warf sich in den Schoß der Schwester und schlug mit dem Kopf darauf. Peter und Levin bemühten sich um Tora, bis sie ruhiger wurde. „Morgen kommt es noch besser,“ sagte sie in lachendem Weh. „Morgen schmeißen sie Steine auf mich! Paßt auf! Kinder, ihr müßt euch Panzer anziehen, wenn ihr morgen wieder mitkommen wollt!“ Sie rief es in schluchzendem Übermut. „Ich habe morgen Dinge vor! Ihr werdet staunen! Alles werde ich sagen! Alles!!“

„Tora!“ Helene griff nach ihren Händen.

„Nichts,“ flüsterte Peter mit bösen Augen. „Sie wissen ja nichts.“

Rasch warf sie den kleinen Kopf zu ihm herum. „So?! Sind Sie davon überzeugt?! Nehmen Sie sich in acht! Mir soll keiner trauen!“ Sie krallte die Finger vor das Gesicht. „Aber dankbar wär ich doch, wenn mir einer sagte, was die Leute von mir wollen!“

„Pöbelwahnsinn. Man darf nur nicht das Opfer werden,“ sagte Levin.

„Ich gehe morgen zu Gabriel und dann zu Froheimer,“ stieß Helene hervor. „Mit Gabriel werde ich in Papas Namen sprechen. Und wenn Froheimer seinen Artikel nicht zurücknimmt . . .“

„Lene! Willst du dich mit Froheimer prügeln?“

„Jetzt wollen Sie selbst, woran Sie mich gehindert haben!" wütete Peter.

„Ruhe, Ruhe," mahnte Levin. „So kommen wir ja nicht weiter. Wir müssen vorsichtig sein. Vox populi ist eine Metze. Heute so, morgen so. Wenn man den Kopf hoch hält . . . Ich möchte ja am liebsten selber zu Gabriel gehen und ihm mal gehörig die Meinung sagen."

„Gabriel?" rief Peter höhnisch. „Was soll das nützen? Der will Falzaro los kriegen!"

Plötzlich richtete Tora sich auf und wandte den Kopf zu den anderen. „Sagt mir doch — was will denn Josef von mir? Ist es möglich, daß er mich hineinbringen will? Mich? Gerade mich?"

„Hast du das immer noch nicht gemerkt?" fragte Helene mit rauher Stimme.

„Ja, warum denn? Was soll ich denn getan haben? Wie ich mich ihm gegenüber verhalten habe, weiß er. Wenn er unsern Papa umgebracht hat — was habe ich damit zu schaffen?"

„Das wollen sie eben herausbekommen." Helene legte den Kopf in die Wagenpolster zurück.

„Ach so! Ich habe ihn angestiftet?"

„Nicht so laut! Der Kutscher!"

„Anstifterin! So haben sie ja gebrüllt! Ich habe es ihm geraten, damit er reich wird und mich heiraten kann! Ach so! Aber Betty ist ein Hindernis! Nun, die bringen wir auch noch um! Die ist jetzt krank, weil ich sie vergiftet habe! Auf einen mehr oder weniger kommt es ja nicht an! Aber kriegt Gabriel dann Josef frei? Nein, das Einfachste ist — ich bin euch

nachgereist, Lene, von Budapest, ich habe alles getan, ich habe auf Papa geschossen, und Josef ist nur der edle Kavalier, der es auf sich nimmt!"

Wieder drohte der Lach- und Weinkrampf.

„Tora, Tora!" bat Helene. „Bleibe bei Sinnen! Ich kann es nicht mit anhören, daß du das sagst!"

„Das klingt ja schlimm? . . . Du kannst es nicht mit anhören? . . . Also — ausgeschlossen ist es nicht? Kinder — jetzt fürcht ich mich!" Sie schauderte zusammen, aber Helene konnte den forschenden Blick nicht von ihr lassen. Levin versuchte wieder seinen ungeduldigen Trost. Peter schwieg und schüttelte immer nur den Kopf. In ihm war nichts vergiftet. Er wartete, bis Tora dort stand, wohin das Schicksal sie rief.

Sechstes Kapitel

Am nächsten Tage brach das Unheil ganz herein. Als Tora heute den Gerichtssaal betrat, wußte sie, daß sie verdächtig war. Das gab ihr die entscheidende Wandlung. Sie fühlte sich plötzlich von einem ungeheuren Widersinn umgeben. Das würdige Tribunal wurde ihr zur Karikatur. In Falzaro sah sie etwas dämonisch Lockendes. Es reizte sie, Blicke mit ihm zu tauschen. Die andern wurden ihr gleichgültig. Mit dem Angeklagten wollte sie ihre Kraft messen. Sie sprach vertraulich zu ihm, mit einem Spott, der sich nicht fangen ließ. Peter erbebte bei jedem Wort. Er

hätte oft vor die Schranken stürzen und ihr den Mund zuhalten mögen.

Im Publikum fühlte man sich wohler. Nun stand man endlich auf dem richtigen Boden. Nun wurde die Wahrheit gesagt. Tora erbitterte alle. Justizrat Gabriel trug eine verächtliche Empörung gegen sie zur Schau. Die spitzen Blicke des Staatsanwalts trafen Tora, als ob er sie schon als Angeklagte betrachtete. Sogar der wohlwollende Präsident kämpfte mit einer Erschütterung seines Glaubens. Ihm konnte das junge Mädchen nicht schuldig erscheinen, er hatte schon zu klar gesehen — aber ihr verwandeltes Wesen? Die Antworten, die sie gab? Sie könne nicht alles wiedergeben, was zwischen ihr und Falzaro vorgefallen sei? Über ihren Aufenthalt in Budapest könne sie keine Rechenschaft ablegen — das wisse sie nicht mehr? Und ihre Beziehungen zum Vater? Ein Druck sei es sicherlich gewesen, unter dem sie gelebt hätte? Falzaro habe ihr mancherlei Befreiendes gebracht? Wer nach ihrer Ansicht der Mörder sei? Der, dem am meisten an des Vaters Geld gelegen habe? Sie wisse es nicht, sie habe sich nie um Geld gekümmert? Tora geriet allmählich außer sich. In ihrer Qual forderte sie die forschenden Männer heraus. Plötzlich vergaß sich Peter Kugleut. Er rief mit schallender Stimme: „Ich protestiere gegen diese Gerichtsbarkeit! Das ist keine Zeugin mehr, sondern eine Angeklagte! Sie darf nicht vereidigt werden!" Als man sich vom Staunen etwas erholt hatte, ließ der Präsident den erregten Zuhörer hinausbefördern. „Ein Privatdozent der Universität! Der macht sich un-

möglich!" flüsterte Frau Doktor Tomaschek, deren Gatte ebenfalls eine Professur anstrebte, Frau Froheimer zu. Tora aber sah mit großen Augen auf Peter Kugleut. Als er verschwunden war, brach sie in Tränen aus. —

Heute wurde es lebensgefährlich für die Zeugin Tora Brahe, das Justizgebäude zu verlassen. Zwischen zwei Ketten von Gendarmen ging sie zum Wagen hinaus. Während Tora absichtlich langsam schritt, mit starren, drohenden Augen, eilte Helene wie gejagt vorüber. Wildes Gejohle umgab die Schwestern. Levin und Peter schoben sie in den Wagen. Als Tora eben geborgen war, krachte die Fensterscheibe, und Glassplitter umwirbelten sie. Ein großer Stein war von edler Hand geworfen worden. Er richtete aber keinen anderen Schaden an, als daß er Levins Zylinder zerstörte. Ein Splitter aber traf Peter an der Wange, und als er ausstieg, sahen die anderen erschrocken, daß er blutete.

In der Wohnung legte Helene die erschöpfte Tora auf einen Diwan und sah nach Betty. Falzaros Frau schlummerte. Da überließ Helene Peter Kugleut und Levin die Pflege. Nachdem sie ihnen ein leises „Adieu — ich muß sehen, wie ich jetzt helfe" zugeflüstert hatte, ging sie wieder auf die Straße hinunter. Es regnete. Eine laue, drückende Nebelluft umgab Helene. Noch hatte sie keinen Entschluß gefaßt. Auf der Flußbrücke blieb sie stehen und sah auf das träge, schmutzige Wasser. „Qual, Qual," kam es tonlos von ihren Lippen. „Alles zieht weiter. Wozu lebt man eigentlich?" Dann nahm sie sich zusammen — sie war ja nicht fortgegangen, um ins Nichts zu starren. Sie reckte sich auf

und ging weiter. An einer Zeitungsbude fiel ihr die neueste Nummer einer viel gelesenen Wochenschrift in die Augen. Auf dem Titelblatt prangte wie immer die neueste Sensation. Den in schreienden Farben gezeichneten Frauenkopf erkannte Helene nicht. Aber es reizte sie, zu wissen, wen er vorstellen sollte. Sie kaufte die Nummer. Die dicke, frierende Verkäuferin, von der nur die Nase aus der Kapuze ragte, nahm erst noch einen Schluck Kaffee, dann sagte sie in nachträglich anpreisendem Ton: „Neueste Nummer, Fräuleinchen! Tora Brahe, die Geliebte von Falzaro, die so verdächtig geworden is im Prozeß!" Helene riß der Verblüfften das Blatt aus der Hand und lief davon. Die Zeitungsfrau schüttelte den Kopf. „Ja, ja — se können's schon gar nich mehr erwarten. Wenn der Prozeß erst vorbei is — schade ums scheene Geschäft." —

Helene blieb stehen und sah sich das Machwerk an. Ein „bekannter Künstler" hatte die Zeugin gezeichnet. Von Tora kein Zug — nur im entferntesten das einzige getroffen, was Helene an der Schwester nicht mochte. Oder war es nur die maßlose Vergröberung? Rotes Haar, grünliche Augen? Der schwellende Mund ins Sinnliche verzerrt? Helene lachte in tonlosem Weh. Ihre Schwester, ihr rätselvolles, einsames Torakind. So sah der Ruhm aus, den sie gefunden? Aber Helene zerknüllte die Zeichnung nicht. Sie war ihr ein Dokument, des Aufhebens wert. So sah man Tora! So saß man zu Gericht! — Aber morgen war es vielleicht schon zu spät — sie mußte heute handeln.

Justizrat Gabriel aufzusuchen war ihr unmöglich.

Sie fürchtete nichts so, wie die Schlauheit dieses Rechtsanwalts. Sie konnte die Fassung verlieren, wenn er sie wie eine Bittstellerin heimschickte. Nein, nützen konnte ihr nur der Präsident. Landgerichtsdirektor Schwartze hatte ihren Vater geschätzt — das wußte Helene. Gegen Tora war er, von so vielen Seiten bedrängt, mißtrauisch geworden. Aber ihr selbst hatte er immer väterliche Freundlichkeit gezeigt. Sie wollte es wagen.

Helene wurde vorgelassen. Freilich empfing sie der alte Herr etwas reserviert. „Haben Sie mir eine besondere Mitteilung zu machen, Fräulein?"

„Nein, Herr Präsident . . . Aber ich möchte . . . Ich kann nicht mehr!" Sie preßte das Taschentuch vor die Augen. Schwartze hatte Helene immer stark gesehen. Ihr Anblick bewegte ihn — er ging auf sie zu und führte sie zum Sofa. Seine gütige Berührung ließ das Mädchen vollends in Weinen ausbrechen. Sie zürnte sich, daß sie ihrer Erschütterung nicht Herr wurde, aber sie fühlte auch die Wohltat, den Richter endlich als Menschen zu sehen.

„Nun, nun," sagte der Präsident freundlich. „Ruhe, liebes Fräulein. Wir müssen alle den Kopf oben behalten. Was glauben Sie denn, was unsereiner auszustehen hat? Die Zeitungsangriffe — schließlich tut man doch seine Pflicht. Da auf dem Schreibtisch liegen 157 anonyme Briefe — ich habe sie eben gezählt. In den liebenswürdigsten werde ich mit Schmutz beworfen — in den gröbsten bin ich dreimal zum Tode verurteilt. Aber man gewöhnt sich an alles. Nur diesmal ist es besonders schlimm. Eschenburg scheint all-

mählich verrückt zu werden. Ich werde Gott danken, wenn die Sache vorbei ist."

Helene spürte den gutmütigen Humor in Schwartzes Worten. Sie schluchzte noch einmal — dann saß sie ihm still gegenüber. „Herr Präsident," sagte sie nach einer Weile, die ringenden Augen auf den alten Mann gerichtet. „Falzaro ist ein Schurke. Ein heimtückischer, gemeiner, unergründlicher Schurke."

Schwartze machte eine ungeduldige Bewegung. „Was soll das, Fräulein Brahe? Sind Sie gekommen, um mir das zu erzählen?"

„Ich fühle, daß man ihm günstig gestimmt wird. Meine Schwester —"

„Das können Sie nicht beurteilen. Ihre Schwester hat sich in Widersprüche verwickelt. Aber machen Sie sich keine zu großen Sorgen — ich rechne mit Toras Scham, mit ihrer Aufregung. Von einer Anklage wegen Meineid, die eine Zeitung schon gemeldet hat, ist jedenfalls keine Rede."

Helene stützte sich mit den Händen auf ihren Stuhl und erhob sich halb. „Man weiß wirklich nicht mehr, wer der größere Lump ist — Falzaro oder — —"

Der alte Präsident lächelte. „Wir wollen diese Frage unbeantwortet lassen. Haben Sie noch Geduld, Fräulein. Morgen kommen die Sachverständigen und die Plädoyers. Übermorgen ist alles zu Ende."

„Für uns ist es jetzt schon ... Was haben wir zu verlieren als unsern guten Namen, Herr Präsident?"

„Ich brauchte Sie ja nicht noch einmal zu fragen —

aber Sie behalten wirklich die feste Überzeugung, daß Ihre Schwester die lautere Wahrheit gesagt hat?"

Er sah sie scharf durch seine Brille an. Helene warf ihm einen stolzen Blick zu. „Sie hat die Wahrheit gesagt, die ihr bewußt ist. Eine andere gibt es nicht, Herr Präsident. Daß sie mit Falzaro ein Verhältnis gehabt hat, daß sie ihn angestiftet hat, oder daß sie unserm armen Vater nachgereist ist, um ihn umzubringen — all das gehört ins Irrenhaus. Mehr kann ich über meine Schwester nicht sagen."

Schwartze schwieg eine Weile, dann sagte er ruhig: „Es ist mir jedenfalls wertvoll, es in dieser präzisen Fassung noch einmal von Ihnen gehört zu haben."

„Herr Präsident. Sie haben meinen Vater gern gehabt. Tora war sein Liebling. Warum glaubt man denn das nicht? Warum wird es nicht offenkundig, daß Falzaro alles verschleiert, um sich an Tora zu rächen und seine Verurteilung unmöglich zu machen?"

„Ich kann dazu gar nichts sagen, Fräulein Brahe. Ich darf es nicht. Das ist mein letztes Wort. Ich darf nichts vom Gerichtssaal in eine private Unterredung kommen lassen. Dringen Sie nicht mehr in mich, sonst schaden Sie Ihrer Schwester, und das wollen Sie doch nicht. Gehen Sie jetzt und seien Sie überzeugt, daß ich meine Pflicht tue."

„Man kämpft wie ein Bettler gegen die ganze Welt!" Nach diesen Worten wandte sich Helene der Tür zu. Der Präsident sah ihr ergriffen nach. Plötzlich hielt er sie zurück. „Um Ihrer Tapferkeit willen, mein liebes Fräulein, möchte ich Ihnen einen Rat geben. Aber es

ist das Letzte und Schwierigste von allem. Nur so kann die öffentliche Meinung umkippen."

„Was ist es?" fragte Helene, zu allem bereit.

„Wie geht es Ihrer Schwester Betty jetzt?"

„Besser . . . Aber sie ist sehr schwach — sie kann nicht aufstehen."

„Wollte sie nicht eine Aussprache mit Falzaro haben?"

„Ja — aber der Arzt fürchtet Lebensgefahr und hat es verboten."

„Weiß sie, wie die Dinge sich gegen Tora gewendet haben?"

„Jetzt weiß sie alles."

„Sie hat die Unschuld ihres Mannes beteuert, aber die Aussage verweigert. Wenn sie jetzt vernehmungsfähig ist, muß sie sich über ihre Schwester aussprechen."

Helene stützte sich auf die Türklinke. „Und wenn sie ihren Mann damit verdächtigt — —?"

„Das ist es eben. Um der Wahrheit willen müssen wir alle bis ans Ende gehen. Sprechen Sie mit ihr. Vielleicht ist es gut für Ihre Schwester, sich zu entscheiden." — —

Der alte Jurist sprach mit den letzten Worten die Wahrheit über Betty Falzaro. Aber er war nur ein hilfsbereiter Fremder. Er sah in die Nacht eines Frauenherzens nicht hinein. Wohl drängte sich alles in Betty zur Entscheidung. Sie war der Welt müde. Sie war voll Irrtum und trostlosem Weh. Was sollte sie sagen? Was durfte sie sagen? Lauerte nicht alles, um den letzten Schimmer von ihrem Leben zu reißen? Um das zu töten, wofür sie ihren nimmermüden Traumkampf

gekämpft? Sie träumte noch immer. Sie kämpfte noch für ihn, für den Eigentlichen, Starken, den sie liebte ... O, wie verzerrt war ihrer Liebe einst so holdes Gesicht. Im Traumland konnte Betty nicht bleiben. Wenn der Fieberwahn sie losließ, spürte sie mit kaltem Schauder, daß Falzaro schuldig war. Sie sah ihn seine Untat planen und sie ausführen, in wilder Ferne, wie ein Wegelagerer, feig und grausam. Er, dem sie gehört hatte, war nicht davor zurückgeschreckt, ihren alten Vater zu töten. Um des Geldes willen. Das war das Andere, Fürchterliche, Höllische seiner Seele. Der Abgrund, den auch Betty nie erkannt. Sie war allein. Sie war krank und hilflos. In ihrem grenzenlosen Elend mußte sie sich immer noch seiner erwehren. Er kam zu jeder Stunde an ihr Lager. Sie fürchtete sich vor ihm, und in ihrer Angst war ihr das Verbot des Arztes, Falzaro noch einmal zu sehen, willkommen. Wäre sie bei ihm gewesen, so hätte sie den Verdacht nicht bergen können. Wäre sie aber gesund geworden, so hätte man sie verhört. Beides durfte nicht sein. In der Übermacht ihrer Konflikte fand sie das häßliche Kompromiß; Betty wußte, daß Tora verdächtigt war. Sie ahnte den Kampf ihrer Schwester. Niemand stellte an sie die Forderung, für Tora einzutreten. Solange der Richter schwieg, der kein gesetzliches Recht hatte, schwiegen die beiden, die das Recht gemeinsamen Blutes fühlten. Betty war von Todessehnsucht erfüllt. Völlig verirrt in ihren Wünschen und Trieben, schuldlos, schuldig, hoffte sie plötzlich zu verlöschen. Aber so oft sie die Stunde kommen sah, die einzige, die ihr noch gehörte,

so oft auch stand sie vor einem eisernen Tor, und die gequälte Kreatur krümmte sich vor etwas Erbarmungslosem. Es heischte von ihr: Du hast noch etwas zu tun! Du mußt dich jetzt bekennen! Sonst gibt es auch die letzte Erlösung nicht für dich! Sprich aus, was du weißt! Noch ist es Zeit! —

An dem Tage, der Helene zu dem Präsidenten geführt hatte, war der Kampf in Betty überwältigend geworden. Gespenster umhockten ihr Lager, zehn Falzaros grinsten sie mit blutlosen Fratzen an. Sie stöhnte und schlug mechanisch mit den Händen um sich. Ihr Gewissen beugte sich über sie, ein altes grausames Weib, und hielt seine Knochenfinger bereit und wollte sie würgen ...

Helene trat langsam ein. Von ihrem Entschluß beladen, angstvoll und doch mutig. Es mußte ja sein, Tora mußte gerettet werden. Helene sah, daß Betty sich angstvoll aufrichtete. Da setzte sie sich zu ihr und streichelte sie. Dann, als Betty ruhiger wurde, sagte sie ihr alles. Die Schwester lag mit geschlossenen Augen. Es war nicht zu erkennen, ob sie Helene völlig verstanden hatte. „Arme Tora," flüsterte sie schließlich, und graue Schatten kamen auf ihr abgezehrtes Gesicht.

Helene blieb mutig. „Was willst du damit sagen, Betty? Mit unserm Bedauern helfen wir ihr nicht. Du kennst deine Pflicht."

„Meine Pflicht — — —?"

„Es kann nicht anders sein — du hast doch nie den leisesten Verdacht gegen Tora gehabt. Du weißt, daß sie sich gegen Josef immer gewehrt hat."

„Schweig, Lene! . . .“

„Ich darf nicht länger schweigen. Sonst mache ich mich schuldig gegen Tora. Und du noch mehr. Es geht dir jetzt besser. Du mußt jetzt aussagen.“

„Gegen Josef . . .“

„Was soll das heißen —?“

„Wenn ich Tora entlaste, bringe ich ihn hinein!“

„Rechnest du?!“

„Was willst du, Lene? Sieh mich nicht so an! Ich bin krank! Du darfst mich nicht so ansehen!“

„Tora ist unsere letzte Hoffnung, Betty. Wir dürfen sie nicht im Stich lassen. Wir dürfen das einzige, was noch Zukunft für uns hat, nicht besudeln und beschimpfen lassen. Es gilt unsern Namen. Damit hat Josef nichts zu tun.“

„Josef ist mein Mann!“

„Und Tora ist deine Schwester. Du gibst ja schon alles zu, wenn du nicht für sie sprechen willst.“

„Bin ich dabei gewesen, wie sie in Amiens waren? Habe ich sie in Holland wie ein Hund begleitet? Und in Budapest? Geh hinaus, Lene! Ich will dich nicht mehr sehen! Du bist schlecht!“

„Was ich tue, mach ich mit meinem Gewissen aus. Ich gehe nicht eher, als bis du dich entschlossen hast. Du hättest Tora nie bei ihm gelassen, wenn du wirklich eifersüchtig gewesen wärst. Du wußtest, was du von ihr zu halten hattest. Sie sollte das Bindeglied sein zwischen dir und ihm.“

„Lene! Lene!“ wimmerte Betty.

„Ich kenne deinen ganzen Kampf, mein Armes.

Aber ich weiß — du wirst Tora nicht zugrunde gehen lassen. Du wirst der abscheulichen Hetze ein Ende machen. Du legst jetzt dein Wort in die Wagschale."

„Wird Josef dann — verurteilt — —?"

Helene erschrak. Bettys Augen waren nahe auf sie gerichtet. Nur noch die übergroßen, fieberbrennenden Augen in dem schattenhaften Gesicht.

„Was fällt dir ein? ... Es handelt sich um Tora ... Nachgewiesen hat man ihm nichts ... Sie können ihn gar nicht verurteilen ..."

Betty warf sich in die Kissen zurück. „Geh! ... Ich werde mir's überlegen."

Helene ging hinaus. Betty biß die Zähne aufeinander und wehrte sich gegen einen Schüttelfrost. Sie wollte jetzt klar sein. Alle waren grausam und voll Ichsucht. Alle forderten nur von ihr — an sie dachte niemand. Aber wenn dies das Gesetz des Lebens war — im Tode hatte es keine Geltung. Dort wurde eine arme Seele frei. Sie wollte nur Gutes hinterlassen. Wie es geschehen konnte, wußte Betty. Und mit einer letzten, überklaren Schärfe suchte sie alles noch einmal zu durchdenken. Sie schrieb an den Präsidenten. Falzaros Schicksal konnte sie nicht mehr lenken. Aber vielleicht würde man erkennen, daß sein Weib ihn geliebt hatte. Das konnte mehr für ihn sprechen als sämtliche Zeugen der Welt. Nur bleiben, ausharren — das vermochte Betty nicht mehr. Sie wußte, daß Falzaro für sie verloren war. Verurteilt oder freigesprochen — er liebte sie nicht mehr. Aber ihre Liebe blieb treu bis in den Tod. Sie wurde

ruhiger. Sie fühlte Erlösung wärmend durch ihren gepeinigten Körper strömen. Bald war alles vorüber.

Helene hatte über eine Stunde gewartet. Da hörte sie Betty klingeln. Mit pochendem Herzen eilte sie zu ihr hinein.

„Gib mir das Schreibzeug!" sagte die Kranke mit tonloser Stimme.

„Willst du nicht lieber diktieren?"

„Nein — — ich kann es selbst."

Helene stützte Betty, damit sie sich aufsetzen und schreiben konnte — dann verließ sie sie wieder. Jetzt dauerte es nicht lange. „Lene!" hörte sie leise rufen. Sie ging hinein. Betty lag ausgestreckt — Schreibzeug und Papier neben ihr am Boden. Aber in ihren Händen zitterte ein geschlossener Brief. „Der schöne Teppich," klagte sie kraftlos. „Nun ist die Tinte drüber geflossen. Ich konnte es nicht mehr halten."

„Laß doch, Armes. Ich räum es schon weg."

Helene machte Ordnung — dann wandte sie sich wieder zu Betty und sah den Brief an.

„Willst du schlafen?"

„Ja, schlafen will ich ... Und nimm das ..."

„Du scheinst dich jetzt besser zu fühlen?"

„Es geht mir besser."

Sie sah von Helene fort, und die Schwester überkam das schaudernde Gefühl, daß sie von allem fortsah — von Menschen und Dingen. Plötzlich sprach die Kranke wieder. „Ach, Lene ... Wir waren doch dumme Kinder ... Alle drei ... Weißt du noch ... in Bocclari?"

Helene fühlte ein würgendes Schluchzen in der Kehle, aber sie bezwang sich und nickte nur.

„Ich habe noch einen Wunsch, Lene ... Sage Tora, sie möchte einen Augenblick zu mir kommen. Aber nicht sprechen — gar nicht sprechen. Nur dastehen. Verstehst du? ..."

Helene ging zu Tora. Sie fand sie nicht mehr auf dem Diwan. Tora war aufgestanden und schritt ruhelos umher. Ihr Gesicht war hart und fahl. Als sie Bettys Wunsch hörte, kam Betroffenheit auf ihre Züge. „Was will sie? Ich soll nur kommen und dastehen? Was heißt das?"

„Tu ihr den Gefallen, Tora."

„Du solltest diese Verstiegenheiten nicht mitmachen, Lene. Ich möchte zu Hause wenigstens den Dingen ins Gesicht sehen."

Aber sie folgte. Mit forschenden Augen stand sie vor Betty. Die Schwester warf ihr einen Blick zu, den Tora nie vergaß. In seltsamer Erschütterung ging sie mit Helene wieder hinaus.

„Was hat sie nur? Darf man sie jetzt allein lassen?"

„Sie will schlafen. Sie sagt, ihr sei besser."

Tora und Helene kehrten in das Speisezimmer zurück. Lange saßen sie sich schweigend gegenüber. Dann zog Helene den Brief hervor.

„Von Betty? An den Präsidenten? Weißt du, was drin steht, Lene? ..."

„Ich glaube es zu wissen. Betty tritt für dich ein."

„Betty?! — —"

„Nicht so laut! ... Es war ihr schwerster Entschluß ... Aber sie muß ihn jetzt gefaßt haben.“

„Gib her!“

„Nein, Tora. Den bringe ich morgen früh, so wie er ist, dem Präsidenten.“

Tora ging in tiefster Verwirrung im Zimmer umher. Helenes Augen folgten ihr. Wie sonderbar — die erhoffte Befreiung kam noch immer nicht? —

„Sie hat ihn geliebt,“ flüsterte Tora. „Und dann hat sie das getan? Das tut man doch nicht — wenn man liebt ...“

„Sie hat sich darauf besonnen, daß wir nicht nur Frauen sind, sondern auch Menschen. Daß nicht nur Leidenschaft regiert, sondern auch Gesinnung.“

„Ach, Lene, Lene! Daran glaub ich nicht! Bei Betty!“ Plötzlich blieb Tora in tiefem Grauen stehen. „Es ist so still bei ihr ... Dürfen wir sie so lange allein lassen?“

Ohne Helenes Antwort abzuwarten, eilte Tora in Bettys Zimmer. Helene wollte ihr folgen, aber ein stechender Schmerz in ihrem kranken Fuß hielt sie zurück — sie konnte sich nur mühsam nachschleppen. Plötzlich stand Tora vor ihr, völlig fassungslos. Dann hörte Helene: „Sie ist tot! ...“

„Tot — —?“

„Sie hat alle Morphiumpulver genommen! ...“

Da brach Helene in die Knie. Tora eilte an ihr vorüber zu Peter Kugleut, der vor Falzaros Bibliothek saß. Levin war schon fortgegangen. Peter wurde zum

Arzt geschickt. Aber der kam nur, um zu sagen, was man wußte. — —

Am nächsten Vormittag eröffnete Präsident Schwartze die Sitzung mit einer besonderen Mitteilung. Das Ereignis der vergangenen Nacht war bekannt, aber seiner wahren Bedeutung fieberte die Erwartung entgegen. Wie auf Falzaro der plötzliche Tod seiner Frau gewirkt, ließ sich nicht erkennen. Er stand so starr, in eisigem Hochmut, wie immer. Die Arme verschränkt, blickte er auf die Geschworenen. Dem Publikum warf er keinen Blick mehr zu. „Ich möchte vor der Verhandlung einen Brief zur Kenntnis geben, der mir heute morgen überbracht worden ist.“ Der Präsident sprach mit unsicherer Stimme — er schien seiner Erregung nicht Herr zu werden. Man staunte und rückte noch näher zusammen.

„Der Brief stammt von der unglückseligen Frau, die gestern nacht freiwillig aus dem Leben geschieden ist. Frau Falzaro hat ihre letzten Worte an mich gerichtet. Angeklagter, ich bitte Sie, die Fassung, die Sie immer gezeigt haben, auch jetzt zu bewahren.“ Falzaro nickte kaum merklich. „Die Verstorbene schreibt mir:

‚Herr Präsident! Ich möchte für meine Schwester Tora eintreten. Tora ist rein und ohne Schuld. Was gegen sie zu sprechen scheint, ist weiter nichts als die Aufrichtigkeit einer starken Seele. Sie hat sich immer zu allem bekannt. Sie hat sich um die Menschen nie gekümmert. Ich weiß, daß sie zu meinem Mann niemals andere Beziehungen gehabt hat als die erlaubten. Wenn mein Mann etwas

von ihr gewollt hat, so hat er es nie erreicht. Ich hätte ja nicht mehr leben können, wenn ich Toras nicht sicher gewesen wäre. Deshalb habe ich sie mit ihm zusammen gelassen. Jeder Verdacht gegen Tora ist Wahnsinn. Meinen Vater hat sie zärtlich geliebt, wie ich und Helene. Keiner von uns hätte je etwas Böses gegen meinen Vater tun können. Toras Interesse für Falzaro war keine Abneigung gegen meinen Vater. All das nehme ich auf meinen Eid. Wie gern würde ich auch die Unschuld meines Mannes auf meinen Eid nehmen. Ich kann nur sagen, daß ich ihn liebe. Vielleicht ist auch das etwas wert. Er ist ein verirrter, aber kein schlechter Mensch. Ich bin ganz verwirrt. Ich weiß nicht mehr, wie weit ein Mensch schuldig ist. Und weil ich das nicht weiß, und weil ich ihn immer noch liebe, will ich nicht länger leben. Die Worte einer Sterbenden werden Geltung haben. Dankbar Betty Falzaro.'"

Als die ungeheure Bewegung sich etwas gelegt hatte, wandte sich der Präsident an den Angeklagten: „Fühlen Sie sich imstande, eine Bemerkung zu diesem Brief zu machen?"

Falzaro antwortete sofort: „Ich habe nur zu sagen, daß ich die Worte meiner armen Frau nur als Geistesverwirrung auffassen kann. Sie sagt es ja selbst — sie sei ganz verwirrt. Man hat ihre Gebrochenheit mißbraucht. Man hat sie in einen Konflikt gebracht, dem sie unterliegen mußte. Wer das getan hat — ich vermute, Schwägerin Helene . . ."

„Ihre Antwort ist sehr geschickt, Angeklagter, aber

Sie werden mit Geschicklichkeit nicht mehr durchkommen. Jeder tritt hier für Leben und Ehre ein. Wem am meisten Glauben geschenkt wird — das wird sich herausstellen."

„Offenbar dem, der am wenigsten Vorurteile findet."

„Es ist eine Frechheit, Angeklagter, angesichts der Beichte Ihrer unglücklichen Frau von Vorurteilen zu sprechen. Von ihr haben wir die lautere Wahrheit gehört. Niemand im Saal wird sich diesem Eindruck entziehen können . . ." Das Publikum drohte den Präsidenten zu unterbrechen, aber er zwang den Sturm nieder. „Ruhe! Frau Falzaro war eine tapfere, ehrliche Frau! Eine treue Schwester! Ehre ihrem Andenken!"

Eine tiefe Pause entstand. Dann sagte Falzaro: „Ich habe nichts mehr hinzuzufügen."

Er setzte sich. Justizrat Gabriel aber schnellte empor und verlangte die sofortige Vernehmung von Helene Brahe. Schwartze scheute die letzte Konsequenz nicht. Er stimmte zu und ließ alles erörtern. Den Angriffen der Verteidigung hielt er stand. Tora schien entlastet, aber sie blieb apathisch. Vergebens trachteten Levin und Peter, die hinter den Schwestern saßen, ihre Triumphgefühle mitzuteilen.

Die Zeugenverhöre waren beendet. Bis zur Mittagspause wurden die Sachverständigen vernommen. Man merkte, daß der Präsident noch heute zum Schluß gelangen wollte. Die Sachverständigen erklärten Falzaro trotz mancher Abnormität für zurechnungsfähig. Der Angeklagte lächelte ein wenig — dieser Spruch schien

ihm zu gefallen. Nachmittags kamen dann die großen Leistungen des Staatsanwalts und des Verteidigers. Staatsanwalt Kühne war ein trockener Redner. Er plädierte „amtlich“, er sagte nur das Notwendigste. Aber man merkte unter der Würde der Verantwortung seine strenge Gewissenhaftigkeit. Bis jetzt hatte er sich zurückgehalten, während Justizrat Gabriel immer aktiv geblieben war. Als Kühne nun endlich sprach, machte er mehr Eindruck als der glänzende Verteidiger. Er legte mit kühler Logik die Kette aller Beweise dar. Nach seiner Überzeugung fehlte nichts. Man merkte deutlich, wie eine finstere Ablehnung Falzaros auf die Mienen der Geschworenen kam. Bettys Brief hatte zu stark gewirkt. Aber die Partei des Angeklagten, die im Saal noch immer Majorität war, ließ sich das nicht gefallen. Wilde Unruhe folgte der Rede des Staatsanwalts. Dann konnte Justizrat Gabriel sprechen. Er gab eine glänzende Leistung — niemand konnte das bestreiten. Auf das Publikum, namentlich auf die Köpfchen unter den großen Hüten wirkte er ungeheuer. Aber bei den Geschworenen hatte er nie so geschadet wie diesmal. Wie Wasser an einer Metallkugel lief die Pracht seiner Bilder und Beschwörungen an den schlichten Gemütern herunter. Sie waren in kein Theater gekommen, sie wollten sich nicht von einem berühmten Schauspieler erschüttern lassen. Wahrheit wollten sie, nichts als Wahrheit. Sonst ging es ihrem Selbstbewußtsein an den Kragen — das fürchteten sie mehr als die wild erregte Stimmung der Stadt. Gabriel wagte es sogar, sie mit der öffentlichen Meinung einzuschüchtern.

Am meisten aber schadete er seiner Sache durch die maßlosen Angriffe, die er gegen Tora richtete. Die Federhüte nickten — sie gaben ihm recht. Eine „Rivalin“ mußte stürzen. Wenn sie zerrissen war, besann man sich vielleicht und bedauerte das Opfer ein bißchen. Aber die Geschworenen wehrten sich gegen die wachsende Frauenzimmerlichkeit des Prozesses. Sie wollten keinen Klatsch mehr, keine Phrasen, keine „Geheimnisse“ — sie hielten es mit dem trockenen Realismus des Staatsanwalts.

Falzaro zeigte nicht, wie Gabriels Bemühungen auf ihn wirkten. Als nach der Rede des Verteidigers tosender Beifall losbrach, eine Kundgebung, die der Präsident nicht verhindern konnte, nickte er nur, als ob ihm die oratorische Leistung auch gefallen hätte. Nach den Repliken forderte der Präsident ihn zum letzten Wort auf. Unter atemloser Spannung sagte er: „Ich kann nur wiederholen, was ich schon am Beginn dieser Verhandlungen gesagt habe. Der ganze Aufwand des Prozesses tut mir leid, denn ich fühle mich unbeteiligt, ich kann nichts anderes als eine zwecklose Komödie darin sehen ...“

„Mäßigen Sie sich!“

„Ich wende mich noch einmal an die Herren, von denen mein Schicksal abhängt. Meine Herren Geschworenen, Ihr Amt ist ein bürgerliches Ehrenamt. Ich möchte es Ihnen so gern erleichtern. Mit wenigen Worten könnte ich es, aber ich darf nicht. Dabei muß ich bleiben. Wenn Sie mich jetzt verurteilen, kann mein Trost nur darin liegen, daß ich in diese Welt nicht hineinpasse und besser als ihr Opfer sterbe. Ich weiß, was die Pflicht

eines Mannes ist! Seine Herzenspflicht! Deshalb ist mein Schweigen mein Geständnis!“

Wieder wollte der Beifallstumult losbrechen, aber der Präsident bezwang ihn. Nach seiner Rechtsbelehrung zogen sich die Geschworenen zur Beratung zurück, und Falzaro wurde hinausgeführt. Auch Tora verließ an Helenes Arm den Saal. Sie wankte plötzlich, denn Falzaro richtete in der Tür die Augen auf sie. Es war ein flammender, durchbohrender Blick, vielleicht eines Komödianten, vielleicht auch eines leidenden Mannes. Jedenfalls tat er seine Wirkung. Es zischte furienhaft hinter Tora her: „Er hat sie angesehen! Haben Sie bemerkt? Als er hinausging. Und sie hat sich gebückt! . . .“

Im Gang draußen drängte sich Tora an Helene, während Peter und Levin sie den neugierigen Blicken zu entziehen suchten. „Er will sterben! Ist das möglich? Will er sterben?“

Helene hielt ihr erbebend den Mund zu. Aber niemand hatte die Worte der Fassungslosen gehört.

Draußen umbrandete die bis aufs höchste gesteigerte Erwartung den Justizpalast.

Wie eine spanische Arena vor dem Stierkampf sah heute die mitteldeutsche Universitätsstadt aus. Es war Nacht geworden. Nun kam es endlich, was die Welt durcheilen sollte. Nun sollte man endlich erfahren, was von ehrlichen Geistern längst zu wissen war. Aber man spielte das alte Lotteriespiel um der blinden Themis Worte. Man war urteilslos und gierte nach Urteil. Als ob die Geschworenen höhere Wesen wären, Männer

aus den Kreisen der Lauernden. Blutgeruch war in der rauhen Herbstluft, wie vor dem Ausbruch einer Revolution. Der Henker Philister hielt sein Beil bereit. Man wollte ... Ja, was wollte man? Der schöne Falzaro sollte frei kommen, und die Dämonische, die Unbegreifliche, die aus der Zeitschrift, die sollte fallen.

Als es draußen bekannt wurde, daß die Geschworenen zurückgekehrt waren, als an den hell erleuchteten Fenstern des Justizgebäudes die dunklen Köpfe wieder auftauchten, verloren die „Verbannten“ ihre Fassung. Die sonst so gemächlichen Eschenburger machten einen regelrechten Sturmangriff auf das Gebäude. Das Tor sollte erobert werden. Aber die Polizei hielt stand. Niemand kam hinein. Als der Lärm sich etwas gelegt hatte, ein Lärm, der vom Janhagel immer wieder entfacht wurde, konnte man oben zum Urteil schreiten. Der Wahrspruch der Geschworenen lautete auf Schuldig. Josef Falzaro wurde zum Tode verurteilt.

Man glaubte es draußen anfangs nicht. Dann kamen verstörte Menschen aus dem Gebäude, die es bestätigten. Ein Wutgeheul umgab den Justizpalast. Noch einmal stürmten die Helden vor. Da mußte die Polizei von ihren Säbeln Gebrauch machen. Es gab viele blutige Köpfe um den einen, der noch fest saß. Falzaro habe aufrecht das Urteil vernommen, sagte man. Und Tora Brahe? In Ohnmacht gefallen, erzählten die einen. Unsinn — sie habe ganz grade gesessen, berichteten die anderen. Jetzt erschien Hans Froheimer und hielt eine Rede an das wütende Volk. Er erkannte die Gefahr, mehr für sich, als für die guten

Eschenburger, und mahnte zur Ruhe. Man solle den Gerichtshof ehren und sich entfernen. Aus Froheimers Worten klang heraus, daß er der Menge recht gab, aber man gehorchte ihm. Bald wurde es still und leer vor dem von Polizisten bewachten Justizgebäude. Trotzdem verließen es Tora und Helene mit ihren Beschützern erst um Mitternacht.

Siebentes Kapitel

Die Schwestern wollten nicht länger in Eschenburg bleiben. Aber der Präsident Schwartze riet, auszuharren. Keiner ihrer Schritte sollte wie Flucht aussehen. Sie durften noch nicht untertauchen. So erlebte Tora in allen Verzerrungen die Groteske ihres „Ruhms“. Man kämpfte um sie. Die Stadt war in Parteien geteilt. Oft gab es in öffentlichen Lokalen Schlägereien, deren Gegenstand Tora Brahe war. In Familien, die Frieden haben wollten, wurde die Nennung ihres Namens verboten. Führer der feindlichen Partei blieb Hans Froheimer. Nun entfaltete er erst seine Macht. Tora staunte immer wieder, welcher Haß in einem Menschen wüten konnte, dem sie nicht das mindeste getan. Levin erklärte ihr das Rätsel. Froheimer tue weiter nichts, als den Weg seines Vorteils zu gehen. Umsatteln dürfe er nicht, auch wenn er die Wahrheit erkannt habe. Angenommen, daß Froheimer fern von der öffentlichen Meinung im Bett läge, und man ihn mit der

Frage aufrütteln würde: Hassest du Tora Brahe? würde er wahrscheinlich antworten: Nein, durchaus nicht! Aber ich wahre meine Stellung! —

Peter Kugleut schätzte Levin, doch seine kaltblütige Skepsis konnte er nicht mitmachen. In Peters Herzen brannte nur das eine Gefühl: Die Ehre Toras mußte ganz gereinigt werden. Makellos mußte sie aus dem Schmutz, mit dem man sie beworfen, hervorgehen. Er hielt sich beständig in ihrer Nähe. Er wartete nur auf ihre Billigung, um mit allen Waffen für sie zu kämpfen. Aber Tora verschanzte sich mehr als je gegen ihn. Sie ließ ihn in ihr Gemüt nicht hineinblicken.

Peter schonte sie und beschränkte sich darauf, sie gegen die äußersten Taktlosigkeiten zu schützen. Es gab auch mancherlei zu lachen dabei. Tora lachte mit, aus blutendem Herzen, schrill, so daß Peter es immer in den Ohren behielt. Man wußte nicht, was schlimmer war — die Gehässigkeit oder die Begeisterung der Menschen. Heiratsanträge, Bittgesuche, Einladungen von öffentlichen Lokalen, sogar von Varietébühnen, kamen massenhaft. Tora sollte Hand und Vermögen hergeben an bewundernde, sterblich verliebte, spekulative Jünglinge. Tora sollte Unterstützungen schenken, da sie ja „freigesprochen" wäre. Man bot ihr auch etwas. Sie sollte wie die Saharet bezahlt werden, wenn sie auf der Bühne eine „Conférence" abhielt und ihre Lebensgeschichte erzählte. Weiter nichts als ihre Lebensgeschichte. In den meisten Briefen der Anbeter steckte natürlich auch Poesie.

„Tora, Tora! Heldenmädchen!
Zauberin im Feuerhaar!
Laß sie schimpfen, die Banausen —
Bist das Weib doch, wie es war!“

Diese Verse eines Jünglings aus der Konfektionsbranche dienten immerhin zur Erheiterung. Aber die Verehrer wurden auch aggressiv, und dann gab es häßliche Szenen. Den Brahes gegenüber wohnte eine Frau Stefania Coccelius, beliebte Romanschriftstellerin. Diese begeisterte sich für Tora, weil sie einen großartigen „Stoff“ in ihr entdeckte. Sie hatte fünf Töchter: Brunhilde, Sieglinde, Wellgunde, Waltraute und Erda. Erda war die jüngste. Wie ein Hund vor dem Dachsbau, wartete Frau Coccelius, bis Tora einmal ihr Haus verließ, um ein wenig Luft zu schöpfen. Kaum hatte sie die verschleierten Schwestern in der Abenddämmerung erkannt, als sie auch schon über den Damm rannte und sich mit Brunhilde, Sieglinde, Wellgunde, Waltraute und Erda vor den Entsetzten aufpflanzte. Sie deutete mit ihrem Regenschirm auf Tora und rief wie eine Tragödin: „Das ist sie! Seht sie euch an, Kinder! Ist das eine Meineidige? Sieht so eine Mörderin aus? Nein! Tausendmal nein!“ Weiter kam sie nicht, denn Helene nahm Toras Arm und stieß sich mit ihr durch Mutter und Töchter, als ob nur Strauchwerk im Wege wäre. —

Falzaros Trotz schien nach der Verurteilung in Wahnsinn überzugehen. Justizrat Gabriel wollte beim Reichsgericht Revision einlegen, aber Falzaro verbot es ihm. So blieb dem Verteidiger nichts übrig, als ein Gnadengesuch an den König zu richten. Hiervon durfte Fal-

zaro nichts wissen, denn in seinen Wutausbrüchen versicherte er immer wieder, daß er lieber durch den Henker sterben wolle, als sein Leben im Zuchthause beschließen. Gabriel mußte über seinen Willen fortgehen. Erfolgte die Begnadigung, so hatte der Lebende immer noch Hoffnung. Namentlich ein Mensch von der jungen Raubtierkraft des Südtirolers. Gabriel besuchte Falzaro jeden Tag. Er erzählte ihm von der moralischen Verurteilung, die Tora in der ganzen Welt gefunden habe. Doch niemals ließ sich Falzaro anmerken, daß dies als Trost auf ihn wirkte. Nur ein bitteres Lächeln kam auf seine Züge, wenn Tora erwähnt wurde — sprach Gabriel aber von Helene, so ballte er die Faust. —

Eines Abends kam Peter Kugleut in großer Aufregung zu den Schwestern. Er hielt ein Extrablatt in der Hand. „Begnadigt!" schrie er. „Lebenslänglich Zuchthaus!" Helene sah Tora an — es war besser so. Das schlimmste Gespenst war von ihnen genommen. Tora aber verlor bald den Freudenschimmer, den Peter zuerst auf ihrem Antlitz sah. „Das ist vielleicht noch schrecklicher," flüsterte sie. „Ein Mensch, wie er. Für immer gefangen . . .!"

Peter ging auf und ab. „Darin liegt nicht das Schlimmste. Ihr Frauen seid merkwürdige Geschöpfe. Immer denkt ihr zuerst an den andern. Der König hat ihn begnadigt. Darin liegt ein Zweifel an dem Urteil. Das stärkt den Froheimer und seine Partei. Die werden ihre Hetze wieder anfangen. Entweder drücken sie ein neues Verfahren durch, oder wir müssen uns wehren, daß die Fetzen fliegen."

„Wenn es doch Mittel gäbe, die Menschen mundtot zu machen!“ rief Helene.

Peter lachte. „Es gibt schon welche! Aber die kann ich leider nicht anwenden! Dazu muß Ihre Schwester mir Autorisation geben! Na, ich glaube, es wird bald so weit sein!“

Tora warf ihm einen funkelnden Blick zu. Da machte er kehrt und ging. —

Seine Ahnung erfüllte sich. Die Froheimer-Partei kam nach dem Gnadenspruch höher. Da die Presse eben mit einem ergebnislosen Kriegsrummel in der Türkei fertig war, griff sie mit erneuten Kräften nach der Sensation von Eschenburg. Falzaro sollte durchaus ein Märtyrer sein. Man dankte ihm ein „psychologisches Rätsel“. Ungelöste Rätsel duldete man nicht. Bald tönte wie Posaunenklang die Forderung, daß das Verfahren wieder aufgenommen werden müsse. Da verlor Präsident Schwartze die Geduld. Er ließ den Mann, der die Rechte eines jungen Mädchens schützte, zu sich kommen. Peter Kugleut hatte eine lange Unterredung mit dem Präsidenten. Als er ihn verließ, stand es für ihn fest, was zu tun war. Er bat Tora um ein Gespräch. Bald saß er ihr in Brahes Studierzimmer gegenüber. Die Seele war beiden übervoll, und sie sahen sich feindselig an, weil sie sich schwach vor einander fühlten. Dann begann Peter: „Ich war heute beim Präsidenten. Er hat mich zu sich kommen lassen. Er verlangt jetzt, daß Sie Strafantrag stellen.“

„Gegen wen?“

„Das wissen Sie doch. Sie müssen gegen Froheimer

vorgehen. Nur wenn Sie dem Gezücht die Stirn bieten, können Sie es unterkriegen."

„Mir liegt nichts daran. Die Welt verändert man nicht. Ich wäre schon lange fort, wenn Lene sich nicht immer nach dem Präsidenten richten würde."

Peter atmete schwer. Sie sah, wie seine Augen hinter der Brille hervortraten und sie groß, mit ernstem Flehen anblickten. „Ich bitte Sie," stieß er hervor. „Seien Sie vernünftig, Tora! Ich glaube, Sie wissen gar nicht, wofür Sie einzutreten haben! Wir sitzen im Zimmer Ihres seligen Vaters! Es gilt seinen Namen!"

„Lächerlich!" rief Tora rauh. „Sein Name? Dort ist sein Name!" Sie zeigte auf Brahes Bücher im Schrank. „Ich stehe in keinem Zusammenhang damit! Ich weiß nichts von der Welt meines Vaters und von Ihrer Welt erst recht nicht! Frei sein will ich, allein sein! Fortgehen will ich!"

Peter wischte sich die Stirn. „Dazu haben Sie nicht das Recht. Dazu haben Sie nach meiner Ansicht nicht mehr das Recht."

„Das tut mir leid. Aber ich kann mich um Ihre Ansicht nicht kümmern."

Tora bereute und griff nach seiner Hand. „Nein, Herr Peter! . . . So ist das nicht gemeint! Wir bleiben zusammen, nicht wahr. Aber ein Mann empfindet da ganz anders. Sie wollen Rache und Genugtuung. Aber in mir ist — wissen Sie, was in mir ist? Ekel! Ich bin bis an den Hals in einen abscheulichen Sumpf geraten. Ich habe nur den Wunsch, mich rein zu baden —"

„Ja!!"

„Aber nicht so, wie Sie es meinen! Glauben Sie denn, daß das überhaupt möglich ist? Daß nicht doch immer etwas an einem hängen bleibt, was die Luft verpestet? Sie kennen die Philister nicht. Die wissen von vornherein, daß sie siegen werden! Durch die gemeine Vergänglichkeit der Dinge! Das ist das Teuflische! Nein, ich glaube, man muß über den Ozean fahren, soweit als möglich, bis nach Australien — und dann wie Robinson auf einer Insel leben! So wird man ausgelüftet! Sonst nicht!"

Peter stand auf und lehnte sich an den Bücherschrank. „Das würde wie Flucht aussehen, das müssen wir vermeiden."

„Glauben Sie, daß es mir auf eine Prinzipienfrage ankommt?"

Peter rang seine großen Hände. „Wenn Sie doch nur ahnen würden," preßte er hervor, „wenn Sie ein einziges Mal bedenken würden, was Sie andern Menschen schuldig sind. Nicht der großen Menge — die mein ich nicht — die veracht ich ebenso, wie Sie. Aber die wenigen, die einzigen, die es gut mit Ihnen meinen. Für die Sie ein Stück sind ihres eigenen Selbst ..."

„Wer ist das ..."

„Nun, bleiben wir mal bei Ihrer Schwester. Was die von Ihnen hält — daran muß Ihnen doch alles liegen."

Tora schnellte empor. „Weiß ich das nicht?!"

„Bleiben Sie ruhig — um des Himmels willen. Niemand, der es gut mit Ihnen meint, kann zugeben, daß Sie all die gemeinen Beschimpfungen auf sich sitzen lassen. Passivität ist für Sie unmöglich."

Tora schritt langsam auf ihn zu. Eine ungeheure Erregung schien ihren Körper zu durchtoben. Sie hielt sich nur noch mühsam aufrecht. In ihren Augen flackerte es, und die Hände waren zu Fäusten geballt. „Wie Sie das immer betonen,“ flüsterte sie. „Ich! ... Gerade ich! ... Könnte meine Passivität nicht auch aktiv sein? ... Muß eine beleidigte Frau mit den Fäusten um sich schlagen? ... Aber ich weiß ganz genau, was Sie meinen! Ich hatte nur gedacht, daß Sie ehrlicher wären! ... Sie kommen von Lene! Lene schickt Sie — nicht der Präsident!“

„Das ist nicht wahr. Fräulein Helene weiß gar nicht, daß ich mit Ihnen spreche.“

„Jedenfalls durchschaue ich jetzt eure Meinung —!“

„Tora, Sie sprechen wie von Menschen, die Ihre Feinde sind — — —“

„Gebt es doch zu, was ihr von mir haltet! Laßt doch die Maske fallen! Ihr glaubt mir ja im Innersten doch nicht! Mein Eid ist euch nicht einen Pfifferling wert!“

Sie brach weinend zusammen. Da loderte es in Peter Kugleut auf. „Ihr Eid!?“ rief er mit hoch erhobener Faust. „Das werde ich Ihnen beweisen!“

Er rannte zur Tür. Da hielt sie ihn zurück. „Herr Peter!“ bat sie schluchzend. „Haben Sie Geduld mit mir! Mit mir ist es ja doch aus! So oder so! Ich weiß nicht mehr — was soll ich denn tun?“

„Sie sollen bleiben ... Sie sollen mir überlassen, was unumgänglich nötig ist.“

„Was wollen Sie denn?“

„Wenn es Ihnen widerstrebt, die Sache dem Gericht zu übergeben, so werde ich Froheimer bei der nächsten Gelegenheit stellen und ohrfeigen."

„Nein! . . ."

„Dann muß er Farbe bekennen. Dann kann ich ihm wenigstens eine Kugel auf den Pelz brennen."

„Und Sie? Froheimer ist der beste Schütze der Stadt! Glauben Sie, daß ich das dulde?"

„An mir ist nichts gelegen! Ich bin dazu da!"

In Toras Seele griff es wie mit unbekannten Händen. Sie starrte Peter an. Wie er vor ihr stand . . . Wie anders seine Stimme plötzlich tönte . . . Ein großer, metallischer Klang, letzte Bereitschaft, unbeirrbare Liebe. Seine Augen leuchteten sie an. Er wollte für sie eintreten, er wollte für sie sterben. Rein sollte sie werden durch ihn. Toras Augen ruhten in großem Begreifen auf Peter Kugleut. Es kam in ihr empor, was sie schön machte, so weit es auch ihr Bewußtsein von Frauenreiz entfernte. Der Knabe erblühte in ihr, der kühne Kamerad. Sie hatte unfehlbare Waffen, die sie ihrem Ritter reichte.

„Herr Peter," flüsterte sie. „Herr Peter . . . Sie sollen nicht leiden um mich. Nein. Ich will mich schon wehren. Ich will . . ."

Er unterbrach sie. „Sie sollen nur tun, wovon Sie überzeugt sind! Lassen Sie mich! Sie leben in einer andern Welt — Sie dürfen das! Aber Ihre Welt zu verteidigen — dazu bedarf es . . .! Glauben Sie denn, die Freude, die unsereiner davon hat, ist Ihnen begreiflich?"

Diese rauh-liebevollen Worte besiegten Tora. Tränen stiegen ihr jäh in die Augen, sie fühlte ein namenloses Glück. Peter starrte sie an — dann wußte er, was in ihr vorging. Anbetung ergriff ihn, er brach vor ihr nieder. „Tora! Tora!“ flüsterte er wie ein hilfloses Kind. Sie ließ ihm ihre Hände. Und als sie ihn fühlte, in seiner ganzen, reinen Mannesgewalt, kam ungeahnte Erlösung über sie. Ein dunkles Bild, das bis in ihre Träume gedrungen war, zerteilte sich langsam. Aus allen Nachtgespinsten klärte sich der neue Tag, und das Furchtbarste schien nun notwendig gewesen zu sein.

Vierter Teil

Erstes Kapitel

Als die Verlobung des Privatdozenten Peter Kugleut mit Tora Brahe in Eschenburg bekannt wurde, erschrak man. Man verstand die Antwort. Der Verteidiger war gekommen, der das wahre Opfer nicht scheute. Peter Kugleut stand in der Universität vor der Professur. Sie ging dem Bräutigam Tora Brahes verloren. Das mußte er am besten wissen. Wer soviel für ein Mädchen hergab ... Man stutzte und überlegte sich die Sache. Man sah irritiert auf Froheimer.

Bevor Peter die gerichtliche Klage zuließ, forderte er den Redakteur. Diese Sensation überraschte eines Morgens die Stadt. Aber die hitzige Spannung bekam sofort einen kalten Überguß. Es wurde nichts aus dem Duell. Hans Froheimer lehnte die Forderung ab. Nicht etwa, weil es ihm an Mut fehlte, sondern weil er ein Volksvertreter war. Man hatte ihn in den Reichstag gewählt, und die bevorstehenden Pflichten gegen das Vaterland duldeten nicht, daß er für die Beleidigung einer Frau mit seinem Leben eintrat. Aber Froheimers Abreise zum Parlament erlitt eine unliebsame Verzögerung. Just vor dem Bahnhof begegnete er Peter

Kugleut, der ihm zwei schallende Ohrfeigen versetzte. Da wurde der arme Hans vor Aufregung krank und mußte zu Hause bleiben. Er verklagte den Privatdozenten. Doch Rechtsanwalt Neumeister, der Vertreter Tora Brahes, reichte als Antwort die Klage gegen ihn ein. Es war eine böse Falle. Die Sache des sonnigen Redakteurs stand schlecht. Er begriff es allmählich. Zitternd horchte er auf jede Schwankung der öffentlichen Meinung. Gern hätte er mit seiner geschickten Hand der Wage einen Stoß gegeben. Aber er mußte sich zurückhalten. Die Konkurrenzblätter, die täglich darauf lauerten, Froheimers Zeitung zu überflügeln, traten für Tora Brahe ein und paukten auf ihn los. Böse Worte — der Liebling des Volkes war andere gewöhnt.

Gabriel hielt noch zu ihm, aber in seiner skeptischen Art, die nicht wirkte. Er war auch schon mit einem anderen Aufsehen erregenden Prozeß beschäftigt. Wie Tubal seinen Freund Shylock, ließ er Froheimer in der Schwebe zwischen Hoffnung und Niedergeschlagenheit. Peter Kugleut dürfe niemals Professor in Eschenburg werden, aber die Verteidigung Froheimers könne Gabriel nicht übernehmen. Präsident Schwartze habe gestern im Gerichtssaal einen leichten Schlaganfall erlitten, aber die erhoffte Demonstration des Publikums bei der Überführung Falzaros ins Zuchthaus sei ausgeblieben. Nur einige Gaffer hätten sich eingefunden. Held des Tages sei jetzt Herr Katzenstein, der Wucherer des neuen Prozesses. Es waren die ersten wirklich schweren Tage in Hans Froheimers Leben.

Tora Brahe und die Ihrigen gingen indessen ziel-

bewußt ihren Weg. Nicht nur in Eschenburg stöberten sie das Geschmeiß auf, auch sonst überall in deutschen Landen, wo es sich auf Frauenehre gesetzt hatte. Gunst und Mode vergingen schnell — auch der Gerechteste mußte sie wahrnehmen. Sonst wagte sich das Geschmeiß in anderer Gestalt wieder hervor. Jeder sündige Publizist erhielt seinen Denkzettel. Der Staatsanwalt griff nach hundert Seiten zugleich. Man entsetzte sich, und wohlwollende Mahnungen kamen zu Tora Brahe. Sie solle nicht zu weit gehen. Die Gunst des Augenblicks sei leicht zu mißbrauchen. Für eine Frau in ihrer Lage schicke es sich, zu bedenken, wieviel Unglück sie über arme Geistesarbeiter bringe. Solche Stimmen waren geeignet, Tora irre zu machen. Ihre Resignation, die nicht Weichheit sondern geschmiedete Härte war, kam wieder empor. Ihr Ekel, ihr Ruhebedürfnis. Sie sprach den Männern, die für sie kämpften, den Wunsch aus: nur zeigen, daß man Zähne und Krallen hatte — dann laufen lassen, was der Lauf der Welt war. Einsamkeit finden, Trost im Sieg . . . Levin zuckte die Achseln. Peter Kugleut wußte wohl, wieviel Schönes und Großes sich in Toras Wunsch verbarg. Er hatte allen Grund, sich dessen zu freuen. Aber Tora wollte seinem innersten Gefühl nicht entgegenkommen. Seine Angst, daß der Dämon ihres Lebens wieder auftauchen könne, war so groß wie seine Liebe. Tora konnte beide nicht ermessen. Sie sah ihn in der wachen Wirklichkeit kämpfen, zäh und unerbittlich.

Froheimers Sache stand schlecht. Der Gerichtstag kam, und er wurde zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Das Publikum regte sich gar nicht sonderlich

über die Katastrophe seines Lieblings auf. Nicht mehr jedenfalls, als über die übrigen Nachrichten von Tora Brahes Strafgericht. Überall hatte man zu ihren Gunsten entschieden. Es waren schlimme Tage für schuldbewußte Geistesritter. —

Trotzdem kam Peter Kugleut nicht zu der ruhigen Siegesfreude, die tiefer reichte, als die Welt verstand. Tora wurde auch jetzt nicht von ihrer verzehrenden Unruhe verlassen. Freiheit und Stolz erfüllten sie, aber sie konnte nicht mehr atmen in Eschenburg, nicht einen Tag länger bleiben in dieser Stadt. Peter entschloß sich. Der Universität, die einen so großen Teil seiner Lebensarbeit enthielt, sagte er leichten Herzens Ade. Hier durfte er nichts mehr hoffen. Es trieb ihn in seine Heimat zurück. Er wollte sich in Freiburg habilitieren. Mochte die Professur, die ihm schon so nahe war, wieder hinausgerückt sein — mehr als der Lohn seiner Arbeit war ihm Tora. Die Frau, die ihm angetraut werden sollte, kam auf neue Erde. Er hatte ihr die Scholle geschaffen, auf der sie in Frieden erblühen konnte. Jetzt m u ß t e n die letzten Schatten schwinden.

Tora stimmte zu, nach Freiburg zu ziehen. Sie bat Helene, ihr Leben mit dem ihrigen zu verbinden. Aber Helene konnte nicht ja sagen. Was in ihr vorging, war schwer ersichtlich. Ihre Freude an Toras Glück war tief, aber sie empfand sich nicht als Genossin, sondern als Störung. War sie wieder so opfermutig klug, oder hing ihre Weigerung mit einem eigenen Erlebnis zusammen? Es war auffällig, daß in der Zeit

der guten Wendung der beste Freund fern blieb, den die Mädchen außer Peter gefunden hatten. Hermann Levin war nach Froheimers Verurteilung nach Italien gereist. Seine Abreise war plötzlich und unbegründet. Mit Helene war er am vertrautesten gewesen, aber ein Verschlossener war an eine Verschlossene geraten — was vorgefallen, erkannte man nicht. Helene antwortete kurz: „Er braucht die Reise für seine Kunst. Er kommt bei den Eschenburgern nicht weiter.“ Dann fügte sie hinzu: „Ich gehe wieder nach England. Papa habe ich nicht mehr, was soll ich hier noch?“ Ein kurzer, scheuer Abschied — Kuß und Händedruck — ehe man wußte, wie es geschehen, war Helene fort. —

Im Schwarzwalddorfe Waiblingen fand Peters und Toras Trauung statt. Es war Peters Heimat — in derselben Kirche war er einst getauft worden. Mutter Philomena war mitgekommen. Tora hatte jede Scheu vor ihr verloren. Sie spürte, daß Peters Mutter nicht angekränkelt war. Das einsame Leben auf den Eschenburger Weinbergen hatte der alten Frau das Beste gebracht, einen Blick in die Tiefe. Sie sah weiter nichts als das Menschenkind, das ihr Peter liebte. Philomena hatte die Kraft, sich ganz zu bekennen.

So konnten endlich wieder Seelen zueinander kommen. Menschen und Dinge bekamen ein anderes Gesicht. Tora hatte nicht gedacht, daß soviel Hoffnung für sie noch erblühen könnte. Ins ehrliche Leben schritt sie wie in ein schönes Traumland hinein. Was sie als Mädchen oft gedacht hatte — wie einförmig und dumpf mußte doch das Dasein einer Frau bei solchem Manne sein —

jetzt brannte es sie, wie Scham. Das einst Unmögliche war ihre einzige Möglichkeit geworden. Sie wollte die Tora Brahe, die Peter Kugleut um seines Namen willen verspottet hatte, ganz vergessen. Was ihr gefährlich war, stieß sie bewußt zur Seite. Was das Gute in ihr sicherte, sammelte sie mit eifriger Hand. Und das tiefste Mittel zum Zweck war ihr der große, blonde Peter selbst. Er, der alles opfern konnte, wenn er alles empfing.

Die Neuvermählten wollten Mutter Philomena nach Freiburg mitnehmen. Aber unter den blühenden Apfelbäumen der Heimat gelang es ihnen nicht, sie zum gemeinsamen Haushalt zu bestimmen. Die Alte hatte ihr eigenes, großes Erlebnis. An Eschenburg hatte sie sich des Sohnes wegen gewöhnt. Nun aber vertraute sie den ewigen Zusammenhängen wieder. Peter war verheiratet. Philomena war eine viel zu klar denkende Mutter, um, für den eigenen Abend sorgend, den Morgen anderer zu beschweren. Als Peter und Tora ihr sorgenvoll sagten, sie werde nun allein stehen, sah sie in die schimmernde Blütenpracht auf und rief: „Nein, Kinder! In Eschenburg bleib ich nit! Das Teufelsnest! Das tut mir nit mehr not! Aber hier in Waiblingen bleib ich! Da könnt ihr mich oft besuchen! Meine Puppen bring ich hier noch besser zusammen — darauf verlaßt euch!“ Die letzten Worte sagte sie wie eine alte Künstlerin, die ihre besten Kräfte aus der Heimaterde holte.

Die erste Woche ihrer jungen Ehe verbrachten Peter und Tora mit Philomena in Waiblingen. Peter kaufte

der Mutter ein Häuschen mit Obstgarten. Es lag dem Schulhause gegenüber, wo ihr armer Mann sich einst mit den Dorfkindern geplagt hatte. Drüben hatte man einst gewohnt, dort war Peter aufgewachsen. Im Abendrot meinte er noch die Geige des Vaters unter den Blütenbäumen zu hören. Dieser Stätte gegenüber schloß sich der Mutter Lebensring. Auf dem Friedhof an der Kirchenmauer lag das Grab, das sie nun wieder pflegen konnte.

So gab das Glück der Mutter dem Glück der Kinder erst den rechten Klang. Dann aber mußte man sich trennen. Philomena reiste nach Eschenburg zurück, um ihre Übersiedelung vorzunehmen. Peter mußte sich in Freiburg habilitieren. Im Herbst wollten sie die Mutter wiedersehen. — Tora kannte Freiburg von einer Reise, die sie mit dem Vater dorthin gemacht hatte. Sie liebte die süddeutsche Schönheit dieser Stadt und freute sich auf den neuen Wohnsitz. Tora war jung. Sie konnte von des Tages Wut und Mühsal geschüttelt worden sein, bis zum Zusammenbruch — in der Nacht gesundete sie, und am Morgen sah sie wie ein Kind die Welt an. Sie wollte noch hoffen und hoffte. Mit der ganzen Kraft ihrer lebenshungrigen Seele ging sie auf die neue Existenz zu. Wohl hatte sie den Schatten der Vergangenheit nicht vergessen, aber er folgte ihr wie jedem anderen Menschenkinde. Was für sie sprechen mußte, hatte gesprochen.

Peter hielt sich in ruhiger Kraft neben ihr. Er mußte mehr Gespenster niederzwingen, als Tora ihm anmerkte. Er blieb in Bereitschaft, seine Waffen vergaß

er nie. So gefiel ihm die Welt, und auch er wollte sie aufs neue erproben.

„Ist das nicht wunderlich?" sagte er eines Abends zu Tora, als sie über die Waldhöhen wanderten und unter sich das alte Bild der Stadt sahen. „Man fühlt sich, als ob man aus einem furchtbaren Lärm, aus einem Saal, wo hunderttausend Menschen zusammengepfercht sind, plötzlich in die Nacht entlassen ist. Draußen schöpft man Atem und lacht. Es gibt doch zwei Welten, wahrhaftig. Warum ist man überhaupt in den schauderhaften Saal gegangen? Ja, warum! ... Man begreift immer erst nachher, daß alles nur Lärm war."

Tora spürte Peters Erregung und war von seiner plötzlichen Äußerung überrascht. Sie lehnte den Kopf an seine Schulter. Ein Ringen war in ihm, ein Klang aus schwerster Zeit. „Ja, Peter," sagte sie leise. „Man muß den Menschen wohl immer mehr glauben, als sie verdienen. Das ist der schöne Schein — nicht wahr? Was traut man nicht alles der wunderbaren Stadt da unten zu?"

„Hm ... Wollen sehen, wie sie sich benimmt."

Tora sah in leichtem Erschrecken zu ihm auf. Aber er lächelte. Sie blieben unter einer uralten Tanne stehen, und er küßte sie.

„Merkwürdig," sagte Peter nach einer Weile, „wir haben doch alle was von Lene, die an ihren Fuß denkt, wenn die Menschen eben anfangen, ihr in das geistige Auge zu blicken. Wenn man nicht so abhängig wär ..."

„Wovon?" fragte Tora, ihre großen Augen gespannt auf Peter richtend.

„Cäsar soll von einer Maus irritiert worden sein. Ich habe zwar wenig Ähnlichkeit mit Cäsar, aber ich begreife jetzt, daß man immerfort Schanzen um sich bauen muß."

„Man muß sie eher fortreißen."

Peter lachte auf. Aber es war kein reiner Ton in seinem Lachen. „Ihr Frauen könnt immer in eurem Gehege bleiben. Ich meine — ihr denkt, das Leben besteht aus einer kolossalen Wohnung mit vielen hundert Zimmern. Wenn man aus einem Zimmer ins andere geht, macht man einfach die Tür zu und dreht den Schlüssel herum. Dann hört und sieht man nichts mehr. Aber wir Männer haben's schwerer."

Er schwieg und merkte erst nach einer Weile, daß auch Tora still geworden war. Da fühlte er Reue und zog sie bittend an sich. „Glaubst du, daß wir Frauen es leicht haben?" fragte sie düster.

Er errötete, was dem großen, stämmigen Menschen etwas Rührendes gab. „Nein, nein — ich weiß schon — aber . . ."

„Was ist dir denn, Peter? Hast du Ärger gehabt?"

„Ärger . . ."

„Meinetwegen?"

„Aber Tora! Ich bitte dich! Mich soll nur einer schief ansehen — den zermalm ich!"

Es brach viel zu heftig in ihm los. Jetzt sah sie in ihn hinein. Aber sie blieb gefaßt. „Du wirst dich an manches gewöhnen müssen. Das hab ich vorher gewußt. Du hast ja eine ‚berühmte' Frau, Peter. Glaubst du, in Freiburg liest man keine Zeitungen? Daß

sie neugierig sind — darauf war ich gefaßt. Ich hab es insofern leichter als du, als ich mir weniger daraus mache. Es hat mir sogar immer Spaß gemacht, das Philisterium herauszufordern. Du möchtest unbehelligt bleiben."

„Du nicht?"

„Doch, Peter. Aber ich finde das alles bedeutungslos. Was wir brauchten — vor den Menschen mein ich — das haben wir. Semper aliquid haeret, heißt es irgendwo. Aber man muß drüber weg. Es darf einfach nicht gelten, Peter. Sonst machen wir uns ja abhängig, wenn wir uns eben befreit haben."

Peter nahm ihre Hand, aber sie fügte erregter hinzu: „Sage mir doch, daß du weißt, was ich unter Freiheit verstehe. Daß es etwas ganz in uns ist — und das andre — das ist alles draußen."

„Ja, Tora ... Das weiß ich ... Wofür lebt man denn? ... Das verteidige ich ja immer ... Verzeih mir, daß ich davon angefangen habe ... Wirklich — Freiburg ist wunderbar."

„Du sollst mir immer alles sagen."

Ernst sah er ihre Augen auf sich gerichtet. Tora hatte etwas Frauenhaftes in den letzten Tagen bekommen. Unbeirrbares Suchen nach Pflicht lag auf ihren einst so schwankenden Zügen. Er wußte, welche große Hoffnung in ihr jetzt Leben gewann. „Sei ruhig ... das sind Nerven, Tora ... Mein Liebstes — ich kann es halt nicht lassen, alles Dunkle ins Helle zu bringen. Halb Bewußtes ins vollständig Bewußte. Wir Schwarzwälder sind Grübler."

„Denkst du oft an Falzaro?“ fragte Tora plötzlich. Es kam selbstverständlich von ihren Lippen, wie etwas, das lange an der Tür gestanden hatte und nun eintrat.

Er zuckte zusammen. „Denkst du an ihn?“ fragte er etwas rauh.

„Ich glaube nicht, daß du mich danach fragen mußt, Peter.“

Er verstand sie und sah zu Boden.

„Falzaro ist nicht tot,“ fuhr Tora fort, indem sie in das ergrauende Tal blickte. „Vielleicht ist etwas in ihm, was immer leben wird.“

„Was ist das?“

„Das Böse, Peter. Ich muß natürlich oft daran denken, daß er im Zuchthaus ist, ohne Hoffnung ... Für ihn ist das schlimmer als der Tod ... Er ist ja kein gewöhnlicher Verbrecher, Peter.“

Peter nickte. „Glaubst du, daß er sich mit Fluchtgedanken trägt?“ Erschrocken sah er, daß Tora zu zittern anfing. „Nun, nun — das ist ja gar nicht möglich — — beruhige dich — aus dem Zuchthaus entwischt man nicht so leicht ...“

„Sprich davon nicht! Manchmal — wenn ich daran denke — kommt eine entsetzliche Angst über mich! Glaubst du, daß Lene aus einem andern Grunde nach England gegangen ist? Sie glaubt sich in England sicherer.“

„Vor ihm? Ja, was glaubt ihr denn eigentlich?! Erstens entkommt er nicht. Und zweitens — wenn er entkäme —“

„Dann würde er uns alle umbringen. Lene sicherlich."

„Tora, Tora ... Aber wir wollen davon still sein. Der Arzt hat dir jede Aufregung verboten. Du sollst besonders jetzt nicht an gewisse Dinge denken ... Du verstehst mich."

Sie gingen schweigend zur Stadt hinunter. Toras Füße waren unsicher — sie strauchelte im Geröll. Peter stützte sie. Wärmer und ruhiger wurden beide. Die Nähe der Stadt tat ihnen wohl. Aber Peter war ein Bauer, der doch noch heraussagen mußte, was ihm im Gemüt saß. „Warum meintest du eigentlich — verzeih mir die Frage — warum meintest du, daß er sich an dir rächen würde? Angenommen, daß es ihm gelänge ... Ich glaube, du hast das gemeint?"

Tora starrte vor sich hin. „Laß das, Peter. Wozu sollen wir uns mit Gespenstern quälen? ..."

Er sah sie von der Seite an. Es war nicht sein Blick sonst. Dann sagte er etwas heiser: „Du hast recht ... Ich halt jetzt auch den Mund ... Verstanden hab ich dich zwar nicht. Aber jedenfalls — nur keine Furcht vor dem Halunken. Du bist wahr. Du bist im Innersten wahr. Aber der — — der ist im Kern verfault und verlogen ..."

Er war plötzlich heftig geworden. Er wollte ihr seine Meinung aufzwingen. Aber sie schüttelte den Kopf, ohne ihr Herz von seinem Herzen zu entfernen. „Nein, Peter. So darf man es auch nicht nennen. Das ist nicht tief genug, Peter. Falzaro ist vielleicht so wahr wie ich."

Zweites Kapitel

Sie sprachen in Freiburg nicht mehr davon. Das äußere Leben nahm ihre Kräfte ganz in Anspruch. Peter war zuversichtlich nach Freiburg gekommen. Was er wissenschaftlich geleistet hatte, stand fest. Der beste Schüler Bernd Brahes war eine Bereicherung jedes Lehrkörpers. Aber weil Peter im Innersten selbst nicht ganz aufs Sachliche gerichtet war, ließ seine Bescheidenheit ihn nur die Facultas Docendi erstreben. Er suchte dasselbe, was er schon lange in Eschenburg gehabt hatte. Nur hineinkommen ins neue Land wollte Peter. Mit den offenen Augen seines reinen Gewissens begegnete er den Fremden. Zuerst täuschten sie ihn. Viel Liebenswürdigkeit, die das leichte, süddeutsche Sprachwerkzeug hatte, empfing ihn. Aber immer wieder mußte er hören, wie schwierig die Verhältnisse in der Fakultät wären. Eben jetzt! Wenn er ein Jahr früher gekommen wäre! Peter zuckte die Achseln — vor einem Jahr saß er noch fest in Eschenburg. Da wußte er nichts von seiner Lebenswende. Jetzt hörte er, hätten die „Alten" wieder die Oberhand. Peter opponierte. Er sei auch nicht modern. Aber die freundlichen Kollegen zuckten die Achseln. Es handle sich nicht um wissenschaftliche Maximen, sondern um gewisse Lebensanschauungen, Lebenskurse sozusagen — da ständen die „Alten" hinter einer himmelhohen Mauer. Ja, wenn man nur mit der akademischen Jugend zu rechnen hätte! ... Die hätte das weite Herz, die verständnisvolle Hingabe! — Immerhin — bei Peters Bedeutung sei es ausgeschlossen,

daß sein Gesuch nicht bald eine entschiedene Berücksichtigung fände. Ob denn kein Ruf von anderen Hochschulen an ihn ergangen sei? Nicht? — Nun, es würde schon werden. Er müsse nur ein bißchen Geduld haben. Auf Wiedersehen. Und Dank für Peters Besuch.

Dies war der Verlauf der Visiten, die Peter zunächst allein machte. Befriedigt war er nirgends. Er stieß auf eine undurchsichtige Zurückhaltung. Brotneid konnte Peter nicht annehmen. Sein Spezialfach war unbesetzt. Er spürte ein persönliches Motiv, das man verschleierte. Als Peter durch die friedlichen Gassen Alt-Freiburgs schritt, hatte er oft ein Gefühl, das ihm weh tat — er sah ein harmonisches Heimatleben, zu dem er zu gehören schien, aber er durfte höchstens übernachten. Als er sich seinem Hotel näherte, fiel ihm erst ein, daß die freundlichen Kollegen ihn mit keinem Wort nach seiner Frau gefragt hatten. Daß er verheiratet war, wußten sie. Sie wußten es wahrscheinlich zu gut. —

Peter und Tora lebten noch immer in einem Hotel. Es wollte ihnen nicht gelingen, eine geeignete Wohnung zu finden. Die Freiburger waren wunderliche Leute. Sie hatten etwas Zerstreutes bei allen Verhandlungen. Peter suchte vergebens die letzte Sachlichkeit. Der alte Rentner oder die korpulente Madame ließen ihre Äuglein beständig über Tora schweifen, während man Mietspreis und Teppichklopfen besprach. Die junge Frau schien überall zu interessieren. Daß man hier in jeder Gasse schon von ihrer Vergangenheit wußte, hielt Peter für ausgeschlossen. Aber wenn auch, zum Teufel! Das Reichsgericht hatte für sie gesprochen, in ganz Deutsch-

land Presse und Richter! Konnte Tora den Kopf nicht höher tragen, als manche ehrsame Hausfrau, die mißtrauisch mit ihr sprach? — Jedenfalls — man fand nicht den Mut, einen Kontrakt zu schließen. Wenn Peter und Tora wieder auf der Straße waren, kämpften sie etwas nieder, was in beiden aufloderte. Enttäuschte Sehnsucht, Kleinlichkeit, wo man Großes erhofft hatte. Heimatlosigkeit . . .

Sie gaben es vorläufig auf, sich einzurichten, und zogen in eine Pension. Peter wollte hier abwarten, ob er den Ruf an die Universität erhielte. Er arbeitete, und Tora hatte viele einsame Stunden. Anfangs bemühte sie sich, Peters Famulus zu werden, aber was Helene befriedigt hatte, blieb ihr stumpf und leer. Tora war kein Mensch für mikroskopische Experimente. Lachend sah Peter, wie sie immer wieder die Geduld verlor. Da sie ihn eigentlich nur störte, ließ er sie bald aus seinem Laboratorium heraus. Fremd schritt Tora an den Menschen vorüber. Es war ihr oft, als ob etwas an ihr haftete, was jeder Gassenjunge sofort bemerkte. Jetzt erst verstand sie Helene ganz. Wie sie, fand sie die Rettung ihrer Menschenwürde in der Einsamkeit. Stundenlange Wanderungen auf herbstlichen Höhen beruhigten Tora. Aber es war nur eine Scheinruhe. Peters vergaß sie in der drohenden Tannendämmerung. Dafür tauchte eine andere Gestalt vor ihr auf und begleitete sie geisterhaft auf ihren Wegen, ohne daß sie sich dagegen wehren konnte. Sie glaubte vielmehr durch dieses Beisammensein zu neuer Erkenntnis zu kommen. Der Feind war gefangen. Aber seine Rätsel

waren noch zu lösen. Alles, was Tora fern vom Lärm der Welt nun wissen wollte. Bald kam es dazu, daß der Gefangene zu sprechen anhub, daß sie seine Klage hörte, erschüttert, als ob sie dem Prometheus begegnet wäre, dem angeschmiedeten Feuerdieb.

Tora kehrte abends oft verstört von ihrer Wanderung heim. Peter sah es. Aber er befragte sie nicht. Trotz allem Schwanken und Wogen gab ihm das Gefühl eine eiserne Sicherheit: sie konnte ihm nicht untreu sein. Sie litt kein Frauenleid, sondern nur den Gram des erkenntnissuchenden Menschen.

Der Winter kam. Als Peter eines Tages einen Dozenten der Universität auf der Straße traf — es war Kollege Dominik, der immer am freundlichsten gegen ihn gewesen — sah er ein verdutztes, fast unangenehm berührtes Gesicht. Peter mußte lachen. „Ja, ich bin noch immer da, Herr Professor! Verzeihen Sie! Ich warte auf meine Anstellung!" „Wir hatten offen gestanden gedacht, daß Sie längst fort wären. Da niemand mehr das Vergnügen hatte, Sie zu sehen . . ." „Na, groß wäre das Vergnügen wohl nicht gewesen? Nehmen Sie mir's nicht übel . . ." „Bitte sehr, Herr Doktor. Da täuschen Sie sich. Bernd Brahes bester Schüler wäre uns höchst willkommen." „Aber sein Schwiegersohn —" „Wie meinen Sie das? Ich wollte sagen — die Dinge haben sich ungünstig gestaltet. Jetzt hat der alte Geheimrat Feldhammer seinen Neffen Doktor v. Moritz eingeführt. Doktor v. Moritz hat leider begründete Aussicht — —" „Ich lasse sie ihm. Ich will überhaupt nicht stören. Ich habe nämlich die Ab-

sicht, bald zu verschwinden." „Gefällt es Ihnen nicht mehr in Freiburg? O, das ist aber schade —" „Meiner Frau gefällt es hier nicht mehr. Auf die Frau muß man Rücksicht nehmen — nicht wahr? Ich empfehle mich, Herr Professor!"

Peter ließ den Kollegen Dominik stehen und ging nach Hause. Es war noch früher Nachmittag. Zu seiner Überraschung traf er Tora, die er „über alle Berge" geglaubt hatte. Sie saß still an seinem Schreibtisch und wartete auf ihn. „Nanu? Du bist nicht fortgegangen? Bei dem schönen Wetter?" „Doch, Peter. Ich war fort. Aber ich kam nicht weit. Ich fühlte mich... etwas sonderbar." Sie sprach sehr matt. Ihr Aussehen war verändert. Besorgt setzte er sich neben sie. „Es bekommt dir hier nicht gut, die ganze Atmosphäre, nicht wahr, Tora — lächle nicht — ich weiß es. Es geht mir genau so. Darum habe ich heut meinen Entschluß gefaßt."

Sie horchte auf. „Was für einen?"

„Ich denke — wir bleiben nicht in Freiburg. Wir gehen nach Waiblingen — zur Mutter..."

Sie stand auf und umarmte ihn. „Ja, Peter," flüsterte sie. „Da kommen wir beide zur Ruhe."

„Da kommen wir beide zu dem — was die Hauptsache ist." — —

Philomena schuf der werdenden jungen Mutter das richtige Nest. Die Alte lebte in ihrem Häuschen schon, als ob sie Waiblingen nie verlassen hätte. Nun war Peter der Wanderer. Tora blieb in der Obhut der alten, fleißigen Frau. Aber Philomena ließ jetzt die

Puppenkleider beiseite und arbeitete an Sächelchen, die für ein Wesen, etwas größer als Puppen, bestimmt waren. Kam jemand von draußen zur Tür herein und sah ihre Arbeit, so verfiel er einem verzeihlichen Irrtum. „Wird das eine schöne, große Puppe, Frau Kugleut! Die haben wohl reiche Leut bestellt?" Die Alte kicherte. „Gar nit so reich! Aber doch!" Sie sagte es in heiterer Ehrfurcht. Der Besuch verstand sie nicht. Tora lag auf dem Sofa und blickte lächelnd zur niederen Decke.

Peter wanderte draußen. In der Luft war flimmernde Kälte — man roch schon den Schnee. Weiße Weihnachten — Friede auf Erden. Peter empfand ihn tiefer, als Tora einst auf Freiburger Wegen. Er glaubte endlich sicher zu werden. Die große Abrechnung kam. Er hatte in Freiburg voni „Lärm" gesprochen, wie von etwas Überwundenem. Nun erst fühlte er, wie er langsam hinter ihm verstummte. Es wurde wirklich still um ihn her. Was für ein wunderbarer Trost lag doch darin, daß jetzt gerade Toras Bild ganz rein vor ihm auftauchte . . .

Er setzte sich auf einen Feldstein. Ringsum lag aufgepflügter Acker, und in den schwarzen Furchen suchten Rehe ihre kärgliche Nahrung. Sie fürchteten nur Hunger, nicht den Menschen. Peter sah in reiner Zärtlichkeit den schönen Geschöpfen zu. Sie konnten nicht wissen, ob er den Tod für sie plante. Aber sie liefen nicht davon. Er griff in seine Tasche und holte das Vesperbrot heraus, das die Mutter ihm mitgegeben hatte. Es drängte ihn, irgend etwas für das hungernde

Getier zu tun. Da galoppierten die Rehe davon. Peter sah lächelnd ihren weißen Lichtern nach. Unvernunft, zog es ihm träumend durch den Sinn. Aber der Mensch ist verdächtig. Das holt man nicht ein.

Er sah in die untergehende Sonne. Ein frostig roter Ball, der das wunderbarste Farbenspiel über den Himmel breitete. Feuerbänder in Violett und Grün und Azurblau. So schied das Herrlichste. Bald kam ein Verblassen. Aber Toras Bild bestand. Wenn Wahrheit wirklich nur eine Spiegelung des Lichts war, siebenfarbig in farblosem Kristall — so mußte man das Zeitatom ergreifen, worin die Beständigkeit ruhte. Der Mensch stand unter der Sonne, ohne Farbe, ohne Licht.

Fröstelnd wandte sich Peter von dem verblassenden Sonnenrot ab. Jetzt entfärbte sich der Umkreis ganz. Und in die harte Deutlichkeit ließ Peters träumendes Auge Gestalten treten, die er lange nicht gesehen hatte. Bernd Brahe ging an ihm vorüber. Aber er erklärte das Geheimnis seines Todes nicht. Er lächelte nur, still und listig, wie immer, als ob er auch im Jenseits die Menschen ärgern wollte. Dem Vater folgte Betty. Sie trug ein Kreuz und lächelte geduldig. Blut war nicht mehr in ihren Adern — alles hatte sie fließen lassen für den, der sie betrogen hatte. Betty schwand. Helene kam. Auch sie, die Zögernde, trug ein Kreuz, aber in ihrem Körper tobte noch das Blut des Lebens. Sie reckte sich, sie schüttelte den unerlösten Leib. Ihr Kreuz hing fest an den Schultern.

Nun kam auch er. In grauer Sträflingskleidung.

Auch Falzaro trug ein Kreuz. Peter sah es mit stockendem Herzen. Es war ein Kreuz von rohem, unedlem Bau, wie das jener Sünder, die neben Christus starben. Aber er trug es. Er suchte im Dämmergrau den Größeren, an dessen Seite er leiden konnte.

Wenn Tora ihn jetzt sähe ... Das durfte nicht sein. Bei dieser jähen Empfindung ertappte sich Peter.

Er stand auf. Da schwanden die Schatten. Im Nebelgrau des Abends ging Peter nach Hause. Auf seiner Stirn lag eine tiefe Furche. Die Wanderung, die ihm das beste gebracht, solange die Sonne zu sehen war, erfüllte ihn nun in der Dunkelheit mit dem Schlimmsten. Er tastete wieder. Sein Glaube verwirrte sich. Was war Manneswert? Wo war der Richter, der ihn wertete? — — Falzaro und er. Ein Lump und ein redlicher Mensch. Tora hatte diese Meinung von ihm — sie ehrte sein Empfinden, sein Wissen. Was besaß Falzaro? Was glühte wie innerste Magie aus dem Eingekerkerten, wohin kein Richter der Welt gelangen konnte? Nur die Tatsache, daß er lebte? — —

Peter schritt langsam die Chaussee entlang, die zum Hause seiner Mutter führte. Jetzt ließ er der Schlange Eifersucht freien Raum. Er wußte nicht, daß er keinen Widerstand mehr leistete, und glaubte sich ruhiger. Er hatte ja nie so klar über Tora nachgedacht. Wenn er hinter ihre Wahrheit kommen wollte, mußte er kalt werden und sie fremd ansehen.

Jetzt stand er in der Stube. Wieder die trauliche Arbeitswärme sorgender Hoffnung, die er so froh ver-

lassen hatte. Seine Mutter saß am Tisch, und Tora lag auf dem Sofa. Scham durchglühte ihn, er griff an die Stirn. Hatte er denn das Wesentliche aller Dinge vergessen? Lebte es nicht in Tora, was die Befreiung gab? — — Zum letztenmal erschien der bleiche Kreuzträger in seiner Zuchthauskleidung. Dann versank er. Für immer.

Wenn Tora nur nicht erriet, woran er dachte. Peter näherte sich ihr. Sie zog ihn neben sich. „Hat dir der Spaziergang nicht gut getan? Du siehst so blaß aus."

„Doch, doch," stotterte er. „Es ist nur ein bissl kalt draußen."

„Trink Tee," meinte die Mutter. „Dann wird dir schon warm."

Er merkte, daß sie unzufrieden mit ihm war. Ihre Hellsichtigkeit hatte sofort bemerkt, daß er Tora nicht liebevoll begrüßt hatte. Das tat ihm wohl. Er hätte sich wie als kleiner Bub von der Mutter abkanzeln lassen mögen. Als tiefer Trost wurde ihm wieder bewußt, daß ihre Treue ganz an Tora glaubte.

Dunkle und helle Tage kamen, Schmerzen und Hoffnungen. Als die Weihnachtsglocken von der Waiblinger Kirche läuteten, gebar Tora Brahe ihr Kind. Die Stunde war schwer. Peter stand, von Pein gekrümmt, am Fenster und starrte in das verschneite Dorf hinaus. Der Mond zauberte ein wundersames Funkelspiel auf all die Ärmlichkeit. Glocken läuteten. War dies wohl solcher Qual wert? Peter konnte Tora nicht mehr ansehen. Auch schoben sich die breiten Gestalten der Mutter und der Hebamme beständig vor die Wöchnerin. Jetzt

stieß Tora einen Schrei aus, hell, fast jauchzend vor Schmerz. Es war eine Botschaft in Herodes Land, draußen zogen die Könige ... Peter wurde hinausgeschickt. Er rannte vor die Tür, er stapfte im knirschenden Schnee, er wurde glühend heiß im Warten. Ein Fensterchen im Nachbarhause, hinter dem die Kerzen eines Christbaumes flackerten, lenkte ihn ab. Er sah hinein, sah Eltern und Kinder. Sie beteten. „Betet für sie," flüsterte Peter. „Ich kann es nicht." Da klingelte ein Schlitten. Er hielt vor Philomenas Tür. Ein vermummter Riese stieg heraus, der Kreisarzt. Peter schlich sich hinter ihm in Toras Leidensstätte. Die Wöchnerin lag ruhig und bleich wie ein Wachsbild. Philomena aber sagte: „Sie kommen grad recht, Herr Doktor. Das arme Ding hat's schwer gehabt. Wo steckt denn der Vater? Peterle, komm nur! Du hast einen kleinen Buben! Ja, einen hübschen, winzig kleinen Buben! Du mein einziger Bub!"

Peter kniete an Toras Lager. Sie legte ihm ihre Hand auf den Kopf.

Drittes Kapitel

Es war sein Kind. Ganz und innerlichst aus seinen Wünschen und Kräften.

Er sah es immer wieder an.

Langsam genas Tora. Als sie an Peters Arm im Garten umherschritt und dann weiter hinaus, den Feld-

weg, sagte sie plötzlich: „Ich habe dich nicht vergessen, Peter.“

Er zuckte zusammen. Sie sah es.

„Aber Liebster. Ich meine natürlich unsern Plan, nach Berlin zu ziehen. Das Kind ist kräftig genug, und ich werde es jetzt können. Ich weiß, was ich dir schuldig bin. Du sollst nicht länger in einem Dorf gefangen sitzen.“

Er konnte nicht sogleich antworten. Unbewußt hatte Tora die beiden Stellen berührt, wo er am empfindlichsten war. Es mochte nur ein äußerlicher Nervenreiz sein, aber es war da. Tora durfte nie von Vergessen sprechen, und das Bild eines Gefangenen wies Peter mit Grauen von sich.

„Ich dank dir. Ich glaube, du hast recht,“ sagte er nach einer Weile. „Ich fühle jetzt erst, wie ich herunter bin. Es ist ja gewiß ein eigentümliches Mittel, von Waiblingen nach Berlin zu gehen, wenn man seine Nerven stärken will. Aber in meinem Fall — ich brauche Arbeit, Reibung — ich muß das Vielgestaltige sehen . . . Du verstehst . . .“

Sie nickte. „Berlin wird gut für dich sein. Mutter hat sich auch schon damit abgefunden.“

Der Abschied von Philomena war trotzdem nicht leicht. Aber die Mutter brachte mit ihrer eigenen Tatkraft darüber fort. Sie sah in das Ziel ihrer Kinder. „Wenn sie nur erst Ruhe finden,“ betete ihr tiefer Instinkt. Sie hatte ein tüchtiges Arbeitsprogramm. Nach Berlin zu kommen versprach sie nicht. Übers Jahr, in der Heimat — da sah man sich wieder. —

Peter, Tora und klein Bernd zogen nach Norden. Peter hatte für Berlin noch keinen festen Plan. Die Freiburger Erfahrungen schreckten ihn ab. Wenn er auch immer an den großen Zug und das andere Lebenstempo der Weltstadt dachte — ihm war es lieber, in der Menge unterzutauchen, als aus ihr hervorzutreten. So verstieß er von vornherein gegen das Berliner Grundgesetz. Träumer und Beobachter wurden hier beiseite gestoßen, solange sie keine Resultate vorwiesen. Menschen, die nicht zeigen wollten, was ihnen Augenblicksgeltung verschaffte, wurden nicht gesehen.

Peter machte zwar vorläufig keine direkte Erfahrung in dieser Hinsicht, aber er spürte die Luft und trachtete, sich einen Bezirk zu gründen, wo sie nicht eindrang. Er fühlte sich von den Berliner Gesichtern nicht willkommen geheißen. Lange hatte er an der peinlichen Empfindung zu tragen, wie fremdartig Tora zwischen ihnen wirkte. Es war doch ein Glück, daß sie nicht mehr Brahe, sondern Kugleut hieß. So war sie eine kleine, ziemlich unscheinbare Dame. Die weltberühmte Tora Brahe aus dem Sensationsprozeß, die man Wochen lang in allen illustrierten Blättern abgebildet gesehen — das war eine andere. Mit der hatte Frau Doktor Kugleut nichts gemein. Sogar in dem Hause, wo Peter sich einmietete, schöpfte man keinen „Verdacht". Es hatte wohl damals in der Zeitung gestanden, daß Tora Brahe sich mit dem Assistenten ihres Vaters verlobt habe, aber für das Glück des berühmten Mädchens hatte man nicht solches Gedächtnis, wie für seine Leiden. Der bürgerliche Abschluß paßte nicht zu der

interessanten Tragödie. Wenn ein Reporter erfahren hätte, wer in Schöneberg, Barbarossastraße 74b drei Treppen, eingezogen war — das wäre freilich eine neue Phase gewesen, denn nun gehörte der letzte Akt Berlin. Aber Herr und Frau Doktor Kugleut hatten Glück. Sie blieben vollständig uninteressante Menschen.

Doch Peter sagte sich, daß er nicht zu sicher werden dürfe. Er hatte es doppelt schwer. Er mußte das Versteckspiel allein treiben, denn Tora war äußerst empfindlich, sobald sie sich nicht zu sich selbst bekennen sollte. Tora war im Grunde ein Kind der Welt. In Berlin, wo alles Streben und Genuß hieß, erwachte sie erst vollends. Nicht das rein Gefühlsmäßige — die herrschende Vernunft befriedigte sie. Sie ging wie berauscht durch die nüchterne Zweckmäßigkeit. Sie freute sich an allem und kaufte viel. Sie genas im Äußerlichen, da ihre inneren Kämpfe sie nun endlich losgelassen hatten.

Peter beobachtete sie. Tora verschönte sich von Tag zu Tag. Sie erregte schon Aufmerksamkeit, ohne daß man ahnte, daß die graziöse, kleine Frau Tora Brahe war. Sie gingen in Theater und Konzerte. Peter folgte ihr willig in die großen Warenhäuser und fand schön, was sie schön fand. Immer respektierte er, daß sie die Reiche war und er ein armer, brotloser Gelehrter. Es fiel ihm nicht ein, ihr Verschwendung vorzuwerfen. Aber allmählich steckte ihr Lebensdrang ihn an. Er fühlte sich in dem ungeheuren Arbeitssaal als Müßiggänger. Trotz seinen Studien daheim und in den Bibliotheken. Er begriff, daß in Berlin nur gegenwärtige

Leistung etwas galt. Daß alles Vergangene zerbröckelte, wenn nicht der Zusammenhang mit dem Neuen als Ergänzung kam. Sollte er aus seiner Verborgenheit heraustreten? Forderte Tora das von ihm? Er konnte es ihr nicht anmerken. Vielleicht schonte sie ihn nur. Vielleicht fürchtete sie, daß mit dem einen Bekenntnis das andere verbunden war, das gefährliche . . .

Als sie eines Abends aus dem Theater heimkehrten, fanden sie ein Telegramm von Helene vor. Die Schwester zeigte ihre Ankunft für morgen früh an. Das freute Peter und Tora. Aber überrascht sahen sie, daß das Telegramm aus Eschenburg gekommen war. Eschenburg! . . . Was hatte Helene dort zu tun gehabt? Aus England mußte sie gekommen sein. Nicht nach Berlin, zu Schwester und Schwager war sie zuerst gefahren? Tora schüttelte lächelnd den Kopf. Dann sah sie Peter an. „Weißt du vielleicht, ob Levin wieder in Eschenburg ist?"

„Aber Tora! . . ."

„Aber Peter! . . . Du hast es doch auch gemerkt. Nun, wir werden ja sehen." —

Helene war frischer als sonst, verjüngt und zugänglicher. Sie hatte etwas Weibliches bekommen, ein rührender Reiz lag über ihr. Tora beobachtete sie. Sie ließ sich von ihr erzählen. Nach dem Zweck des Eschenburger Aufenthalts fragte Tora nicht. Helene schien aber ihre Diskretion als peinlich zu empfinden. Schon in der Droschke rief sie: „Weißt du, was ich jetzt vorhabe, Schwager? Ich gehe nach China! Jawohl, es zieht mich zu den Chinesen!" Sie hatte sich

nicht zu Tora, sondern zu Peter gewandt. Schwager und Schwester lachten ungläubig. „Nein, wirklich! In Kiautschau ist ein großes, deutsches Erziehungsheim gegründet worden! Da möchte ich Lehrerin werden! Der deutsche Botschafter in London hat mit mir darüber gesprochen! Der hat mir Aussicht gemacht, daß ich bald Vorsteherin werde! In England gefällt es mir nicht mehr — da komm ich nicht weiter. Ich muß in einen andern Weltteil, wo man chinesisch spricht. Es reizt mich viel mehr, in Köpfe zu sehen, aus denen ein Zopf wächst, als in gescheitelte, deutsche Bürgerköpfe."

Helene hatte voll sprunghafter Nervosität gesprochen. Tora glaubte ihr nicht. Es waren wohl Ausflüchte. Sie wunderte sich, daß Peter so ernsthaft auf Helenes chinesischen Plan einging. Der seßhafte Peter. Auch er sehnte sich vielleicht nach dem Irgendwo? . . . Das Mittagessen machte man zu einem scherzhaften Abschiedsmahl. Man überbot sich, Helenes Zukunft in Kiautschau zu schildern. Von Zeit zu Zeit flüsterte Helene: „Es ist mir Ernst, Kinder, es ist mir Ernst," aber sie verriet sich durch ihren unruhigen Blick. Da nahm Tora sie nach Tisch in ihr Zimmer. „Lene," sagte sie, die Schwester umschlingend, „ist Eschenburg die erste Station nach China?" Helene lachte, dann schluchzte sie auf. „Ich war bei Levin. Er war drei Monate im Krankenhaus. Er fürchtet nicht mehr arbeiten zu können. Er trägt sich mit Selbstmordgedanken und hat mir alles gestanden. Ich bin nach Eschenburg gereist. Denn ich habe Levin gern, Tora." „Das weiß ich . . . Ach, wie

mich das freut, Lene. Levin ist ein wertvoller Mensch.“ „Das ist er wirklich. Aber er muß gerettet werden. Seine Armut deprimiert ihn zu sehr. Er muß wieder arbeiten können. Eschenburg ist nichts für ihn als eine schlechte Gewohnheit. Du lächelst, Tora ...“ „Nein, ich finde das alles sehr wahr. Habt ihr euch verlobt?“ Helene starrte sie an. „Das ist eine echte Tora! Diese Frage! Plötzlich alles zusammenfassen, womit sich Andere wochenlang herumquälen ...!“ „Das darf nicht sein. Ihr paßt doch so gut zueinander.“ „Tora, Tora ... Du weißt, wie ich bin, und Levin ist ein Künstler.“ „Darum eben. Er wird dich verstehen. Ich glaube auch, es ist gut, wenn du einen Juden heiratest. Ist das dumm? Aber es kommt aus meinem innersten Gefühl.“ „Tora, es ist ...“ Plötzlich umschlang Helene ihre Schwester und drückte sie leidenschaftlich an sich. Tora wehrte sich mit stöhnendem Lachen — der ganze Körper tat ihr weh. „Es ist gut, es ist gut! ... Nun weiß ich Bescheid, Lene! Aber wie seid ihr denn auseinander gegangen?“ „Wir haben beide furchtbar geschimpft.“ „Das kann ich mir vorstellen. Und dann?“ „Ich habe ihm gesagt, daß ich mit dir reden müßte. Ich würde ihm telegraphieren, was du gesagt hast.“ „Das willst du —“ „Ja, das heißt ...“ „Schon gut! Ich schreibe dir das Telegramm!“ Tora setzte sich augenblicklich und schrieb: „Lene ist die beste Frau für Sie, und Sie sind der beste Mann für Lene. Aber geht nicht nach China. Gruß Tora.“ Helene hing lachend und weinend an ihrem Halse. „Nein! Das tun wir nicht!“ —

Helene blieb noch drei Tage in Berlin, bevor sie zu ihrem Rekonvaleszenten nach Eschenburg reiste. In diesen Tagen bekam sie einen Einblick in das Leben Peters und Toras. Die beiden merkten, daß sie nicht damit zufrieden war. „Kinder, ihr seid jetzt ein halbes Jahr in Berlin und kennt keine Menschenseele. In Eschenburg würde ich das begreiflich finden, aber hier? Ihr seid junge gesunde Menschen, ihr habt ein prachtvolles Kind . . .“

„So spricht Lene,“ sagte Tora mit scheuem Lächeln. „Nicht wieder zu erkennen.“

„Das macht das Glück,“ meinte Peter, der abgewandt an seinem Schreibtisch saß.

Doch jetzt fuhr Helene hoch. „Ja, zum Teufel, seid ihr denn nicht glücklich? Versündigt euch nur nicht! Das persönliche Glück ist freilich das einzige Rezept, um mit der Welt fertig zu werden! Aber man muß es auch ernsthaft wollen!“

„Lene, das sind komplizierte Dinge. Wie denkst du dir eigentlich, daß wir beide leben sollten?“

Sie sagte es ihnen. Sie nahm ihnen das Versprechen ab, Wandel zu schaffen. Es war gegen Abend. Eifrig plaudernd stieg man die Treppe hinunter, um einen Konzertsaal aufzusuchen. Da begegnete man Frau Doktor Döberitz, der Gattin des Hauswirts. Sie war eine schöne, schlanke Dame mit braunen, träumerischen Augen. Ihr feines, blasses Gesichtchen unter dem schwarzen Federhut war aufmerksam auf Tora gerichtet. Peter grüßte und ging vorüber.

„Kennt ihr die auch nicht?“ fragte Helene.

„Nur ganz flüchtig.“

„Die gefällt mir. Wie sie dich ansah, Tora ... Ich glaube, das Gute liegt so nahe ...“

„Wirklich, Lene? Gewiß — Frau Doktor Döberitz gefällt mir auch. Sie ist sehr liebenswürdig. Aber ich kann meine widerborstige Menschenscheu nicht los werden. Ich weiß, daß ich ungezogen bin.“

„Ich glaube, du mußt ihr endlich deinen Besuch machen, Tora,“ meinte Peter nicht sehr energisch.

Helene wurde nachdenklich. „Verzeiht mir eine Frage, Kinder ... Glaubt ihr, daß diese Frau über die Vergangenheit orientiert ist? Ich glaub es fast ... Es war ein schöner Blick.“

Tora errötete. „Das wäre freilich ein sehr günstiges Zeichen. Dann hätte ihre Zurückhaltung doppelten Wert.“

„Ich würde mich zu dieser Frau hingezogen fühlen.“ —

Helenes Wärme wirkte auf Tora. Sie wartete noch, bis die Schwester abgereist war, dann entschloß sie sich, zu Frau Dr. Döberitz zu gehen. Als sie vor ihr stand, kam noch einmal ihre Einsamkeit über sie, und sie wurde beinahe fassungslos. Da aber half ihr die schöne, überraschte Frau. Tora fühlte, daß sie alles wußte. Aber Frau Dr. Döberitz rührte mit keinem Wort an die Vergangenheit. Ihre weichen Worte waren voll Verständnis. Auch sie hatte gelitten — das hörte Tora heraus. Frau Dr. Döberitz war kinderlos, ihr Mann ein beschäftigter Arzt — vielleicht war die Ehe nicht glücklich. Aber die anmutige, leidensvolle Frau war ganz Dame. Und ganz Berlinerin. Sie war der neue Frauentyp aus Großberlin, der Tora zum erstenmal ent-

gegentrat. Alles an ihr war beherrscht. Sie schien durchgeistigt jeden Sturm schon hinter sich zu haben. In der Kunst lebte sie und in Kulturaufgaben. Sie führte ein gesellschaftliches Leben, das sie außerordentlich in Anspruch nahm. Staunend sah Tora, was eine moderne Frau zu leisten hatte. Nur beim Anhören schwirrte ihr der Kopf, und sie fragte sich, wie Frau Dr. Döberitz es machte, um den Überblick nicht zu verlieren. Ihr Tag war Stunde für Stunde eingeteilt. Sprechstunden, soziale Rekognoszierungen, Wohltätigkeitsbasare, Vorträge, Theater, Gesellschaften, dabei noch Mitarbeit an einer vornehmen Zeitschrift — diese Frau war für Tora ein Phänomen. „Ich habe keine Kinder, liebe gnädige Frau," sagte Frau Dr. Döberitz wehmütig, als sie Toras Bewunderung merkte. Tora aber erklärte sich ihr Wesen anders. So war die neue Frau, so mußte sie sein. Ihre Aktivität gab dem Manne nichts nach, sie war sogar reicher und beweglicher als der Mann. Helene hatte recht. Tora mußte in die Freiheit hinaus — sie durfte nicht länger in ihrem Versteck bleiben.

Die beiden freundeten sich an. Tora schätzte es besonders an Frau Dr. Döberitz, daß sie aus eigenem Antrieb keinen Versuch machte, sie in das Getriebe zu ziehen. „Sie sollen sich selbst zu Ihren Interessen bekennen," sagte sie. „Ich belästige Sie nicht. Ich verstehe Sie, meine Liebe. Sie glauben gar nicht, wie glücklich ich bin, daß ich Sie gefunden habe." Toras Bescheidenheit konnte nichts erwidern. Aber sie schalt sich einen unverbesserlichen Stock, daß sie Frau Dr. Döberitz nicht auch ihr Glück schildern konnte. Von fern beob-

achtete sie das Leben der schönen Frau. Ob sie ihr wirklich etwas war? Ob sie in dem großen Getriebe zuweilen an sie dachte? Tora rang mit der Bitte, Frau Dr. Döberitz möge sie einmal erproben, sie an irgendeine Stelle bringen, wo sie nützen könnte. Peter hatte seine Arbeit. Genau so erging es Frau Dr. Döberitz mit ihrem Gatten. Zwischen den beiden Männern erwies sich freilich ein großer Unterschied. Dr. Döberitz war ein peinlicher Mensch. Keine Frau fühlte sich in seiner Gegenwart sicher. Er kicherte immer und schielte wie ein brünstiger Gockel. Seine Stimme klang, als ob man auf einen Blechdeckel schlüge. Er schien sich mit seiner aufdringlichen Häßlichkeit an der Schönheit seiner Frau zu rächen. Dieser Mann war das einzige, was Tora an ihrer Freundin nicht verstand. Wie konnte sie sich an solchen Menschen ketten? Sie, die Freie, Kluge, Schönheitsdurstige? Man konnte ihr nicht einmal Groll oder Widerwillen anmerken. Sie sprach mit ihrem Gatten stets gleichmäßig liebenswürdig. Vielleicht hatte sie Respekt vor seiner geistigen Bedeutung. Denn sonst... Peter erklärte nach dem ersten Abend bei den Döberitzens, daß ihn keine zehn Pferde mehr dorthin brächten. Er hätte den Doktor beinahe geprügelt.

Das war ein schlimmes Hindernis für den ersten Berliner Verkehr. Aber Tora hielt sich an die Frau. Hier konnte sie nichts trügen.

Eines Tages äußerte sie, von Unruhe erfüllt, ihren Wunsch. In Frau Dr. Döberitz' Augen leuchtete es auf. Sie küßte Tora. „Das freut mich. Darauf habe ich gewartet. Es mußte aus Ihnen selbst kommen. Jetzt

fühlen Sie Ihre Pflichten. Sie, die wie keine andere für unser soziales Leben berufen ist."

Tora verstand sie nicht, aber sie freute sich und fragte, was Frau Dr. Döberitz denn mit ihr vorhabe.

„Ich bringe Sie zu meiner Mutter. Meine Mutter ist die Frau Geheimrat Leichtentritt in der Bellevuestraße. Bei ihr verkehrt die geistige Elite. Aber fürchten Sie nichts. Sie werden nur wirklich freie, verständnisvolle Menschen finden. Und meine Mutter — die wird Ihre beste Bekanntschaft sein. Das darf ich voraus sagen. Sie kennen wohl ihre Romane? Unter dem Namen Judith Ferner schreibt sie. Nun, die kennen Sie natürlich."

Tora mußte beschämt stottern, daß sie nur von ihnen gehört hätte. Aber sie freute sich auf Frau Döberitz' Mutter.

Peter erzählte sie nichts von ihrem Vorhaben. Sie fürchtete seine Skepsis. Er wütete immer, sobald er den Namen Döberitz hörte. Er wollte ausziehen, um dem Doktor nicht mehr auf der Treppe zu begegnen. Mit gewaltigem Herzklopfen ging Tora dann mit ihrer Freundin zu Frau Geheimrat Leichtentritt. Die milde Dame mit den klugen Augen und dem grauen Scheitel hatte etwas sofort Gewinnendes. Zwar sprach sie viel und hörte sich gern sprechen — auch hatte es für Toras Unrast etwas Bedrückendes, ein so weises Lebensorakel ohne Unterbrechung anzuhören — aber sie setzte sich über Frau Leichtentritts Selbstgefälligkeit hinweg. Sie wollte nur lauschen, nur lernen. Es durchströmte sie wohltuend, daß die kühlen Hände der Greisin ihre heißen, tief er-

regten Hände umschlossen hielten. Freilich gab es ihr einen schmerzlichen Ruck, als eine sehr elegante junge Dame erschien, deren Hände ebenso liebevoll von Frau Leichtentritt behandelt wurden. Es enttäuschte Tora auch, daß ein zweiter Besuch gekommen war. Ihre wehe Empfindlichkeit hatte sich mit Frau Dr. Döberitz einig geglaubt: Ihr erster Besuch sollte nur der Mutter gelten. Vielleicht war es ein Zufall. Aber vor dem Geschwätz von Theater, Mode und Tennisspiel, das Fräulein Sobersky mitbrachte, versiegte der Gedächtnisquell, der in Tora vor einer Mutter aufgestiegen war. Auch schien Frau Leichtentritt zerstreut zu sein. Sie lächelte bewegt zu dem Geplauder des jungen Mädchens und nickte Tora zu, als wollte sie sagen: Ist sie nicht allerliebst?

Bei dem einen Gast blieb es nicht. Entsetzt sah Tora, wie die Tür sich immer wieder öffnete und neue Damen erschienen. Man saß an einem langen Teetisch — Tora war zwischen lebhafte Frauen eingekeilt, sie konnte nicht heraus und hatte nichts zu tun, als bittend oder dankend allerlei Süßes weiterzugeben. Es wurde ihr übel in dieser Atmosphäre. Jede Hoffnung, daß der Besuch bei Frau Leichtentritt ihr einen Gewinn bringen würde, schwand. Auch hatte sie das unbestimmte Gefühl, daß sie nicht, wie sonst, in der Menge untertauchte. Man beobachtete sie. Jede Eintretende schien ihr einen gespannten Blick zuzuwerfen. Tora glaubte immer noch nicht, daß man von ihr wußte. Sie war ja Frau Doktor Döberitz' sicher. Forschend, einen Halt suchend, ruhten ihre Augen auf Frau Leichtentritts

Tochter. Sie hatte sich in diesem Milieu auffallend verändert. Sie verlor ihre Eigenart, sie sonderte sich nicht erheblich von den Anderen ab und schwamm in der üblichen Konversation. Plötzlich aber fiel ihr ein, daß Tora unzufrieden sein könnte. Da erhob sie sich und rauschte zu ihr hinüber. „Sind Sie böse?“ flüsterte Frau Doktor Döberitz, sich lächelnd über Tora beugend. „Ich bin es nämlich auch. Das ist ein richtiger Jour heute. Ich hatte keine Ahnung. Aber es ist wirklich nur Zufall, liebste Frau Tora. Ein andermal . . .“ „Muß man sich vorher orientieren,“ stieß Tora hervor. „Wie meinen Sie? Ach, da kommt ja Fräulein Musäus! Auguste Musäus! Die berühmte Schriftstellerin! Nun wird alles gut!“ Frau Dr. Döberitz lief auf die Angekommene zu. Sie schien sehr berühmt zu sein, denn alles wandte sich zu ihr. Frau Geheimrat Leichtentritt erhob sich und führte sie, was sie sonst nie tat, an den Tisch. Aber plötzlich spürte Tora, daß man rückte, daß der Diener einen Stuhl neben den ihren schob. Das Herz stockte ihr. Frau Leichtentritt brachte die berühmte Schriftstellerin an ihre Seite. Es schien der große Moment des Jours zu sein. Plötzlich ließ man die Masken fallen. Tora wurde der Mittelpunkt der Gesellschaft. Sie verstand es nicht, sie wußte nicht, wohin sie blicken sollte. „Das ist sie!“ rief Frau Leichtentritt bewegt. „Da haben Sie sie leibhaftig vor sich, liebste Musäus, die Frau, auf die Sie so lange gewartet haben! Ich brauche ja nicht erst vorzustellen! Zwei solche Geister kennen sich!“ Man schneuzte sich, man setzte sich wie ein Theaterpublikum zurecht. Was bedeutete denn

das alles? Wäre ich nur erst hier heraus, dachte Tora fiebernd. Die Schriftstellerin gefiel ihr nicht. In den Furchen ihres Mundes lag etwas Kaltes und Verbittertes. Klug war sie sicherlich. Freimütig auch. Aber sie wollte um jeden Preis originell sein. Als sie sich neben Tora niedergelassen hatte, sagte sie kurz: „Also das ist Tora Brahe? Hm. Ich habe Sie sehr bewundert. Aber pardon — gnädige Frau — Sie sind ja verheiratet. Wie heißen Sie eigentlich jetzt?“ „Ich heiße Kugleut,“ flüsterte Tora. Sie errötete über den Namen, den sie einst verspottet hatte. Aber er deckte den andern.

„Ach, nennen Sie sich doch wieder Brahe, Tora Brahe,“ erklärte Fräulein Musäus hart. „Das ist doch Ihr wirklicher Name. So kennt Sie doch die Welt.“ „Man wird es mir überlassen müssen — —“ Vor Toras Augen drehte sich allmählich alles. Sie sah die lächelnden, neugierigen Gesichter mit den Federhüten langsam auf sich zurücken. Die erstickende Luft ertrug sie kaum. Es schmatzte um sie, es lauschte und flüsterte. Sie starrte auf Frau Dr. Döberitz und dann auf die Tür. „Nervös sind Sie noch. Kolossal nervös. Das läßt sich begreifen. Sie Ärmste.“ Fräulein Musäus sagte es mit kaltblütiger Sachlichkeit. „Aber das wird schon besser, wenn Sie erst von Menschen umgeben sind, die an Sie glauben. An Ihnen hat sich die Provinz versündigt. Berlin ist Ihr Boden. Ein Glück, daß meine Freundin Döberitz Sie entdeckt hat.“ „Entdeckt —?“ „Ach, das meint sie nur so!“ rief die Freundin schnell. „Ich habe Sie natürlich mir und meinen Menschen entdeckt, liebste Frau Tora!“ „Ich habe aber nur mit

Ihnen gerechnet!“ Diese Worte von Tora Brahe machten Sensation. Die Damen sahen sich erschrocken an. „Sie beißen ja,“ sagte Fräulein Musäus verblüfft. „Was wollen Sie eigentlich? Suchen Sie keine Anhänger?“ „Ich bin keine Person der Öffentlichkeit und brauche keine Anhänger. Außerdem können Menschen, die mir zum erstenmal gegenübersitzen, unmöglich meine ‚Anhänger‘ sein.“ Die Damen schrien durcheinander. Frau Dr. Döberitz erblaßte und flüsterte mit ihrer Mutter. Die Würdige aber wußte auch keinen Rat. „Ruhe, meine Damen!“ gebot Auguste Musäus, als ob sie einer Versammlung präsidierte. „Darauf mußte man vorbereitet sein! Tora Brahe ist eine Persönlichkeit! Sie gefällt mir so, wie sie ist! Ihre Haltung vor Gericht war prachtvoll! Aber warum stehen Sie denn auf?“ Auf Toras Wangen lag Fieberröte — ihre Augen flackerten — sie bewegte nur die Lippen und suchte die Tür. Die Damen kreischten wie Papageien und hielten sie fest. Es war ein wildes Durcheinander. „Glauben Sie denn, daß wir einen niedrigen Standpunkt haben?“ schrie Auguste Musäus. „Nein, Tora Brahe! Wir haben Sie immer für unschuldig gehalten! Unschuldig in jenem höheren, ich möchte sagen psychopathischen Sinne —“ Jetzt riß sich Tora los und kam zur Tür. Frau Leichtentritt und Frau Döberitz versuchten sie festzuhalten. Aber sie wehrte sich verzweifelt. „Um Gottes willen, Liebste! Fassen Sie sich doch! Wir wollen doch Ihr Bestes!“ „Nein! Verraten haben Sie mich!“ Mit diesen Worten stieß Tora Frau Dr. Döberitz zurück, riß ihren Mantel an sich und rannte die Treppe hinunter. Lange noch glaubte sie die

Stimmen der Frauen hinter sich zu hören. Aber sie war entkommen. Man erkannte sie auf der Straße nicht.

Viertes Kapitel

Peter hörte sie in scheinbarer Ruhe an. Dann sagte er: „Du hättest es mir vorher sagen sollen. Ich hätte dich gewarnt, Tora."

Da fuhr sie hoch. „Wer konnte das wissen? Sie war die Einzige, die ich gefunden hatte! Sie ist die größte Enttäuschung meines Lebens!"

„Ich hab nichts von ihr gehalten. Eine Frau, die solchen Ekel heiratet . . . Aber solltest du nicht zu heftig geworden sein?"

Sie starrte ihn an. „Du wirfst mir etwas vor?"

„Wir wollen nicht weiter davon sprechen. Du bist überreizt."

„Weißt du überhaupt, was in mir vorgeht? Oder sitzest du hier immer bei deinen Büchern?"

„Tora —"

„Ich lebe in einem Gefängnis!"

„Ich glaube, solche Art Gefängnis ist auf dieser Welt die Freiheit."

„Das ist eine Redensart!"

„Mäßige dich. In unser beider Interesse darfst du so nicht mit mir sprechen."

„Ich habe deine Kühle, deine Ruhe satt. Ich weiß nur, daß ich so nicht länger leben kann. Du auch nicht —"

„Denk an das Kind —“

„Das Kind wird andere Eltern brauchen. Verbannte, verkrüppelte Seelen können kein Kind erziehen. Die stehen außerhalb des Daseins.“

„Das ist alles furchtbar übertrieben. Hast du das von Fräulein Musäus gelernt?“

Sie warf ihm einen kalten und drohenden Blick zu. Dann verließ sie das Zimmer. Als sie sich eingeschlossen hatte, bereute sie ihre Heftigkeit. Es fiel ihr wieder ein, wie Peter an ihr gehandelt hatte. Sie war ja vor der ganzen Welt zu ihm geflohen. Nur durch seine Plumpheit hatte er sie gereizt. Er blieb der einzig Zuverlässige. Schon wollte sie zu ihm gehen, als sie die Flurtür zuschlagen und Peters schweren Tritt die Treppe hinunter hörte. Er ging fort. Er war beleidigt. „Gut,“ flüsterte sie zornig. Das erste Zerwürfnis war da. Ein trostloses Weinen schüttelte sie. Sie fühlte sich gänzlich verlassen. Tora war noch keine wirkliche Mutter — ihr junger Geist trachtete in dieser Stunde von dem Kinde fort. Sie starrte ins Dunkel der eigenen Zukunft. Bernd schlief. Dem genügte es, getrunken zu haben, zu schlafen, die Wärterin neben sich. Ein Geschöpf der Eltern, nicht ihr Halt. Wo fand Tora einen Halt? — Sie suchte Zerstreuung. Draußen war alles feindlich. Aber in ihrem Zimmer war nichts, was Trost brachte. Wenn es nur ein winziges Symbol gewesen wäre — sie wollte sich gern damit einsperren, zwischen diesen toten, gleichgültigen Dingen. Sie riß die Schublade ihres Schreibtisches auf. Tora war im Gegensatz zu Peter unordentlich.

Skripturen, Bilder, Erinnerungszeichen — alles lag durcheinander. Sie kramte. Das beruhigte sie. Backfisch-Kindereien fielen ihr in die Hände, über die sie lachen mußte, um dann wieder leise aufzuweinen. Sie war eine andere geworden, eine völlig andere. Plötzlich kam ein Bündel, dessen Berührung sie wie stechenden Schmerz empfand. Hatte sie es vergessen oder danach gesucht? Sie wußte es nicht. Es waren die wenigen Briefe, die sie von Falzaro hatte. Zu unterst lag sein Bild. Sie hatte es in Paris von ihm bekommen. Da war er der Sichere, Starke, Unergründliche noch. „Dein Falzaro" hatte er auf die Rückseite geschrieben. Jetzt sah sie ihn in seinem namenlosen Elend. Geschoren, in Sträflingskleidung, zusammengekauert über der ewig gleichen, geistmordenden Zuchthausarbeit. Ohne Aussicht, ohne Zukunft. War dieser Sturz gerecht? Auch wenn er schuldig war? Sie glaubte an seine Schuld. Obwohl es die Sühne ihres eigenen Vaters galt, war ihr diese Schuld nicht das Wesentlichste. Die Seele Falzaros umschloß mehr. Bernd Brahe war ihm ein Hindernis gewesen — also räumte er ihn fort. Er hatte vielleicht erst nach der Tat an Toras Vater gedacht. Wieland, dem Geflügelten, durften die Sehnen trotzdem nicht zerschnitten werden. Bewunderung hatte er erregt — sollte er nun ein Krüppel sein? Mußte er hinter Gitterstäben durch rohe Gewalt verblöden?

Tora starrte auf Falzaros Bild. Wie er sie anlächelte. Sie wollte das Bild zerreißen. Sie fühlte, daß Peter es von ihr verlangte. Diese Gedanken waren

Sünde und lockten sie dort hinaus, wo kein Ziel mehr war. Sie verabscheute ihn — sie wehrte sich gegen ihn, den Mörder ihres Vaters. Aber er griff in den Teil ihres Wesens, der nicht zu ihrem Sterblichen gehörte. Er verstand sie — — darum blieb er ihr wert. Jetzt reifte etwas in ihr, was ihm viel sein konnte, ohne daß er davon wußte. Sie hatte das große Mitleid mit ihm. Sie war die Einzige auf Gottes Welt, die um ihn weinen durfte. Seine Frau hatte ihn preisgegeben. Helene verachtete ihn. Tora aber sah den Sünder noch an Jesu Tisch. —

Abends sah Peter sie forschend an. Er war überrascht. Ihm hatte das Bewußtsein vom ersten Zerwürfnis den Tag verdorben. Er wollte sofort Versöhnung und glaubte nun ihren Trotz besiegen zu müssen. Als er sie still und stolz sah, unnatürlich bleich und gleichsam gewachsen, stutzte er. Sie mußte ihr Fühlen anderswohin gerettet haben. Sie gab ihm die Hand, als sei nichts geschehen. Er schöpfte Verdacht, aber er wollte nicht weiter denken. Schweigend saß er ihr gegenüber und wußte nicht, was er aß. Sein Stuhl schien unter ihm zu schweben. Schließlich suggerierte er sich die Beruhigung: Mochte kommen, was wollte — er hatte gut an ihr gehandelt.

„Von Lene ist ein Brief da," sagte er plötzlich.

„Hast du ihn schon gelesen?"

„Nein. Er ist an dich."

„Du kannst doch jeden Brief an mich lesen?"

Er öffnete das Schreiben und las es ihr vor. In Eschenburg war ein neues Glück geschaffen worden.

Das sprach aus Helenes Brief. Sie hatte sich mit Levin verlobt. Das Paar wollte nach Bozen reisen und bald heiraten. Lächelnd, unwillkürlich befriedigt las Peter. Erst am Schluß des Briefes wurde er verlegen. Aber er hatte nicht die Geschicklichkeit, Tora eine Zeile zu unterschlagen. Sie mußte alles hören. Da las er weiter: „Nun, in all dem unerhörten Glück kann ich Euch auch eingestehen, warum ich es in England nicht mehr aushielt. In England und der ganzen Welt nicht. Ich wurde von einer Angst gequält, die ich in der Erinnerung nicht schildern kann. Sie galt dem Menschen, der nun fast zwei Jahre im Zuchthaus ist. Ich hatte ihn nicht vergessen. Er lebt — das haftete in mir. Du weißt am besten, Tora, daß Falzaro nie etwas für mich bedeutet hat. Trotzdem fühlte ich mich unsicher vor ihm. Eine Seite meiner Natur wurde durch ihn gefährdet. Er war mein böses Prinzip. Und ich wußte, daß er mich haßte. Da kam es mir in Wachen und Traum: Er wird es im Zuchthause nicht aushalten. Er wird ausbrechen, kühn genug ist er dazu, und dann wird es sein Erstes sein, sich an mir zu rächen. Ach Tora, es war eine furchtbare Zeit. Ich sah ihn immer plötzlich vor mir. In der Schule, auf der Straße und im Bett. Ich fühlte mich im Traum von ihm gewürgt. Aber nun kann ich ja davon sprechen — nun gilt es ja nicht mehr. Jetzt begreife ich erst den Zusammenhang. Es war keine wirkliche Gefahr für mich — ich brauchte nur einen Inhalt — Levin entwaffnet ihn in mir. Levin könnte wehrlos vor seinem Revolver stehen — ich würde mich nicht fürchten.

Das ist mein Bekenntnis. Aber fürchte Dich auch nicht, Tora. Du hast Deinen Peter. Und zu guter Letzt — das Zuchthaus ist ein Grab. Möge sein verfehltes Leben bald darin zu Ende gehen. Lene."

Peter sah noch eine Weile in den Brief. Als er aufzublicken wagte, hatte Tora sich erhoben. Sie schwieg und ging in das Schlafzimmer. Er folgte ihr besorgt. „Liebstes — was hast du denn?" fragte er sanft. „Ich bin nicht wohl. Laß mich, Peter." „Du kennst doch Lenes Art. Sie ist immer ein bißchen plump gewesen. Bei Levin wird sie anders werden." Tora wurde von diesen Worten zu Tränen gebracht. Es schüttelte sie wie ein Krampf. Dann stieß sie hervor: „Geh, Peter! Ich bitte dich! Laß mich allein! Wirklich — es ist am besten so! Du bist gut — aber laß mich! Lenes Brief hat mich geärgert! Ich finde, das Glück paßt nicht zu ihr! Abscheulich! Aber sie bildet sich wirklich ein, daß Falzaro ..." Sie sprach nicht weiter. Mit starren Augen blickte sie vor sich hin. Da legte er sie sanft wie ein Arzt auf das Bett, deckte sie zu und verließ das Zimmer.

Fünftes Kapitel

Die Nächte waren Falzaros Leben. Er haßte den Tag. Was der ihm zeigte — einen kalten Sonnenschimmer im Zellenfenster, fernen Lärm von Straße und Feld — all das gehörte ihm nicht. Es höhnte

ihn, es prahlte mit seinem Bettlerreichtum. Der Tag machte ihm die unerträgliche Knechtschaft fühlbar. Der Tag erfrechte sich, Josef Falzaro Proletenarbeit zuzumuten, seinen Geist zur eigenen Ertötung zu zwingen. Er erinnerte sich, wie lebhaft er als Junge in Menagerien den Wunsch empfunden hatte, Tiger, die hinter Gitterstäben lagen, zu befreien. Weniger um der Gefesselten willen, als um das Entsetzen der behaglichen Philister zu sehen. Er hatte die Bestien gescholten — sie waren stark und dumm, sie wußten sich nicht zu helfen. Nun, da er selbst gefangen war, setzte sich in seinem Innersten der Gedanke fest, klüger zu sein. Er wollte seine Kräfte brauchen. Darum ertrug er, was ihm anfangs unerträglich erschienen. Er arbeitete. Er „führte sich" wie ein resignierter Zuchthäusler. Alles Höhere, alles Hoffende seiner gepeinigten Seele aber konzentrierte sich auf das Eine, ganz Geheime: den Fluchtplan. Er glaubte daran. Er lebte von diesem Plan und malte ihn sich aus in allen Einzelheiten. Falzaro trieb ein seltsam wollüstiges Spiel mit sich selbst. So oft er träumend ein Gelingen sah, so oft auch zwang er sich zur Skepsis. Er wollte nicht vergessen, wie ungeheuer die Schwierigkeiten waren. Kalt wollte er bleiben, das Geringste klar bis zu Ende denken. Deshalb haßte er den Tag. Da wachten die Beobachter. Der Wärter kam, der gleichmütige alte Mann, dem es in dreißig Dienstjahren dasselbe geworden: ein Kranker, ein Irrer oder ein Verbrecher. Jeden Unterschied der Qualen erstickte ihm das Gerassel seines Schlüsselbundes. Dabei hatte er die feinsten Nerven, um ein machtloses Geschöpf zu

belauschen. Er konnte Gedanken lesen, sein drohender Blick traf wie eine Kugel ins Herz. Falzaro war von jeher ein raffinierter Schauspieler gewesen. Vor diesem ehemaligen Feldwebel mußte er seine Kunst verdoppeln. Der Alte konnte ihn nicht ausstehen. Jeder Einbrecher aus der gemeinsten Sphäre war Vater Detmold lieber, als der Hochstapler und Weibermann, der stolze Erbschleicher, der seinen Schwiegervater erschossen hatte.

Wenn es dunkel wurde und er sich pflichtschuldig „schlafen“ gelegt, lebte Falzaro erst. Er konnte das Gewebe seiner Gedanken vor sich ausbreiten, in die schwarze Zelle kam schimmerndes Licht. Niemand störte ihn in dieser vollkommenen Klarheit. Einmal war ihm die Flucht mißglückt — es sollte nicht zum zweitenmal geschehen. Die Kassiber, die er seinem Zellennachbar, einem jüdischen Bankier, geschickt hatte, waren entdeckt worden, die Klopfsignale der Sträflinge wurden belauscht. Falzaro hatte es mit einer umso strengeren Bewachung büßen müssen. Nun war ihm aber geglückt, was ihn mehr dünkte, als wenn er den Kupferberg aus dem Lande Dschamela nach Europa geschleppt hätte: Er hatte zum erstenmal gestohlen. Ein großer, unbewachter Moment war es gewesen; da gelang es der Nr. 36, im Arbeitssaal der Nr. 45, einem Schlosser, die Feile fortzunehmen. Wohl hatte der neidische Kerl, der die Absicht des Diebstahls kannte, Lärm geschlagen. Alle Sträflinge waren untersucht worden. Falzaro aber hatte man die Feile nicht abgenommen. Seine Zirkuskunststücke hatten ihm geholfen. Nun besaß er es, das unendlich kostbare Ding. Er liebte sie zärtlich, seine

abgenutzte Feile. Sie war nicht groß, und was sie ihm geben sollte, ging eigentlich über ihre Kräfte. Für einen dummen Schlosser — für Falzaro nicht. Ihm mußte sie das Tor der Freiheit öffnen. Aber wie unsäglich wurde die Arbeit erschwert. An dem Fenstergitter durfte er nicht feilen, wo es sichtbare Spuren gab — Vater Detmold untersuchte auch die Gitterstäbe. Er mußte immer erst den Mörtel lockern und das Eisen von innen angreifen, um dann die Arbeit sauber wieder mit Kitt zu verschmieren, den er sich ebenfalls verschafft hatte. Außerdem war jedes Geräusch zu vermeiden. Falzaro durfte nur mit Unterbrechungen arbeiten, die Feile immer umwickelt halten, nur die Reibfläche frei. Dazwischen lauschen, mit gesträubtem Haar und klopfendem Herzen. Der Rundgang kam — jede Stunde — jede Stunde. Aber Vater Detmold beging eine Dummheit, er war ein zu korrekter Beamter. Er hielt die vorgeschriebene Zeit seiner Rundgänge inne.

An die Besiegung des Fensters durfte Falzaro glauben. Wenn er auch Wochen lang arbeiten mußte. Er konnte wohl auch seinen schlangenhaft gelenkigen Körper durch die Öffnung zwängen. Aber wenn es dann geschehen war — die größte Schwierigkeit kam erst. Zwei Höfe hatte er zu durcheilen — zwei gewaltig hohe Mauern zu überklettern. Auf den Höfen patrouillierten Posten mit geladenem Gewehr. Falzaro besaß weder eine Waffe, noch eine Strickleiter. Die Leine, die er aus seinem Hemd und Bettüchern herstellen konnte, reichte nur für das erste Stück vom Fenster in den Hof. Außerdem — ohne Helfershelfer — er durfte sich nicht auf solche Mittel

verlassen ... Es schien doch ein ganz unmögliches Wagnis. Trotzdem fürchtete Falzaro den zweiten Teil der Flucht nicht so, wie den ersten. Daß man ihm die Feile fortnehmen könnte, daß das Fenster ewig geschlossen bliebe — nur dieser Gefahr galt seine Furcht. Wenn er erst draußen war, mußte er seinem stählernen Körper vertrauen, seiner Unerschrockenheit, die andere nicht besaßen. Noch einmal glaubte er an die Übermacht des Persönlichen, zum erstenmal ganz ehrlich. Er wollte verblüffen. Der Feind durfte gar nicht zur Besinnung kommen. Daß ein Mensch das wagte, mußte für ausgeschlossen gelten, nachdem er es längst gewagt hatte.

So blieb Falzaro kalt und ruhig. Er legte sich seinen Weg fest, bis dort hinaus, wo man ihn nicht mehr erreichte. Er vertraute draußen seiner eigentlichsten Macht. Auch als entsprungener Sträfling konnte er Seelen in seine Gewalt bringen. Vielleicht gerade dann erst. Vom Schafott auf den Thron — das war in alten Zeiten vorgekommen. Warum sollte jetzt, da doch nur die Kraft den großen „Kurswert" hatte, eine übermächtige Persönlichkeit nicht siegen? Falzaro berauschte sich an dieser Vorstellung. Er formte sich ein immer festeres Zukunftsbild. Nie hatte er soviel Lebensglauben gehabt, wie in seiner schwarzen Zuchthauszelle, die umwickelte Feile in der Hand, auf jedes Geräusch lauschend. Er wollte draußen alles wieder gut machen. Er wollte nur das Heiligtum seines Ichs zum Siege führen. Aus einem Versteck in Brasilien, irgendwo, mußten die Strahlen seines Willens wie eine unentrinnbare Suggestion kommen.

Sie erreichten durch tausend Meilen die beiden Wesen, die ihm gehorchen würden. Sie hatten den Schatz, der ihm gehörte. Der ihn ins Elend gebracht. Bernd Brahes Geld! Bernd Brahes Töchter! Helene mochte ihn verabscheuen, aber sie fürchtete sich vor ihm. Und Tora? Tora hatte er doch umzingelt. Trotzdem man ihn ins Zuchthaus geschleppt. Er hatte ihre Zukunft in sein lebendiges Grab genommen. Toras Seele war ihm verkauft. Hörte sie nicht auf seinen Ruf aus fernster Ferne? Er hatte die Einbildungskraft ihrer Seele. Sie würde schon kommen, wenn er sie rief. Sie würde kommen mit ihren Schätzen und mit ihrer Schönheit. Ja, nicht nur das Geld war Toras Besitz. Falzaro sträubte sich plötzlich gegen sein materielles Verlangen. Was er früher nie empfunden hatte — es tröstete ihn jetzt, sich einzubilden, daß er Tora liebte. Daß nicht nur ihr Geld ... Während er die Feile an den letzten Gitterstab setzte, der elend Gefangene, zitternd, mit wunden Fingern, glaubte er, daß sie in allem Haß auch ihn immer geliebt hatte.

„Du bist meineidig!“ flüsterte er mit fletschenden Zähnen. „So lange du auf der Welt bist, warst du meineidig! Deine Schwester bringe ich um, wenn sie sich weigert, mir Geld zu schicken! Und wenn du dich weigerst, komm ich und befehle dir, daß du dich ausziehst, nackt, denn das willst du ja nur, danach dürstest du ja — nackt willst du sein vor mir — und ich werde dich peitschen!“

In seiner wilden Phantasie hemmte ihn plötzlich der Mond, der voll und bleich in das Gitterfenster

schien. Er prallte zurück. Aus der traurigen Scheibe hatte ihn ein Antlitz angesehen, das er fürchtete. Betty sah er, geisterhaft groß, die arme betrogene Seele. Sie blickte ihn schweigend an. Sie warnte ihn, denn sie liebte ihn noch. Da zog er sich mit einem hastigen Kopfschütteln in die Zelle zurück. In dieser Nacht setzte er die Feile nicht mehr an. Fast hätte er vergessen, die Spuren seiner Arbeit mit der nötigen Sorgfalt zu verwischen. —

Trotzdem er von nun an eine leise Lähmung seines Willens spürte, brachte Falzaro sein Werk zu Ende. Alles war genau berechnet. In der kommenden Nacht konnte er das Gitter aus dem Rahmen heben. Zwischen dem ersten und zweiten Rundgang des Wärters mußte es geschehen. Mochte dann kommen, was wollte.

Die Loslösung des Gitters gelang. Geräuschlos konnte Falzaro sich durch die Öffnung zwängen. Ohne Zögern glitt er an der Wand des Zuchthauses in die Tiefe nieder. Kein Vorsprung stützte ihn. Er klebte mit seinem Willen an der glatten Mauer. Er senkte sich wie in einem erdichteten Fallschirm zur Erde nieder. Plötzlich stand er auf dem ersten Hof. Wie seltsam — niemand hielt ihn in der drohenden Stille. Waren die Posten heute nicht da? Falzaro blickte unwillkürlich in den funkelnden Sternenhimmel empor — er sog sich mit der Luft der Freiheit voll — dann erklomm er die erste Mauer. Gott oder Satan half. Die dunklen Mächte zeigten seinen Füßen Fugen und Vorsprünge. Er kam hinauf, er ritt auf der Mauer, dann sprang er und kam in den zweiten Hof. Aber

ohne Geräusch war das nicht abgegangen. Falzaro wurde sich dessen nur halb bewußt. Er hörte sein Herz mehr als die Schuhe, die auf das Pflaster geschlagen hatten. Jetzt nur weiter. Die zweite Mauer erreichte er auch. Doch als er emporklomm, wurde er angerufen. „Halt! Oder ich schieße!“ Ein Posten stand unter ihm. Es schwindelte Falzaro, aber er lachte. Er fühlte sich ganz sicher. Er antwortete sogar: „Lump du, schieß nur! Mich kriegst du nicht!“ Wie eine Spinne kroch er zum Mauerrande empor. „Halt jetzt! Zum letztenmal!“ Falzaro ritt auf der Mauer, dunkel im Mondlicht abgehoben. Jetzt hatte der Schütze unten ein sicheres Ziel. Es lähmte den Flüchtling plötzlich etwas, wie es im Traum geschieht, wenn unsichtbare Hände einen raschen Entschluß hindern. Falzaro tobte, aber er konnte die Höhe nicht verlassen, eine wollüstige Qual ergriff ihn, und er starrte, auf der Mauer reitend, in das schimmernde Land der Freiheit. „Komm jetzt herunter!“ rief der Posten. „Jawohl, mein Engel!“ höhnte Falzaro und schleuderte sich mit aller Gewalt, den Alp bezwingend, nach der anderen Seite. Da fiel ein Schuß. Der Posten wußte, daß er getroffen hatte — nicht allzu eilig holte er Hilfe herbei. Jenseits der Mauer im Graben fand man den tödlich verwundeten Flüchtling. Er sah an seinen Feinden vorbei in das offene Land, während man ihn forttrug. Es hatte ihn doch betrogen. Erst als die eiserne Mauertür sich für immer hinter ihm schloß, kehrte Josef Falzaro ins Nichts ein.

Sechstes Kapitel

Am Tage von Falzaros Fluchtversuch kam Peter erst abends in seine Wohnung zurück. Er war den ganzen Tag unterwegs geblieben, immer demselben Grübeln preisgegeben. Hatte er ein Weib? War die sein Weib, von der er nichts wußte, wenn er ihr den Rücken wandte?

Das Mysterium Mann und Weib hatte ihn noch nie so bohrend beschäftigt. Er bildete sich allmählich ein, daß er ein Zwitter war oder mindestens ein Zuschauer, ein Packesel der Natur. Das wahre Weib war Tora. Der wahre Mann — nun, der vielleicht, der zum Abschaum der Menschheit gehörte. Ein starres, drohendes Lächeln kam auf Peters Züge.

Als er in seine Wohnung trat, sah Tora ihn in geringer Erregung kommen. Fast gleichmütig ließ sie seine Abwesenheit und Gegenwart über sich ergehen. Aber bei dem unwürdigen Versteckspiel durfte es nicht bleiben. Er wandte ihr den Rücken und setzte sich an seinen Arbeitstisch.

Sie sah ihn an und schwieg. Sein breiter Körper und der blonde Kopf schienen ruhig bei der Lektüre zu sein. Nur zuweilen glaubte sie ein leises Beben zu bemerken. Ihr schlechtes Gewissen verlor schließlich die Geduld. „Sollen wir hier Stunden lang sitzen und uns anschweigen, Peter?“

Er drehte den Kopf zu ihr hin und sah sie durch die Brille an. Seine Augen waren gerötet. „Wie's beliebt,“ sagte er heiser.

Tora sprang auf. „Sage mir jetzt, was du denkst! Meinst du, daß ich meine Pflicht gegen dich verletzt habe? Der Mensch besteht nicht nur aus Pflichten!“

Er erhob sich und stützte die breiten Hände auf den Schreibtisch. „Ich soll dir sagen, was ich denke? Das tät ich gern, aber ich kann's nicht. Ich gäb was drum, wenn ich's könnte. Wenn ich dich noch verstände.“

„Ich auch. Denn ich glaube, du hast mich nie verstanden.“

„Du hast dich sehr verändert, Tora. Du weißt nicht mehr, was du sagst. Ich weiß, daß ich dich verstanden habe, als du zu verstehen warst! Jetzt ist das nicht mehr der Fall! Das ist es, Tora!“ Er zitterte am ganzen Körper.

Sie blitzte ihn an. „Was hast du mir denn vorzuwerfen?“

„Ich habe mich mit allem, was ich bin, für dich erklärt. Die Bedingung wird in solchem Fall nicht ausgesprochen. Sie heißt: entweder oder. Er — oder ich.“

„Peter!“

„Du hältst mich wahrscheinlich für eifersüchtig. Eifersucht ist eine verächtliche Eigenschaft. Gewiß, Tora! Aber sie ist nicht verächtlich, wenn sie gegen heimliche Gedanken geht!“

„Was nennst du denn heimliche Gedanken? Ist es ein Wunder, daß ich an Josef denke? Daß es mir weh tut, wenn er wie ein gefangenes Tier verkommt?“

„Es ist also jetzt erwiesen, daß er noch in dir lebt...“

„Peter! ... Peter! ...“

„Du hast ihn nie überwunden! Du bist niemals wahr gewesen gegen mich!“

„Was nennst du denn wahr? Daß ich dir ganz gehöre? Nur dir? Ist das dein Glaube?“

„Ja, Tora!“

„Du bist ein unglücklicher Mensch, Peter. Du zerstampfst, was sich langsam bilden muß. Was sich so furchtbar quälen muß — für dich.“

„Furchtbar quälen?! Haha! Mich wundert, daß ich nicht verrückt werde!“

„Du warst ebenso unwahr gegen mich, denn du hast mir nie geglaubt. Mein Eid war nichts für dich. Du wolltest nur meinen Körper haben.“

„Tora!!“

„Warum hast du denn für mich gekämpft? Warum hast du den ganzen Krieg gegen den Pöbel auf dich genommen? Durfte Froheimer ins Gefängnis kommen, wenn dein Glaube nicht unerschütterlich war?“

„Nichts ... Die Vergangenheit ist nichts ... Davon red ich nicht ... Das Unrecht der Menschen gegen dich mußte gesühnt werden ... Das ist vorbei. Aber das höhere Gericht — das einzige und letzte — zwischen uns beiden — wie steht es damit? Das muß jetzt entscheiden. Da teile ich nichts mit ihm. Er lebt, aber für dich muß er tot sein.“

„Ich sehe in ihm mißbraucht, was in mir mißbraucht worden ist. Das Große, das Lockende — draußen — irgendwo! Du kennst es nicht, Peter, aber du kannst es auch nicht aus der Welt schaffen. Ich wollte es in mir töten — und mit dem Rest bei dir bleiben.“

„Für mich der Rest? ...“

„Für dich — was von der armen Tora übrig geblieben ist. Wolltest du denn mehr, Peter?“

Da schluchzte er auf und warf sich auf den Diwan. Aber er mußte sich fassen. Das Dienstmädchen trat ein und brachte mit einem scheuen Blick auf ihre Herrschaft die Abendzeitung. Peter wartete, bis die Fremde wieder hinaus war — dann erhob er sich mit hängenden Gliedern und setzte sich an den Tisch. Das rötliche Licht der Hängelampe fiel auf sein gedunsenes Gesicht. Er starrte in die Zeitung, ohne etwas von dem Gelesenen verstehen zu können. Tora stand in die halbdunkle Ecke des Zimmers gedrückt; sie fühlte sich schuldbeladen und doch ohne Schuld, ihr Blick ruhte voll Mitleid auf dem schwer leidenden Manne, aber sie versuchte noch immer ihren Trotz zu behaupten. Da bemerkte sie, daß Peter wirklich zu lesen begann und offensichtlich von einer Nachricht im Innersten gepackt wurde. Seine geröteten Augen öffneten sich weit, die Lippen zuckten, und die starke Hand schlug mechanisch auf das Zeitungsblatt. Was konnte geschehen sein? Wie fern lag ihnen jetzt jede Kunde aus der Welt, und mochte sie das Entsetzlichste melden. Aber von banger Neugier ergriffen trat Tora hinter den Lesenden. Da riß Peter die Zeitung rasch an sich und steckte sie in die Tasche. „Warum verbirgst du die Zeitung vor mir? Was steht denn darin?“ „Laß, Tora ... Laß doch ... Liebes Kind! ...“ Wie sonderbar — jetzt kam die alte Zärtlichkeit wieder in seine Stimme. Er griff sogar nach ihrer Hand. Es mußte doch die Zeitung sein. Er fürchtete etwas für sie, sie sollte nicht

lesen, was er gelesen hatte. Da überraschte sie ihn mit ihrer Geschicklichkeit. Sie griff von rückwärts in seine Tasche, holte die Zeitung heraus und suchte darin. Machtlos saß er dabei. Mit großen, ringenden Augen beobachtete er ihr Suchen, ihr Finden. Dann wußte er, daß sie es gefunden hatte ...

Tora ließ die Zeitung langsam fallen. Ihr Gesicht war weiß geworden — sie ging in das Schlafzimmer. Als er ihr folgte, lag sie auf dem Bett. Er setzte sich zu ihr. Einige Minuten zogen wie Ewigkeiten vorüber, dann fand Peter den Mut zu sprechen. Mühsam, wie aus einem tief befangenen Knaben, kamen die Worte aus ihm hervor: „Das ist also das Ende ... Armer Kerl ... Armer Kerl ... Sei nicht bös, Tora, daß ich das sage.“

Da kam ein schrecklicher Kampf über Tora. Sie zuckte und krümmte sich. Sie warf sich plötzlich leidenschaftlich in die Arme ihres entsetzten Mannes. Dann löste sich alles in ein langes, blutendes Weinen auf. Peter hörte geduldig zu. Er ehrte ihren Schmerz und verstand ihn tiefer, als Tora bewußt war. Schließlich hörte er von ihr die Worte: „Sei auch nicht böse, Peter. Ich weine ja nicht um ihn.“

Er streichelte sie. „Das darfst du aber, Tora. Das darfst du wirklich. Um wen weinst du denn?“

„Ihr Männer seid Rätsel.“

„Ihr Frauen auch.“

„Er ist tot!“ Tora richtete sich auf. Sie starrte mit übergroßen Augen ins Dunkel. „Er ist wirklich tot! Wir brauchen uns nicht mehr zu fürchten, Peter ...“

„Wir, sagst du? ... Das ist gut.“

„Wie meinst du das?“

„So lange er lebte, hat er ein Recht auf uns gehabt, Tora. Nicht nur auf dich — auch auf mich — auf uns alle. Das war das Gemeinsame. Das Leben. Nun ist er plötzlich nicht mehr da. Nun hat er sein Recht verloren.“

„Du sagst das ohne Triumph. Ich danke dir, Peter.“

„Triumph? . . . Mein liebes Kind, ich habe gelernt, daß man nicht triumphieren soll, wenn ein anderer überstanden hat.“

„Peter! . . .“

„Wollen wir zusammen bleiben?“

„Wir müssen zusammen bleiben.“

Sie fanden sich in einer Umarmung.

Dieser Morgenschimmer erstarkte zum Licht. Kein Phantom mehr bedrückte den ernsten Arbeitstag von Peter und Tora. Sie verließen mit ihrem Kinde Berlin, sie kehrten bei Mutter Philomena in Waiblingen ein. Heimaterde war es, was Peter brauchte. Das hatte Tora erkannt, denn sie konnte jetzt mit voller Freudigkeit ihre Gedanken dem Gatten weihen. Nun reifte der Besitz Bernd Brahes zum Segen. Woran Peter nie zu denken gewagt — Tora kaufte ein großes Landgut für ihn. Sie lachte, als es den Erschrockenen zuviel dünkte. Fröhlich gab sie den größten Teil ihres Erbteils dafür hin. So wurde es sicher. Sicher wie sie und ihr Kind. Klein Bernd konnte auf der Heimaterde zum ganzen Menschen reifen. Peter aber war immer ein Denker und ein Bauer gewesen. Hier auf den Traumpfaden des Waldparks und bei wacher Feld-

arbeit fand er, was ihm das Schicksal so lange versagt hatte. Er fand es, weil Tora es ihn finden ließ. Sie wollten beide weiter nichts als aufrechte Menschen sein, ohne Furcht und ohne übergroßes Hoffen. So ziemte es sich für Seelen, die sich weit verirrt hatten. So war es wohl der alten Erde recht.

E n d e

Druck von Wilhelm Hecker in Gräfenhainichen

Werke von Georg Hirschfeld

Dämon Kleist. Novellen.

Die Mütter. Schauspiel. Dritte Auflage.

Der Bergsee. Novelle.

Zu Hause. Ein Akt.

Agnes Jordan. Schauspiel. Zweite Auflage.

Pauline. Berliner Komödie.

Der junge Goldner. Komödie.

Der Weg zum Licht. Märchendrama.

Freundschaft. Novelle. Zweite Auflage.

Nebeneinander. Schauspiel.

Das grüne Band. Roman. Zweite Auflage.

Das Mädchen von Lille. Roman. Zweite Auflage.

Der Wirt von Veladuz. Roman. Dritte Auflage.

Auf der Schaukel. Novellen. Zweite Auflage.

Hans aus einer andern Welt. Roman. Zweite Auflage.

Der Wirt von Veladuz

Im Wirt von Veladuz kämpft die alte und die neue Zeit den urewigen Kampf, der gekämpft wird, solange eine Zeit besteht; in diesem Roman verkörpert in dem wurzelfesten Bauernwirt und seinem elastischen Schwiegersohn, dem Architekten, Spekulanten und Hotelier, der aus dem alten, ehrenhaften Besitz hoch oben in den Schweizerbergen ein Weltbad hervorruft. Wir spüren in heißem Herzen, daß ein solches begnadetes Heimatland den Kampf wert ist, der bis aufs Messer um Sieg oder Tod geführt wird. In diesem Buche ist Georg Hirschfeld ein Dichter und ein Mann zugleich geworden. „Der Wirt von Veladuz" wird seinen Platz behaupten und siegreich mithelfen an der Kräftigung unseres deutschen Schrifttums.

(Berliner Neueste Nachrichten)

Das Mädchen von Lille

Auf epischem Gebiet, und vollends auf dramatischem, hat Georg Hirschfeld bisher nichts Reiferes geschaffen als dieses Buch.

(Berliner Tageblatt)

Das „Mädchen von Lille" ist ein Roman von seltener Feinheit, von großer Innigkeit der Gedanken, die den bösen Rätseln der menschlichen Seele nachjagen. (Volkszeitung, Berlin)

Hans aus einer andern Welt

Hirschfeld, der so bald das Leben und die Menschen beobachten und in dichterische Form zu gestalten gelernt hat, der es mitfühlend schaut in dem bunten Wechsel des Geschehens, hat dem ergreifenden Spiel der Menschenlose ernste Wahrheit und reiches inneres Leben gegeben. In all seinem farbigen Abglanz spiegelt sich die Wirklichkeit darin, mit ihrer Freude und ihrer Qual, nicht mit den Augen des Vorurteils gesehen, sondern hingestellt wie sie ist, und darum zur Teilnahme zwingend. (Badische Neueste Nachrichten)

